

Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1909)

Artikel: Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen
Autor: Gubler, H. / Wirz, R. / Stelzer, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen

III. Klasse

Leitfaden

Bearbeitet von:

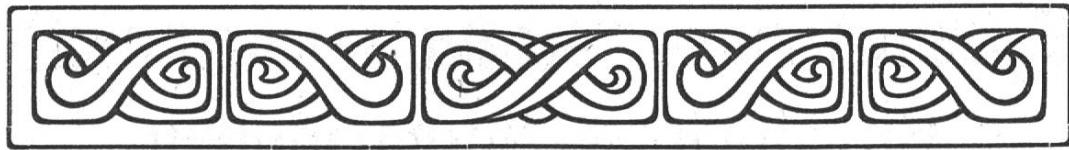
Dr. H. Gubler, Sekundarlehrer, Zürich III

R. Wirz, " Winterthur

J. Stelzer, " Meilen

H. Sulzer, " Zürich III





Bearbeiter: Dr. Gubler, Zürich III.

Kulturvölker des Altertums.

Zur Zeit, da in unserem Lande die Höhlenmenschen noch ihr Dasein fristeten, lebten im Morgenlande bereits Völker, die schon eine hohe Stufe der Gesittung besaßen.

Die Aegypter.

Das Volk. Aegypten, d. h. „die schwarze Erde“, schon im Altertum ein „Geschenk des Nils“ genannt, war von einer Menschenrasse bewohnt, die sich scharf von den Negern schied und die in der Hauptsache mit den heutigen Fellahs übereinstimmt. An der Spitze des Volkes stand der Pharaoh, „das hohe Haus“, neben dem ein mächtiger Adel und eine einflußreiche Priesterschaft eine hervorragende Stellung behaupteten. Freie, aber geplagte Bauern bearbeiteten neben einer großen Anzahl Sklaven das Land.

Wenn die Stände auch ziemlich scharf von einander getrennt waren, so konnte doch ein Beschickter zu den höchsten Würden emporsteigen.

Die Religion. Die Gebildeten besaßen bereits eine Art Eingottsglauben, indem sie annahmen, die Götter seien nur verschiedene Gestalten des Sonnengottes Ra. Besondere Verehrung erfuhr Osiris und seine Gemahlin Isis, die einst im „goldenen Zeitalter“ als Könige über das Land geherrscht haben sollten. Auch Tieren, wie z. B. den Nilrokodilen und dem Apiststier (H'Apis = Seele des Osiris) wurden göttliche Ehren erwiesen. Allgemein verbreitet war der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, die vom Totengericht des Osiris, der sie mit der Wage der Gerechtigkeit prüft, verdammt, oder selig gesprochen wird. Da die Seele zuletzt mit dem Leibe vereinigt als Genosse des Osiris zur Seligkeit eingehen sollte, suchte man die sterbliche Hülle möglichst gut und lange zu erhalten. Durch ein kunstvolles Verfahren (Einbalsamieren) wurde der Leib vor der Verwesung geschützt und in riesigen Grabkammern beigesetzt. Die Gräber seien „ewige Häuser“, die Wohnungen der Lebenden nur „Herbergen“, meinte der Aegypter.

Baukunst. Besondere Auszeichnung erhielten die Königsgräber. Über die Grabkammer ließen die Pharaonen schon bei ihren Lebzeiten durch Sklaven* riesige Steinbauten, die Pyramiden, aufführen. (Chufupyramide 137 m hoch, s der quadratischen Grundfläche 200 m). Die Tempel waren ungeheure, mit massiven, gedrungenen Säulen ge-

* Vergleiche: Die Israeliten in der Knechtschaft.

zierte Kolosse, vor denen sich Sphinge (riesige Tiere, z. B. Löwen- oder Widderleiber mit Menschenköpfen) erhoben, die als Sinnbilder des Gottes Ra gedeutet werden. Zu Ehren desselben Gottes errichteten sie ferner hohe, steinerne Spitzsäulen, Obelisken (Symbole der Sonnenstrahlen). Mit der Baukunst verbanden die Ägypter die Malerei, in der sie ebenfalls schon Großes leisteten.

Kulturzustände. In den Wissenschaften wurden sie die Lehrmeister aller westlichen Kulturrölker. Ihre Schrift, ursprünglich eine reine Bilderschrift (Hieroglyphen), entwickelte sich nach und nach zur Silben- und dann zur Lautschrift. Sie schrieben auf Papyrus. Diese Sumpfpflanze lieferte ihnen überhaupt ein Universalmaterial. Aus ihr stellten sie auch Seile, Matten, Sandalen, Boote usw. her. Die Priester besaßen bereits richtige astronomische und mathematische Kenntnisse, früh schon ist z. B. eine Art Landvermessung nachzuweisen. In der Archäologie sind sie ebenfalls die Lehrmeister der alten Welt, so fand man bei Mumien schon kunstvoll geheilte Knochenbrüche. In der Rechtspflege wurde hauptsächlich darauf geachtet, daß der Verbrecher unfähig gemacht werde, das Verbrechen wieder zu begehen: Einem Falschmünzer wurden die Hände abgeschnitten, ein Verräter von Staatsgeheimnissen verlor die Zunge.

Neben der Landwirtschaft blühte im alten Ägypten eine rege Gewerbetätigkeit. Berühmt waren hanfene und flachfene Gewebe, sowie die Erzeugnisse der Glasindustrie, der Elfenbeinschnitzerei und der Lederbearbeitung. Diese Tätigkeit schuf die Grundlage eines reich entwickelten gesellschaftlichen Lebens, wie es im Westen erst Jahrtausende später einsetzte.

Chaldäer. Assyrer.

Ein anderes uraltes Kulturgebiet bilden die Gegenden am Euphrat und Tigris. In der untern, flachen Ebene erbauten die Chaldäer das gewaltige Babylon und am obern Tigris erhob sich die Hauptstadt der Assyrer, Nine. Diese Völker, in der Religion dem Gestirndienst ergeben, berechneten bereits die Umlaufszeit des Mondes; von ihnen stammt die Einteilung des Tages in zweimal 12 Stunden, der Stunde in 60 Minuten, der Woche in 7 Tage, des Kreises in 360 Gradlinien. Von ihnen übernahmen die Völker des Westens auch Maße und Gewichte. Ihre Schrift, die Keilschrift, rißten sie auf Backsteine oder Tonzylinder. Die Baukunst schuf Werke von ungeheurer Ausdehnung. Da besseres Material fehlte, verwendete man Backsteine, die dem Zahn der Zeit nicht widerstanden.

Hebräer und Phönizier.

In anderer Hinsicht bedeutend sind zwei andere Kulturrölker, die Hebräer und die Phönizier. Erstere, ursprünglich ein Nomadenvolk, erhielten in ihrer Abgeschiedenheit einzlig von allen Völkern den Glauben an einen einzigen, unsichtbaren Gott. Letztere, die Lehrmeister des Westens in Handel und Seeverkehr, wagten sich mit ihren

Schiffen zuerst auf das offene Meer hinaus und vereinigten in ihren Städten Sidon und Tyrus den gesamten Handel der damaligen Welt.

A. Die Griechen.

I. Die ersten Zeiten.

1. Die Urzeit.

Die Griechen, in der Urzeit eingewanderte Volksstämme, bewohnten den Süden der Balkanhalbinsel und die umliegenden Inseln. Das Land ist im allgemeinen ziemlich gebirgig und nur von mäßiger Fruchtbarkeit, sodaß trotz der südlichen Lage dem Boden vielorts die Erzeugnisse durch harte Arbeit abgerungen werden müssen.

Die ältesten Einwohner wurden von den Griechen der späteren Zeit Pelasger, d. i. die Alten, genannt. Unter ihren zahlreichen Stämmen taten sich schon früh die Ionier in Mittelgriechenland und die Achäer im Peloponnes hervor. Nach ihrem Hauptstiz, dem seit 1876 erforschten Mykenä, benennt man jetzt die Kultur jener Zeit. Die Ausgrabungen förderten eine mächtige Ringmauer und ein mit Löwen geschmücktes Tor zu Tage. In den Gräbern entdeckte man zahlreiche Geräte und reichen Goldschmuck. In dieser Urzeit waren wohl die Griechen ursprünglich unter der Oberherrschaft der Phönizier, denen sie hinsichtlich der Baukunst, die Schrift und Handel und Verkehr verdankten.

2. Die heroische Zeit.

Nicht viel bekannter, als die Verhältnisse der Urzeit, sind die Zustände nach der Abschüttung der phönizischen Fremdherrschaft. Ihre Kenntnis verdanken wir fast ausschließlich den beiden großen Heldenepen Ilias und Odyssee, die dem Dichter Homer zugeschrieben wurden. Die Ilias erzählt den sagenhaften Kriegszug der Griechen nach dem kleinasiatischen Ilion (Troja), dessen nun durchforschte Ruinen die Angaben des Epos zum guten Teil bestätigen. Die Odyssee schildert die Heimkehr des schlauesten der griechischen Führer, des Odysseus, durch dessen Kriegslist die Stadt Troja nach 10jährigem Kampfe genommen wurde.

Eine Hauptrolle spielen in diesen Zeiten Götter und Halbgötter (Heroen, daher der Name der Epoche), die handeln in die Geschicke der Stämme und des Einzelnen eingreifen. Die Götter der Griechen waren persönlich gedachte Naturkräfte. Sie unterschieden sich von den Menschen durch Vollkommenheit der Gestalt, durch den Besitz übermenschlicher Kräfte und durch die Unsterblichkeit. Im übrigen hafteten ihnen auch menschliche Leidenschaften und Fehler an, sie liebten und hassen wie die Erdenbewohner.

Aus dem Chaos (dem Durcheinander) entstanden nach der Schöpfungslehre der Griechen Erde, Götter und Riesengeschlechter. Aus den Kämpfen der beiden letzten um die Herrschaft ging schließlich Zeus, der „Vater der Götter und Menschen“ als Sieger hervor. An der Seite der Göttermutter Hera beherrschte er seitdem im Verein mit zahlreichen Haupt- und Nebengottheiten vom Olymp (dem Götterberg) aus alle Geschöpfe.

Eine hervorragende Stellung nehmen neben den Göttern zwei Halbgötter ein. Es sind dies Herakles, der Stammheld der Dorier, und Theseus, derjenige der Jonier. Ersterer verrichtete eine Reihe von Taten, die übermenschliche Kraft erforderten. Dafür verliehen ihm die Götter die Unsterblichkeit. Theseus, dem dieselbe Ehre zuteil wurde, soll Athen von der Fremdherrschaft befreit und den Staat geordnet haben.

Die Verehrung der Götter, die den Guten belohnen und den Bösen bestrafen, erfolgte durch Opfer, die in prächtigen Tempeln dargebracht wurden. Zur Verehrung derselben Gottheit taten sich oft verschiedene Städte (und Staaten) zu einem Gotteshaus zusammen, deren berühmtester derjenige zu Delphi war. In diesem, Apollo geweihten Heiligtum quollten betäubende Dämpfe aus einer Erdspalte. Eine durch dieselben verwirrte Priesterin (die Pythia) stammelte wirre Laute oder Worte, die von den Priestern zu einer Weissagung (einem Orakel) gedeutet wurden. Namentlich in späteren Zeiten wurde von den Griechen nichts Wichtiges unternommen, bevor das Orakel befragt war.

3. Die dorische Wanderung. (ca. 1000.)

Eine gewaltige asiatisch-europäische Wanderung störte auch die griechischen Stämme aus ihren Sizien auf. Von Norden her gedrängt, verließen die Dorier, ein kräftiger Kriegerstamm, ihre Sizie in Mittelgriechenland und drangen bis in den Süden des Peloponnes vor, wo sie neue Staaten, Messenien und Lakonien (Sparta) errichteten. Die alten Achäerstaaten (z. B. um Mykenä) gingen in Trümmer. Einzig die Jonier auf der Halb-

insel Attika hielten den Sturm aus und behaupteten in der Folge neben den Doriern eine führende Stellung. Diese Wanderung machte Mittelgriechenland und die Inseln vorwiegend ionisch, den Peloponnes vorwiegend dorisch.

4. Die Kolonisation.

Früh schon begannen die Griechen, zur Befriedigung des Wandertriebes und hauptsächlich zur Förderung des Handels Α o l o n i e n anzulegen. Ionier, die von den Doriern aus dem Peloponnes vertrieben worden waren, bemächtigten sich der nahen Inselwelt und besetzten von hier aus die Küsten Κ λ e i n a s i e n s , wo sie z. B. die nachmals so bedeutende Hafenstadt Milet anlegten. Flüchtige Achäer setzten sich auf Lesbos in der Gegend von Troja fest. Die Dorier endlich nahmen Besitz von Κ r e t a und dem südwestlichen Küstengebiet von Kleinasien.

Bereits um 800 v. Ch. führten fühne Ionier aus Milet ins schwarze Meer und legten dort Pflanzstädte an, deren Zahl bald bis auf 80 stieg. Darunter war Β y z a n z , das heutige Konstantinopel. Und nun wagten sie sich auch in die westlichen Meere. Auf der fruchtbaren Insel Sizilien gründeten die Korinther das bald mächtig emporblühende Σ y r a k u s . In Süditalien wurden die griechischen Niederlassungen (darunter Sybaris, Kroton, Tarent) bald so zahlreich, daß es den Namen G r o ß g r i e c h e n - l a n d erhielt. An der Rhonemündung gründeten kleinasiatische Griechen M a s s a l i a (Marseille), und auf Korsika entstanden ebenfalls Ansiedlungen. Wenn auch den Griechen in den Phöniziern und Karthagern ebenbürtige Gegner entgegentraten, behaupteten sie ihre Stellung dennoch, bis die eigene Uneinigkeit die Blüte der Kolonien brach.

II. Bildung führender Staaten.

1. Sparta.

Wohl waren die Griechen durch gemeinsame Sprache, gemeinsame Götter, durch Gotteshausbünde und Nationalsspiele geeint; aber das Gesamtgriechenvolk befand sich doch in einem bedauerlichen Zustand der Zersplitterung. Dieser traten einzelne kräftige Stämme entgegen. Unter den Doriern im Peloponnes gelangte Σ p a r t a oder Lakedämon an die erste Stelle.

Die Stände: Die Σ p a r t i a t e n (der dorische Adel), die die Gebiete erobert und den Staat gegründet hatten, waren die eigentlichen Vollbürger. Neben ihnen gab es Π e r i ö f e n , Bauern, die durch Vertrag die Oberherrschaft der Dorier aner-

kannen hatten und denen dafür Freiheit und Besitz der allerdings tributpflichtigen Lecker zugestanden worden war. Politische Rechte besaßen sie nicht, fochten jedoch im Kriege als Schwerbewaffnete mit und galten bei den andern Griechen, z. B. auf den Nationalspielen, als freie Männer. Die Heloten, alle „die mit dem Speer in der Hand“ Bezwungenen, waren Staatsklaven, welche den Vollbürgern zugeteilt wurden. Die Vollbürger, welche aus Furcht vor Erhebung der zahlreichen Untertanen in Sparta zusammenwohnten, ließen durch junge Spartiaten, eine Art Landjäger, die abhängige Bevölkerung scharf überwachen; die strengsten Mittel wurden angewandt, um Empörungen vorzubeugen.

Leitung des Staates. An der Spitze des Volkes standen zwei Könige (Häuptlinge), die als Priester, Richter und Heerführer amteten. Ihre Gewalt wurde eingeschränkt durch die Gerusia, den „Rat der Alten“, die über todeswürdige Verbrechen urteilte, dem Volke Gesetze vorlegte und falls dieses einen „krummen Weg“ wählte, mit den Königen zusammen seine Beschlüsse aufhob. Später wählte das Volk als Gegengewicht gegen Könige und Gerusia fünf Ephoren. Diese überwachten Könige und Bürgerschaft und nahmen zuletzt auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand, so daß sie die tatsächliche Regierung bildeten. Die letzte Entscheidung stand bei der Volksversammlung, die alle Monate stattfand. Die Spartiaten, die allein daran teilnehmen durften, stimmten durch Zuruf oder Auseinandertreten über die Vorslagen ab, das Wort hatten nur die Könige und die Mitglieder der Gerusia.

Die Erziehung des Volkes. Da die Spartiaten an Zahl den Periöken und Heloten nachstanden (ca. 9000 dorische Herrengüter, 30,000 Periöken) ging ihr ganzes Bestreben dahin, durch kriegerische Tüchtigkeit sich die Herrschaft zu sichern. Demgemäß war die ganze Erziehung auf die körperliche Ausbildung gerichtet. Vom 7. Altersjahr an blieb der Spartaner stets fort in kriegerischer Zucht. Auch die Mädchen nahmen an den gymnastischen Übungen teil. Die Pflege der Geisteskräfte wurde fast ganz vernachlässigt. Einseitig war diese Ausbildung, aber sie erfüllte ihren Zweck. Dank der kriegerischen Tüchtigkeit errangen die Spartaner die Vormacht im Peloponnes, dessen Stämme sie zu einem unter ihrer Führung stehenden großen Bunde vereinigten. Diese spartanische Verfassung, wohl ein Produkt vieler Menschenalter, wurde schon früh einem Gesetzgeber Lykurg (ca. 800) zugeschrieben, dessen Person jedoch sehr sagenhaft ist.

2. Athen.

Königtum. Adels herrschaft. Das wichtigste ionische Gemeinwesen war ursprünglich ebenfalls ein Königstum, doch gelang es hier bald dem Adel, die Herrschaft an sich zu reißen. Die Masse des Volkes hatte keinen Anteil an der Regierung. Der arme Zinsbauer entrichtete dem Herrn ein sechstel des Bodenertrags, der Zinsfuß war 12 Prozent! Wer nicht bezahlen konnte, fiel in Schuldsklaverei. Da geschriebene Gesetze fehlten, war es den Richtern leicht, ungestrafst parteiische Urteile zu fällen.

Die Solonische Verfassung. Da berief (594) das Vertrauen des Volkes Solon zum Gesetzgeber. In einer allgemeinen Lastenabschüttung bestimmte er, daß alle auf den Grundstücken lastenden Schulden getilgt seien. Die Schuldsklaven im Lande wurden freigelassen, die außer Landes befindlichen, soweit möglich, aus Staatsmitteln zurückgekauft. Die Schuldsklaverei wurde abgeschafft. Um die Staatslasten gerechter zu verteilen, verfügte Solon, daß die Athener nach ihrem Einkommen aus Grund und Boden in 4 Klassen zerfallen sollten. Die erste, die 500 und mehr Scheffel Getreide (à 52 l.) oder 500 Eimer Wein (à 39 l.) erntete, mußte die Kriegsschiffe ausrüsten und für eine würdige Ausstattung der Götterfeste sorgen. Die zweite Klasse mit 300 — 500 Scheffeln oder Eimern, stellte die Reiterei, die dritte mit 150 — 300 Scheffeln oder Eimern, die schwerbepanzerten Fußsoldaten (Hopliten). Die vierte Klasse mit weniger als 150 Scheffeln, oder ohne Grundbesitz, wurde nicht eigentlich eingereiht, bildete aber eine Art Landsturm. Nach dem Besitz waren auch die Steuern, die gelegentlich erhoben wurden, berechnet. Da die 3 ersten Klassen mehr an die Staatslasten beitrugen, sollten sie auch mehr Rechte haben. So wurden die Beamten nur aus den drei oberen Klassen genommen und die Staatslenker gehörten sogar nur der ersten Klasse an. Die höchste Gewalt stand bei der Volksversammlung, an der die Bürger sämtlicher vier Klassen — nur Ausländer und Sklaven waren rechtlos —, teilnahmen. Hier wurden die Beamten gewählt, Gesetze erlassen, über Krieg und Frieden entschieden. Hier mußten die Beamten Rechenschaft über ihre Amtsführung ablegen. Ein Rat aus 400 (später 500) Mitgliedern bestehend, beriet die Gesetze vor und 9 Regierungsräte, oder Archonten, führten sie aus. Ein aus den Bürgern ausgelostes Geschworenengericht besorgte die Rechtsprechung. Der „zweite Lenker des Staates“, der Areopag, bestand aus den abtretenden Archonten, die ihr Amt tadel-

los geführt hatten. Er übte die Blutgerichtsbarkeit aus, wachte über das Verhalten der Bürger und die Ausführung der Gesetze. Jeder Bürger, der sich nicht einer politischen Partei anschloß, wurde als ehrlos erklärt.

Die Erziehung des Volkes. Die Erziehung der jungen Athener war weniger öffentlich als in Sparta; sie war mehr der Familie überlassen. Man strebte eine möglichst harmonische Ausbildung von Körper und Geist an und erreichte dadurch, daß Athen nicht nur tüchtige Krieger, sondern auch große Gelehrte und Künstler hervorbrachte.

Die Thyrannis. Trotz ihrer Vorfürde blieb aber die Solonische Verfassung nicht unangefochten. Wie anderwärts in Griechenland gelang es auch in Athen einem Adeligen, sich mit Hilfe des Volkes zum Herrscher, Thyrannen, aufzuwerfen. Die Athener entledigten sich allerdings der Thyrannis schon nach kurzer Zeit und führten, um eine Wiederholung zu verhindern, das Scherbenrecht ein. Die Volksversammlung wurde jeweilen angefragt, ob jemand da sei, der infolge seines Ansehens der Verfassung gefährlich werden könnte. Zeigten 6000 Stimmstäfelchen (Scherben) den gleichen Namen, so wurde der Betreffende aus Athen verbannt, ohne daß dies aber seiner Ehre schadete.

III. Die Freiheitskriege.

Während die Griechen, im Besitze der kleinasiatischen Küste, nach Osten vordrängten, stellte sich ihnen ein asiatisches Volk, das seine Macht nach Westen ausbreiten wollte, die Perseer, entgegen.

1. Der ionische Aufstand.

Um 500 v. Ch. erhoben sich die kleinasiatischen (oder ionischen) Griechen, unterstützt von Athen, gegen die Perseer, die durch die Eroberung des lydischen Reiches ihre Nachbarn geworden waren. Nach anfänglichen Erfolgen wurden die Ionier aber bald überwunden und die Teilnahme des Mutterlandes gab den Siegern Anlaß, auch gegen dieses vorzugehen.

2. Die Perserzüge.

Der erste Rachezug erreichte zwar nicht einmal Griechenland und der zweite endete mit einer Niederlage der Perseer bei Marathon in Attika (490), wo sie von den Athenern unter Miltiades geschlagen wurden. Nun versuchte der Großkönig

Xerxes durch ein ungeheures Heer die Griechen zu erdrücken. Trotz des todesmutigen Widerstandes der Spartaner unter Leonidas drang er durch die Thermopylen in Mittelgriechenland ein und verbrannte Athen. Allein es gelang Themistokles, einem Athener, die griechische Flotte zu einigen. Bei Salamis brachte diese den Persern eine entscheidende Niederlage bei, sodaß Xerxes entmutigt heimkehrte. Das zurückgelassene Landheer wurde im folgenden Jahre bei Plataä (in Böotien) geschlagen. Der persische Ansturm war vollständig abgewiesen.

3. Der athenische Seebund.

Die Griechen ihrerseits gingen nun selbst zum Angriff vor. Die Führung hatte Athen übernommen, das durch einen Seebund (Stifter Aristides) namentlich die Inseln an sich gefestet hatte. Es gelang, die kleinasiatischen Griechen wieder zu befreien und den persischen Einfluß im ägäischen Meere für Jahrzehnte zurückzudrängen.

IV. Das Perikleische Zeitalter.

Nach den glorreichen Perserkriegen wurde Athen noch mehr als früher der Mittelpunkt der griechischen Gesittung. Als Haupt des mächtigen Seebundes hatte es nicht nur eine gebietende Stellung, sondern es zog durch die reichlichen Tribute der Bundesmitglieder, die allerdings nach und nach zu Untertanen herabsanken, großen ökonomischen Nutzen. An der Spitze Athens stand Perikles, eine so machtvolle Persönlichkeit, daß sie dem ganzen Zeitalter den Namen gab. Durch das Vertrauen des Volkes an die erste Stelle im Staat berufen, leitete er durch die Macht seines Geistes die Geschicke seiner Vaterstadt.

Ökonomische Blüte. Sein Bestreben ging hauptsächlich dahin, den Staat zu festigen, auszubauen und die Kräfte nicht in unfruchtbaren Eroberungen zu zerstreuen. So galt seine Hauptfahrt der Entwicklung von Handel und Industrie. Um diese zu fördern, baute er den Piräus zu einem Musterhafen aus. Zugleich schützte er die blühende Industrie, die namentlich in der Herstellung von Tongeschirren (Vasen!) hervorragendes Leistete.

Blüte der Baukunst. Handel und Industrie lieferten dem weise verwalteten Staat die Mittel zur Ausschmückung der Stadt. Neben Nutzbauten, wie z. B. der Befestigung der Häfenanlagen, die durch die sogenannten „langen Mauern“ in die athenische Befestigung mit einbezogen wurden, erhoben sich bald in herrlichem Ebenmaß vollendete Tempel. Die Akropolis, ehemals

eine Festung, wurde in eine Götterburg umgewandelt. Durch die Prophyläen, ein mächtiges Säulentor, schritt man zum Parthenon, dem mit herrlichen Säulengängen* umgebenen Festtempel der Stadtschutzgöttin Pallas Athene, einem Bau, der in seiner Einfachheit noch in Ruinen Bewunderung erregt. Weithin leuchtete das von Phidias, dem berühmtesten Bildhauer des Altertums erstellte Standbild der Göttin über die Stadt hin. Nördlich vom Pantheon erhob sich das Erechtheion, das als das vollendetste Bauwerk der Alten galt. Ein Odéon diente musikalischen Zwecken und die Pinakothek enthielt umfassende Gemälde-Sammlungen.

Blüte der Dichtkunst. Neben den bildenden Künsten fand auch die Dichtkunst ihre Stätte. Während früher neben der Lyrik hauptsächlich das Heldengedicht gepflegt worden war, erschien jetzt als eigentliche Frucht dieses Zeitalters das Drama, entstanden aus der Verherrlichung der Götter. Schon früher hatte an den Dionysosfesten (Dionys oder Bakkhos = Weingott) ein Vorsänger, begleitet von einem Chor, die Taten des Gottes erzählt. Nunmehr stellte man dem Chor sogenannte Antworter (erst zwei, dann drei) gegenüber, wodurch nach und nach die Erzählung in eine Handlung verwandelt wurde. Aus dieser entwickelte sich, da auch weltliche Stoffe, vor allem Helden sagen, dargestellt wurden, das Drama. Die Theater, ursprünglich Holz-, nachher Steinbauten, bestanden aus einem Bühnengebäude, dem Tanzplatz des Chores und den sich kreisförmig anschließenden, ansteigenden Sitzplätzen. Das Schauspiel, ein Teil des Gottesdienstes, wurde zu einer der hauptsächlichsten Bildungsgelegenheiten und der Staat bezahlte, damit auch der ärmste Bürger teilnehmen konnte, auf Verlangen das geringe Eintrittsgeld.

Blüte der Wissenschaften. Auch die Wissenschaften blühten: Herodot beschrieb die Geschichte der Griechen bis zu den Perserkriegen in so trefflicher Weise, daß er sich den Bei-

* Bei der Säule unterscheidet man gewöhnlich drei Teile: Basis, Schaft und Kapitäl. Der älteste Baustil verwendete hauptsächlich die schwere, gedrungene dorische Säule, die, nach unten anschwellend, der Basis entbehrt. Ihr Kapitäl wird von einem einfachen Bulst gebildet. Die ionische Säule ist schlanker, besitzt eine Basis und ein schnecken- oder spiralförmiges Kapitäl. Ihre Weiterentwicklung brachte die korinthische Säule, die sich durch ein reicheres, meist aus Blattornamenten (Akanthus) bestehendes Kapitäl von der gewöhnlichen ionischen unterscheidet. Die Blüte des korinthischen Stils fällt in die spätere (röm.) Zeit.

namen eines „Vaters der Geschichte“ erwarb. **S o f r a t e s** (starb 399), ein Philosoph (= Freund der Weisheit), suchte durch seine Lehre die wahre Erkenntnis der Tugend zu fördern und entwickelte schon Gedanken, die mit den heutigen Ansichten über Sitte und Charakterbildung im Einklang stehen. **A r i s t o t e l e s** galt als der klarste Denker der alten Welt. Bis ins Mittelalter waren seine Werke die Hauptquelle aller Wissenschaft.

V. Der Untergang Griechenlands. Alexander der Große.

1. Bürgerkrieg und Niedergang.

Athen war nicht imstande, seine Hegemonie (Vorherrschaft) auf die Dauer zu behaupten. Die Eifersucht zwischen den beiden führenden Griechenstaaten Athen und Sparta führte zum sogen. **p e l o p o n n e s i s c h e n K r i e g**, in welchem der Kriegerstaat Sparta siegte. Aber seine thyrannischen Vögte erregten den Unwillen der Beherrschten und schließlich erfolgte ein Aufstand der **T h e b a n e r**, denen sich andere Unterdrückte anschlossen. In zwei Schlachten besiegte **E p a m i n o n d a s**, der geniale thebanische Feldherr, durch seine **s c h i e f e S c h l a c h t o r d n u n g*** die Spartaner. Allein Epaminondas fiel und Theben vermochte nicht, die leitende Stellung beizubehalten. Der letzte Versuch, einen nationalen Völkerbund unter Leitung des mächtigsten Staates zu begründen, war fehlgeschlagen.

2. Philipp von Makedonien.

Die Uneinigkeit der Griechen, ihre unablässigen Bruderkriege, machten es ihrem nördlichen Nachbarn, dem König Philipp von Makedonien möglich, ihre Freiheit zu zerstören und sie zu unterwerfen. Die Makedonier galten bei den Griechen als Barbaren, ihre Könige zwar rühmten sich stolz griechischer Abstammung. Den einsichtigen Hellenen konnte die von Norden drohende Gefahr nicht verborgen bleiben. In machtvollen Reden machte der athenische Redner **D e m o s t h e n e s** darauf aufmerksam; vergeblich. Selbst die größte Gefahr vermochte die Griechen nicht mehr zu einen. In der Schlacht von **C h à r o n e a** (338 v. Ch.) wurden sie von

* Epaminondas wußte, daß auf dem spartanischen rechten Flügel der König mit den Tapfersten kämpfte. Deshalb stellte er seinen linken Flügel 50 Mann tief auf und ließ den rechten sich nur verteidigen. So sahen sich die Spartaner gerade da, wo sie am stärksten zu sein glaubten, mit unwiderstehlicher Gewalt angegriffen.

Philip besiegte, der, um sie zu gewinnen, sich nicht zu ihrem König machte, sondern sich nur zu ihrem Oberfeldherr ernennen ließ. Um Makedonier und Griechen zu vereinen, beschloß er einen Nationalkrieg gegen die Perser, wurde aber während den Vorbereitungen ermordet. Sein junger Sohn Alexander aber ging, nachdem er die Griechen völlig unterworfen hatte, daran, die Eroberungspläne des Vaters auszuführen.

3. Alexander der Große.

Die Eroberung des Perserreiches. Mit nur 30,000 Fußsoldaten und 5000 Reitern, darunter vielen Griechen, unternahm Alexander den Kriegszug gegen das gewaltige Perserreich, das seinen Ansturm nicht aushalten konnte. Er erzwang sich den Einlaß in Kleinasien und eroberte in raschem Zuge die für die Verbindung mit der Heimat so wichtigen kleinasiatischen und syrischen Küstengebiete. Bergebllich stellte sich ihm der Perserkönig Dareios bei Issos (333) entgegen, um ihm den Eintritt in die syrische Ebene zu verwehren. Sein Heer wurde geschlagen und seine Familie gefangen genommen. Um das Perserreich vollständig zu entwurzeln, zog jetzt Alexander nach Ägypten, wo er als Befreier empfangen und von den Priestern als Gott begrüßt wurde. Im Delta legte er den Grund zur der Stadt Alexandria, das bald zum Welthandelsplatz emporblühte. Erst jetzt wandte er sich gegen die innerasiatischen Gebiete und überschritt den Euphrat. In den Entscheidungsschlachten von Gaugamela und Arbela vermochte selbst die Gesamtheit der persischen Völker der makedonischen Phalanx* nicht zu widerstehen. Babylon und Susa öffneten die Tore. In Persepolis, der heiligen Stadt der Perser, erbeutete Alexander allein 120,000 Talente Silber. (700 Millionen Fr. Metallwert, heutige Kaufkraft 4 — 5 Milliarden Fr.!) Als Dareios auf der Flucht durch einen ungetreuen Statthalter den Tod fand, trat der Makedonerkönig als sein Rächer und Nachfolger auf.

Der Feldzug nach Indien. (327/26) Die Eroberung des Perserreiches genügte Alexander nicht. Die ganze Welt sollte makedonisch werden. Er unternahm einen Zug nach Indien, überschritt den Indus und gelangte bis an den Grenzfluß des Penschab, wo er aber durch den Widerstand seiner eigenen Soldaten zur Rückkehr genötigt wurde.

* Phalanx: Das schwerbewaffnete makedonische Fußvolk stand in einem 16 Glieder tiefen Gewirthen, dessen vorderste 5 Glieder die 16 Fuß langen Stoßlanzen vorstreckten.

Sein Ende. Nach Persien zurückgekehrt, widmete sich Alexander dem Ausbau seines gewaltigen Reiches. Seit der Bevölkerung des Dareios bevorzugte er, sehr zum Missvergnügen seiner Makedonier, persisches Wesen. Nach seiner Verheiratung mit der schönen Roxane, „der Perle des Ostens“, richtete er seinen Hofhalt vollständig nach orientalischer Art ein und gefiel sich auch darin, sich als Gott verehren zu lassen. Wehe dem, der es wagte, ihm entgegenzutreten. Sein treuester Freund war dann des Todes sicher. Alexander hoffte, durch eine Verschmelzung der Griechen und Perser die Kultur der ersten nach Asien zu verpflanzen, dem Westen dagegen die Schätze des Morgenlandes zu erschließen. Allein dazu reichte eine kurze Spanne Zeit nicht aus und als Alexander schon 323 infolge der Anstrengungen und der darauf folgenden üppigen Lebensweise erkrankte und noch nicht ganz 33jährig starb, mußte das kaum geschaffene Reich zerfallen. Ehrgeizige Generale vernichteten die ganze königliche Familie und aus den Wirren und Kämpfen um die Herrschaft gingen schließlich drei Großmächte hervor: Makedonien mit Griechenland, Syrien und Ägypten.

4. Der Hellenismus.

Während die griechische Nation, politisch ohne jede Bedeutung, unter der makedonischen Herrschaft saufzte, eroberte ihre Kultur die ganze Welt. Als Kriegerleute, Handwerker, Gelehrte und Künstler zogen Griechen nach dem Orient. Ihre Sprache, mit makedonischen Bestandteilen gemischt, durchdrang alle Schichten der Bevölkerung des Ostens. Die neu aufblühenden Städte erhielten durchaus griechisches Gepräge. An erster Stelle stand Alexandria in Ägypten, das in der Folge der Hauptsitz der gelehrten Studien wurde und z. B. eine Bibliothek von 700,000 Rollen besaß. Mit ihm wetteiferte in künstlerischer Beziehung das kleinasiatische Pergamon, wo vor allem die Bildhauerkunst neu erblühte. Noch jetzt gehören die Werke dieser Epoche — Laokoon, farnesischer Stier, borghesischer Fechter — zum Schönsten, das je geschaffen wurde. Längst nachdem Hella's Größe vorbei, lebte und wirkte noch die feine attische Bildung. Überhaupt war ein geistiger Schatz der Bildung, Wissenschaft und Poesie gewonnen, der unvergänglich blieb; auch die griechischen Künste sollten für die nachfolgenden Geschlechter vorbildlich werden. Und wurden auch die Griechenstaaten die Beute des kriegstüchtigen Römers, die hellenische Kultur bewies ihre Überlegenheit und Lebenskraft dadurch, daß der Sieger selber sie annahm.

Bearbeiter: R. Wirs, Winterthur.

B. Die Römer.

Ursprung der Stadt Rom. Ähnlich wie Griechenland, war Italien ursprünglich von einer Menge selbständiger Völkerstämme bewohnt. Mit der Zeit erlangten drei Völker überwiegende Bedeutung: die Etrusker, welche von der Poebene bis zum Tiber reichten, die Latiner, die sich von diesem Flusse südlich der Küste entlang zogen und die Sabiner im höchsten Apennin und mehr gegen Süden. Aus Elementen dieser drei Völker, vor allem aus Latinern, bildete sich die Ansiedlung Rom, ungefähr da, wo die drei Länder zusammenstießen und wo der Tiber imstande war, kleine Meerfahrzeuge zu tragen. Die gute Handelslage war wohl für die Gründung mitbestimmend.

I. Rom in einfachen Verhältnissen.

1. Die Stände.

Die Patrizier. Jahrhunderte lang reichte Rom nur wenig über seine Stadtmauern; die umliegende, nähere Landschaft bildete das Erwerbsgebiet der Bürger, die durchaus Bauern waren. Sie gliederten sich in Geschlechter und nannten sich Patrizier, d. i. Väter*. Sie hatten allein Zutritt zu den Aemtern, Anteil am Gemeindeland und nur sie waren zum Kriegsdienst verpflichtet. Unter sich genossen alle die gleichen Rechte.

Die Plebejer. Außerhalb der Geschlechter stand ein weiterer, wichtiger Volksteil. Es waren wohl Untertowfene, eingewanderte Kaufleute und Handwerker, die der Römer verächtlich die Plebs, d. i. der Haufe, nannte. Der Plebejer hatte weder das Ehrerecht mit dem Patrizier, noch Anteil an den Aemtern, noch Stimm- und Kriegsrecht und wurde deshalb nicht zum „römischen Volke“ gezählt.

* Die Namengebung beruhte auf den alten Geschlechtsverbänden. Nicht der Name des Einzelnen, sondern das Geschlecht ist die Hauptsache: z. B. Julier, Cornelier, Fabier, Claudier. Vornamen waren z. B. Gaius, Markus, Publius. Ein dritter Name bezeichnete einen Zweig des Geschlechts. Gaius Julius Cäsar. 1. Vorname. 2. Geschlecht. 3. Zweig des julischen Geschlechts.

2. Das Königtum.

Die Patrizier wählten als obersten Staatsleiter den König. Wie der Hausvater über die Familie, besaß er über das Volk unbeschränkte Gewalt. Er war der oberste Priester und Richter und der Anführer im Kriege. Er trug den Purpurmantel, den goldenen Eichenkranz und das Scepter. Zum Zeichen seiner Macht über Leib und Leben begleiteten ihn die Lictoren, Gerichtsdienner, die Rutenbündel und Beil trugen. Die Sitte wollte es, daß der König bei wichtigen Staatsgeschäften den Senat, den Rat der Alten, befragte. Dieser zählte 300 Mitglieder, die vom König ausgewählt wurden und die einzelnen Geschlechter vertraten. In Volksversammlungen bestimmten die Patrizier über Gesetze, Bürgeraufnahmen, Begnadigungen, Krieg und Frieden ab. Nur wenn König, Senat und Volk einig gingen, galt ein Krieg als gerecht.

3. Die Eingliederung der Plebejer in den römischen Staat.

Durch Einwanderung und Ausdehnung des römischen Staates im benachbarten Latium schwoll der plebejische Volksteil immer mehr an, während die Patrizier durch die Kriege zusammenschmolzen. Eine neue Wehrverfassung* zog darum die Plebejer zum Waffendienst heran. Alle Grundbesitzer waren nun vom 16. bis 60. Altersjahr dienstpflichtig und wurden je nach ihrem Vermögen fünf Klassen zugeteilt. Je reicher die Klasse, desto vollkommener war die geforderte Ausrüstung. Die Reichsten leisteten Reiterdienst. So erhielt man ein Kriegsheer von zirka 20,000 Mann. Neben der alten Volksversammlung gab es nun für militärische Dinge eine Heeresversammlung, in der die Plebejer Stimmrecht hatten. Diese erhielt mit der Zeit weitgehende Besigkeiten und wurde viel wichtiger als die Patrizierversammlung.

4. Die Adelsherrschaft.

Aehnlich wie in Griechenland wurde die Königsherrschaft gestürzt und durch die Geschlechterherrschaft abgelöst. Alle Staatsämter wurden mit Patriziern besetzt. Der Senat gewann als Gesetzwächter an Bedeutung; er brachte die Gesetzesvorschläge ein. An Stelle des Königs regierten zwei Consuln,

* Sie wird dem König Servius Tullius zugeschrieben und heißt deshalb die „Servianische Heeresverfassung.“

eine Art Jahreskönige. In Notzeiten übernahm ein Diktator für 6 Monate wieder die volle königliche Gewalt. Der Heeresversammlung standen die Wahl der höchsten Beamten, die Annahme der Gesetze und das Begnadigungsrecht zu.

5. Die Plebejer erkämpfen die Gleichberechtigung.

N o t l a g e d e r P l e b e j e r. Die Niederung brachte nur den Patriziern Vorteile. Die häufigen Kriege vernichteten den bescheidenen Wohlstand des Plebejers, der unentgeltlich Kriegsdienst leistete. Die Patrizier dagegen wurden noch reicher, da sie allein die Beute teilten. Ein drittel des Bodens der Besiegten wurde gewöhnlich zum Gemeindeland geschlagen. Die Patrizier pachteten nun die Staatsländer gegen geringes Entgelt; ja der Pachtzins blieb bald ganz aus, da sich die Beamten durch die Finger sahen. Der verarmte Plebejer entlehnte in seiner Not beim patrizischen Herrn Geld und da man Wucherzinsen zahlte (mindestens ein zwölftel des Kapitals), stak er bald tief in Schulden. Das harte römische Recht überlieferte den zahlungsunfähigen Schuldner dem Gläubiger, der ihm Freiheit und Leben nehmen konnte. So kam es oft vor, daß tapfere plebejische Krieger Ketten trugen.

D i e p l e b e j i s c h e n S c h u ̄ b e a m t e n. Die Not führte zur Empörung. Die Plebejer machten Miene, Rom zu verlassen und ein eigenes Gemeinwesen zu gründen. Da bequemten sich die Patrizier dazu, den Unzufriedenen Schutzbamte, sogenannte Volkstriibunen, zuzugestehen. Als heilige und unvergleichliche Beschützer des plebejischen Standes hatten sie das Vetorecht (veto : ich verbiete), d. h. das Einspracherecht gegen alle die Plebejer schädigenden Beschlüsse und Urteile. Mit der Zeit konnten sie sogar die Steuererhebung und das Aufgebot verhindern. In besonderen Bezirksversammlungen besprachen die Plebejer ihre Angelegenheiten und ihre Beschlüsse erhielten mit der Zet Gesetzeskraft.

D i e V e r s c h m e l z u n g d e r S t ä n d e. Zwei große Ziele, den Mitgenuß am Staatsvermögen (Gemeindeland), und die Teilnahme an der Staatsverwaltung, suchte der Plebejer zu erreichen. Trotz des zähhesten Widerstandes des patrizischen Adels führten die Tribunen ihr Volk von Sieg zu Sieg. Sie erzwangen die Aufzeichnung der Gesetze, da der patrizische Beamte nach dem Gewohnheitsrechte den Plebejer oft übervorteilte, ferner das Eherecht mit den Patriziern und Anteil am Gemeindeland. Ein Amt ums andere mußte ihnen ge-

öffnet werden. Nach 150jährigem Kampfe war der Ausgleich so ziemlich vollzogen. Um's Jahr 350 v. Chr. waren die 2 Stände zu einem Volke zusammengeschmiedet.

II. Rom erobert Italien.

Mit den latinischen Städten bestand ursprünglich eine Eidgenossenschaft, deren Leitung Rom erlangte. Die Vertreibung der Könige brachte ein Sinken gegenüber außen. Die Führerschaft entglitt zeitweilig seinen Händen und es brauchte die größte Anstrengung, sie wieder zu erlangen. Einst schien der Staat sogar unterzugehen. Gaukler, die vom Norden eindrangen, zerstörten die Stadt und die Bevölkerung dachte ernstlich ans Auswandern. Nach Beilegung der Parteikämpfe zeigte aber die Stadt eine unverwüstliche Kraft und Unternehmungslust. Waren die Kriege bisher nicht über Nachbarfehden hinausgegangen, so folgten nun Unternehmungen großen Stils. Raum 100 Jahre waren erforderlich, um die ganze Halbinsel zu Roms Füßen zu zwingen. Zuerst wurden die Latiner, welche Gleichberechtigung verlangten, in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht und die früher begonnene Unterwerfung der Etrusker vollendet. Dann erlag nach schweren Kämpfen das sabinische Bauernvolk der Samnitene, das den Römern das reiche Unteritalien streitig machte. Endlich fielen die reichen griechischen Kolonien Süditaliens, auch die mächtigste, Tarent, in ihre Hände. Im Jahre 266 war die Eroberung Italiens beendet*. Ihre Machtstellung in den eroberten Landstrichen besiegten die Römer durch die Anlage großer Heerstraßen und die Errichtung eines ganzen Netz von Bürgerkolonien. Diese waren ein bequemes Mittel, die Besiegten zu überwachen und die verarmten Bürger abzuschlieben. Sie besaßen das volle römische Bürgerrecht und den Besiegten gegenüber eine bevorrechtete Stellung.

Die Bundesgenossen.

Die Besiegten, denen das Kriegs-, Münz- und Bündnisrecht genommen wurde, hatten eine sehr verschiedene Stellung. Nach den Wenigen, die das volle römische Bürgerrecht besaßen, standen die Latiner am besten da, da sie sich fast völlig selbst regierten. Eine Reihe von Gemeinden hatte das Bürgerrecht ohne das Stimmrecht; aber auch die Bedrücktesten besaßen einen Schein von Selbstständigkeit. Man nannte die Italiker deshalb nicht Unter-

* Die Poebene, Galliacisalpina, rechnete man nicht zu Italien.

tanen, sondern *Bundesgenossen*. Sie zahlten keine regelmäßige Steuer, waren aber zum Kriegsdienst verpflichtet. So konnte Rom ein Heer von 800,000 Mann ins Feld stellen.

III. Rom wird Weltmacht.

Ein halbes Jahrhundert vorher hatte Alexander von Makedonien sein großes Reich gegründet. Seine Eroberungen bedeuteten die Offnung des ganzen reichen Ostens für das Abendland. Diese brachte einen nie gesehenen Aufschwung der Schiffahrt im Mittelmeer und eine hohe Blüte der Seestädte. Auch im Westen besaßen die Griechen koloniale Stützpunkte. Massilia, Syrakus und das bereits erwähnte Tarent waren griechische Großstädte. Mit diesen Handelsmächten trat Rom in Konkurrenz.

1. Die punischen* Kriege. (264 — 146 v. Chr.)

Karthago. Nur 2 Jahre nach der Eroberung Italiens beginnt das gewaltige Ringen mit dem Auslande um die Weltherrschaft. Rom war die größte Landmacht am westlichen Mittelmeere geworden. In Nordafrika, Sizilien gegenüber, aber lag die größte Seemacht des Westens, Karthago. Diese Großstadt von 700,000 Einwohnern, eine Kolonie der Phönizier; besaß eine kaufmännische Herrschaft in den westlichen Meeren. 20 unterworfenen Völker und 300 Städte zahlten ihr Tribut. Sie stand aber nicht auf festen Füßen, denn eine engherzige Geschlechterherrschaft beanspruchte alle Vorteile. Karthago kannte nur sehr arme und sehr reiche Bürger. Die Untertanen wurden hart bedrückt. Das Heer bestand hauptsächlich aus Söldnern, denen der bürgerliche Opfergeist fehlte.

Der Zunammenstoß auf Sizilien. (1. punischer Krieg.) Schon längst hatten sich die zwei Städte eifersüchtig überwacht. In Sizilien prallten sie aufeinander, da Rom nicht zu sehen wollte, wie diese reiche Insel in Karthagos Hände fiel. Ein wildes, über 20 Jahre andauerndes Ringen entbrannte. Sieg und Niederlage wechselten in bunter Reihenfolge für beide Gegner. Aber die Römer, die im Landkriege unbestritten Meister waren, erlangten schließlich durch ihre Opferwilligkeit auch die Überlegenheit zur See. Die Ornamente Siziliens wurden römisch und reiche Entschädigungssummen flossen in die siegreiche Stadt.

* Phönizier = Pönier-Punier.

Hannibals Angriff auf Rom. (2. punischer Krieg.) Rom hatte mit dem besieгten Gegner Frieden geschlossen; aber die zwei Mächte hatten nicht Platz nebeneinander. Während Karthago selber den Frieden um jeden Preis zu erhalten suchte, bereitete die Familie Barkas, aus der eine Reihe vorzüglicher Kriegsführer hervorging, eine Entscheidung vor. Sie unterwarf Spanien, dessen Silberbergwerke die Geldmittel und dessen kriegerische Völkerschaften die Truppen zu einem Angriff auf Rom liefern sollten. Der junge Hannibal, ein geborener Soldat und Feldherr, gedachte die Römer im eigenen Lande anzugreifen. Dabei zählte er auf die Unterstützung durch die Gallier der Poebene, welche vor kurzem von den Römern unterworfen worden waren, ja er erwartete sogar den Anschluß der römischen Bundesgenossen. Mit 50,000 Fußsoldaten, 9000 Reitern und 37 Elefanten, einem Heere, das ihn abgöttisch verehrte, bahnte er sich einen Weg mitten durch unbezwungene, kriegerische Völkerschaften, über die Pyrenäen, die Rhone, bis zum Fuße der Westalpen. Nach den schrecklichsten Mühseligkeiten des Alpenüberganges, der ihm das halbe Heer kostete, vernichtete er zwei römische Heere. Darauf erfolgte ein Massenanschluß der Gallier, der die Lücken seines Heeres ergänzte. Nun trat er den Vormarsch nach Mittel- und Süditalien an und schlug in zwei weiteren Feldschlachten die Römer; bei Cannä lagen ihrer 70,000 erschlagen. Wohl fielen verschiedene süditalische Völker von Rom ab, aber Mittelitalien, das schon zu sehr mit jenem verwachsen war, widerstand allen Lockungen, sodaß Hannibal einen Angriff auf die feindliche Hauptstadt nicht wagen durfte. Er erschöpfte sich durch viele Belagerungen und konnte nicht verhindern, daß abgesallene Städte, wie Syrakus, die schönste Stadt jener Zeit, und Capua, nach Rom die bedeutendste Stadt Italiens, grausam vernichtet wurden. Nie waren die Römer größer als in diesen Unglückszeiten. Jeder Parteihader schwieg, alles, bis zu den Knaben, war bewaffnet. Das engherzige Karthago dagegen ließ seinen großen Sohn ohne genügende Unterstützung. Als die Römer den Krieg nach Spanien hinüberspielten und das reiche Land eroberten, war Hannibal allen Nachschubes beraubt und ganz in Verteidigungsstellung gedrängt. Endlich landete der spanische Sieger, Publius Cornelius Scipio, ein Heer in Afrika und Hannibal mußte, um die Vaterstadt zu verteidigen, den Schauplatz seiner Siege verlassen. Die Schlacht von Zama, 202 v. Chr., entschied zu gunsten der Römer. Karthago sank zur tributpflichtigen Stadt herab; das westliche Mittelmeer war römisches.

K a r t h a g o s F a l l. (3. punischer Krieg.) Nachdem die unglückliche Stadt noch ein halbes Jahrhundert geduldet worden war, fand sie 146 v. Chr. ihren Untergang. Nach dreijähriger Belagerung nahmen die Römer die Stadt im Sturm, brannten sie nieder und verkauften die 50,000 Überlebenden in die Sklaverei. Die Römer pflegten mit Gegnern, vor denen sie gezittert hatten, gründlich abzurechnen.

2. Die Eroberung des Ostens.

Parallel mit der Unterwerfung Karthagos ging die Besiegung des Hellenentums. Die makedonische Monarchie hatte zu Gunsten der Punier eingegriffen. Nach drei großen Kriegen wurde dieser Kriegsstaat in der Schlacht von Pydna durch L u c i u s A e m i l i u s P a u l u s zertrümmert. Auch die Griechen im Stammlande wurden in diesen Fall verwickelt. Im gleichen Jahre wie Karthago wurde die blühende Handelsstadt Corinth, eine Rivalin Roms in den östlichen Meeren, zerstört. Die Bewohner wurden als Sklaven verkauft, ihre Kunstsäkze nach Rom geführt. Aber auch in Kleinasien, Syrien und Ägypten gebot das römische Machtwort, wenn auch den dortigen Herrschern noch eine Scheinexistenz gewährt wurde.

3. Die römischen Provinzen.

Die außeritalischen Länder wurden als Ausland betrachtet und als Fremde waren sie minderen Rechtes. Sie wurden zu Provinzen eingerichtet und standen unter römischen Statthaltern, die unmenschlich regierten. Im Gegensatz zu Italien waren die Provinzen steuer-, aber nicht wehrpflichtig. Auch hier herrschten große Unterschiede, von den befreundeten, ebenbürtigen Bundesstädten bis hinab zu den Gemeinden, die in Gericht und Verwaltung unter römischen Beamten standen. In fluger Weise griffen die Römer in Religion, Sitten und Gewohnheiten der Untertanen nicht ein, sodaß ihre Herrschaft eher ertragen wurde.

IV. Der Verfall der Republik.

1. Die Vernichtung des römischen Bauerns.

D i e w i r t s c h a f t l i c h e A n d e r u n g. Die Erwerbung der Weltherrschaft barg die Keime des inneren Verfalls in sich. Nach dem 2. punischen Kriege verdrängte der Groß-

g r u n d b e s i ß die kleinen Betriebe. Er arbeitete mit S k l a v e n. Die vielen Kriege verschafften billiges Arbeitsmaterial, da die Kriegsgefangenen nach damaligem Rechte Sklaven wurden. Die kornreichen Provinzen: Sizilien, Sardinien, Nord-Afrika, lieferten billiges Getreide, sodaß der Bezug im eigenen Lande aufhörte. Die Bauern um Rom, große und kleine, mußten zur Viehzucht übergehen, so daß der blühende Bodenbau Italiens verfiel. Die reichen Senatorenfamilien erwarben ungeheure Ländereien; wo früher 150 Bauernfamilien genügend Unterhalt gefunden hatten, lebten nun 50 unverheiratete Sklaven. Die punischen Kriege hatten die Hälfte der römischen Bauern und unzählige Güter vernichtet. Die heimkehrenden Krieger hatten weder Geld noch Lust zur Arbeit. In den Großgrundbesitzern fanden sie willige Käufer ihrer Güter.

D e r r ö m i s c h e B e t t e l b ü r g e r. Wer kein Land besaß, war also ein Bettler. Da auch im Handwerk und Handel die billigen Sklaven verwendet wurden, fand der freie Mann keine Arbeit, abgesehen davon, daß er eine solche Beschäftigung als schimpflich erachtete. Ein Teil nahm dauernd Militärdienst, ein anderer verzog sich in die Stadt. Noch als Weltmacht war Rom ein S t a d t s t a a t. Noch immer mußten die Bürger ihr Stimmrecht auf dem römischen F o r u m (Marktplatz) ausüben. Bald wurde die städtische Bevölkerung ausschlaggebend, da die entfernt wohnende Landbevölkerung gewöhnlich der Abstimmung fernblieb. So konnte der Städter sein Stimmrecht leicht in Geld ummünzen. Wohl war der arme Bürger außer Stande, sich um Aemter zu bewerben, da sie unbefoldet und gewöhnlich mit großen Ausgaben verbunden waren; aber man trat als S t i m m - k n e c h t in den Dienst der Reichen, die durch S t i m m e n - k a u f alle hohen Aemter in ihre Hände brachten.

2. Der neue Adel (die Nobilität).

Da die Senatoren aus den Beamten gewählt wurden, kam der Senat in die Hände der Reichen. So bildete sich ein neuer Adel, ein B e a m t e n a d e l. Große Gastmähler, Korn- und Geldspenden, Mieterlässe und großartige Unterhaltungsspiele zwangen die 300,000 Bettelbürger in die Gefolgschaft der Großen. Die Nobilität erzog ihre Söhne zu Nachfolgern; diese eigneten sich die feinen griechischen Umgangsformen an, sodaß sich eine eigene Kaste herausbildete. Auch äußerlich wollte dieser neue Adel ausgezeichnet werden. Die Senatoren, die alle auf Lebenszeit gewählt waren, trugen auf ihrer weißen Wollkleidung den breiten

Purpurstreifen, hatten den goldenen Armring, besondere Schuhe und bei den Festen bevorzugte Plätze. Ein weiterer bevorzugter Stand, ebenfalls mit äußeren Ehrenzeichen — schmaler Purpurstreifen und goldener Armring — war die Ritterchaft, ein Geldadel, dem die angehörten, die über 100,000 Fr. Vermögen besaßen. Sie hatte den Großhandel in der Hand, pachtete die Steuern, Bergwerke, Zölle, Staatsländer, Armeelieferungen, die alle gegen Pauschalsummen versteigert wurden.

3. Der sittliche Verfall.

Die Ausslagen, die zur Erlangung eines Amtes gemacht werden mußten, suchte der Beamte durch Unterschleife und Betrügereien wieder einzubringen; ja, er verstand es, darüber hinaus sich ein großes Vermögen zu erwerben. Die Kriegsbeute floß in die Tasche der Feldherren, die Pachtgelder wurden unterschlagen, die Provinzen schamlos ausgebeutet. — Auch die Ritterschaft erpreßte aus den wehrlosen Provinzen ungeheure Summen, sodaß diese unter den Blutsaugern verarmten. Bauern waren die Generale, Bauern die Staatsmänner gewesen. Das hatte geändert. Der vornehme Römer verpräßte sein Einkommen in der Stadt. Er mied den beschwerlichen Kriegsdienst. Der morganländische Luxus, die griechische Weichlichkeit verwandelten den einst ernsten, abgehärteten Römer in einen verfeinerten, lasterhaften, dem Genüsse nachjagenden Orientalen, scheute doch mancher selbst vor Vaterlandsverrat nicht zurück, um die Mittel zu diesem Schlemmerleben aufzutreiben. Ungehört verhallten die Mahnrufe der strengen Altrömer. Man haszte und verspottete sie als unbedeckte und lästige Sittenprediger.

V. Die Zeiten der Bürgerkriege. Übergang zur Alleinherrschaft.

1. Die Reformversuche der Gracchen.

Die innere Fäulnis brachte Schimpf und Schande über das Reich. Die Feldherren waren unsfähig und läufiglich, sodaß der Großstaat auch mit kleinen Gegnern nur mit größter Mühe fertig wurde. Aus den Reihen der Mobilität selber rief man zur Umkehr. Durch Landverteilung sollte der Bettelbürger wieder sesshaft gemacht und der alte, solide Bauernstand wieder hergestellt werden.

Tiberius Sempronius Gracchus. Zur Durchführung dieses Planes ließ sich der vornehme und edle Tie-

Trius Gracchus zum Volkstribunen wählen und sofort brachte er ein altes und längst mißachtetes Ackergeetz zur Abstimmung. Darnach sollte der Besitz an Gemeindeland gegen Entschädigung an die bisherigen Inhaber eingeschränkt und das so gewonnene Land an arme römische Bürger und Bundesgenossen in Erbpacht gegeben werden. Seine Ausführungen kennzeichnen treffend die Notlage:

„Von den wilden Tieren, die Italien bewohnen, hat ein jegliches seine Höhle, sein Lager, seinen Schlafwinkel; die Bürger aber, welche für Italien kämpfen und sterben, haben nichts außer Licht und Luft. Ohne Haus, ohne Stätte irren sie mit Weib und Kind umher. Unsere Feldherren aber lügen, wenn sie in den Schlachten die Soldaten auffordern, die Heiligtümer und die Gräber gegen die Feinde zu verteidigen. Von soviel Römern hat kein einziger einen väterlichen Ader und einen Grabhügel der Vorfahren. Für fremde Schwalgerei, für fremden Reichtum kämpfen und sterben diese sogenannten Herren der Erde, die auch nicht eine Scholle ihr eigen nennen.“

Der feurige Redner erlangte die Zustimmung des römischen Proletariats. Als ein durch den Senat gewonnener Mittribun Einsprache gegen das Gesetz erhob und es dadurch gefährdete, zögerte Tiberius nicht, ihn auf gesetzwidrige Weise abzusezzen. Um seine Reformen zu Ende zu führen, bewarb er sich ferner, entgegen der herrschenden Sitte, auch für das folgende Jahr um das Tribunat. Der erschrockene Senat aber überrumpelte die Wahlversammlung, erschlug Tiberius und räumte durch einen Massenmord unter dessen Anhängern auf.

Gaius Sempronius Gracchus. Nicht besser erging es seinem jüngeren Bruder Gaius, der 9 Jahre später mit noch größerer Energie die Reformen betrieb. Das Volk gewann er durch staatliche Getreidespenden, die Ritterschaft dadurch, daß er ihr das Richteramt über die Beamten übertrug. So war er 2 Jahre lang als Tribun beinahe Alleinherrscher und imstande, die Ackerverteilung weiter zu führen. Selbst außerhalb Italiens versuchte er Kolonien zu gründen (Karthago). Als er aber auch Latiner und Bundesgenossen in seine Fürsorge einbeziehen wollte, schwenkte das eigennützige und charakterlose Volk von ihm ab und verwarf den Antrag. Ein bestochener Mittribun untergrub sein Ansehen, indem er dem Volke, aber nur dem römischem, weitgehende Vorteile verschaffte. So unterlag Gaius bei der dritten Tribunenwahl. Die siegreiche Senatspartei suchte nun die Gesetze des Gefürchteten aufzuheben. Das führte zum Bürgerkrieg. In wildem Straßenkampfe wurden die Grachaner überwältigt. Gaius ließ sich durch einen Sklaven töten, während der rachsüchtige Senat Tausende seiner Anhänger elend hinschlachtete.

2. Die Zerrüttung des Reiches.

Der Staat aber kam nicht zur Ruhe. Die Parteikämpfe dauerten fort und brachten das Reich ins Wanken. So mußte man den Bundesgenossen das Bürgerrecht zugestehen, um eine geplante Losreisung zu verhindern. Die Seeräuberei schädigte den Handel und Sklavenaufstände bedrohten Rom. Der Parteihaß führte zu entsetzlichen Greueln. Einst verhängte der Volksführer Marius, früher der berühmteste Feldherr, ein fünfzigiges Morden über Rom, dem die hervorragendsten und edelsten Bürger zum Opfer fielen. Wenige Jahre später war die Senatspartei wieder Meister und ihr Führer Sulla, des Marius glücklicher Nebenbuhler, suchte die Volkspartei geradezu auszurotten, indem er in Italien über 100,000 Menschen umbrachte. Diese Schreckenstaten waren nur dadurch möglich, daß eine längst begonnene Umwandlung des Heeres ihren Abschluß gefunden hatte. Der Bürger soldat hatte dem Soldner Platz gemacht. Mit Hilfe des ergebenen Heeres, dem man alles erlaubte und das man reich belohnte, riß der Feldherr die Staatsgewalt an sich. Die Republik hatte ausgelebt und mußte der Einzelherrschaft weichen.

3. Gaius Julius Cäsar wird Alleinherrscher.

Der Dreimännerbund (Triumvirat). Zunächst schlossen sich die bedeutendsten Männer Roms, alle erprobte Feldherren, zu einem Geheimbunde zusammen: Pompejus, der erste Feldherr, Crassus, der reichste Römer und Cäsar, ein beliebter Führer der Volkspartei. Das gekaufte Volk, das nur Brot und Spiele verlangte, übertrug ihnen die höchsten Staatsstellen und die Verwaltung des Reiches.

Cäsar erobert Gallien. Julius Cäsar, der genialste der drei, erhielt die Statthalterschaft beider Gallien und Illyriens. Da vom jenseitigen Gallien nur die Mittelmeerküsten römisch waren, stellte er sich die Aufgabe, dieses Hauptvolk der Kelten ganz zu unterwerfen. Dabei kam ihm zu statten, daß die Gallier, ein entwickeltes Kulturvolk, in viele Stämme zerfielen, die in ewigem Hader lebten. So vermochten sie ihre ungeheure Übermacht nicht auszunützen und wurden nach zehnjährigem Kampfe eine Beute der Römer. — Auch die Helvetier, die in Gallien eingedrungen waren, wurden durch die Schlacht von Bibracte von Rom abhängig. Rühne Züge nach Germanien und Britannien sicherten die neuen Reichsgrenzen. Die Schäze der eroberten Länder aber verschafften die Mittel, sich eine treue Anhängerschaft zu erwerben.

Cäsar und Pompejus. Nachdem Crassus im Osten des Reiches gefallen war, kam es zwischen Cäsar und Pompejus zum Brüche. Pompejus sah sich durch Cäsars Erfolge in den Schatten gestellt und verband sich mit dem Senate zu dessen Sturze. Cäsar sollte sofort sein Heer entlassen und die Statthalterschaft abgeben. Er war aber nicht gesonnen, sich seinen Feinden wehrlos auszuliefern und marschierte gegen Rom. Pompejus, der sich nicht vorgesehen hatte, mußte mit seinen Freunden und seinem Heere nach dem Osten entfliehen. Nach vierjährigem Bürgerkriege, in dem sich Cäsar wiederum als unübertrefflicher Feldherr gezeigt, und nachdem alle Gegner gefallen waren, oder sich selbst getötet hatten, war die Einherrschaft entschieden. 45 v. Chr.

VI. Rom unter den Kaisern (Cäsaren*).

1. Cäsars Monarchie.

Der Übergang zur Monarchie vollzog sich beinahe unbemerkt. Senat und Volksversammlung wurden belassen, so daß scheinbar alles beim Alten blieb. Ihre Beschlüsse übertrugen Cäsar die höchsten Aemter, so daß tatsächlich dieser außerordentliche Beamte alle Machtmittel in seiner Person vereinigte. Als Inhaber der höchsten Amtsgewalt trug er den ständigen Ehrentitel **Imperator**** und da er auch Tribune war, galt seine Person als heilig und unverletzlich. Als Censor ernannte er die Senatoren und als Oberpriester hatte er die Oberaufsicht über die religiösen Angelegenheiten. Alle Handlungen Cäsars galten als gesetzkräftig und alle Beamten mußten schwören, seinen Verordnungen nachzukommen.

Seine Regierung. Obgleich Cäsar durch die Volkspartei emporgekommen war, lieferte er ihr die besiegte Senatspartei nicht aus und seine Milde gewann viele ehemalige Gegner. Mit fester Hand schützte er die Provinzen vor der Willkür der Statthalter. Einen großen Teil der städtischen Bettelbürger (80,000) führte er in überseeische Kolonien ab. Durch großartige Bauten verschaffte er Verdienstgelegenheit. Seinen Veteranen gab er in Italien und den Provinzen Landgüter ab und viele verstanden mit Pflug und Hacke ebensogut umzugehen, wie mit dem Schwerte. Karthago und Korinth empfingen Kolonisten und gingen einer

* Der Geschlechtsname wurde zu einem Titel. Von Cäsar ist abgeleitet „Kaiser“ und „Zar“.

** Davon das französische „Empereur“.

neuen Blüte entgegen. Weitherzig verlieh er auch Provinzialen das römische Bürgerrecht. Die in Verwirrung geratene Zeitrechnung brachte er durch die Einführung des Sonnenjahres und Schalttages wieder in Ordnung (Julianischer Kalender).

S e i n T o d. Wie Cäsar selber dem Volke durch Festessen und glänzende Fechterspiele schmeichelte, duldet er selber die widerigen Schmeicheleien seiner Anhänger. Im Senat saß er auf goldenem Throne, die Münzen trugen sein Bild, seine Statue stand neben denen der 7 Könige, sein Geburtsmonat erhielt den Namen Julius. Seine Künstlinge errichteten ihm als einem Götter Statuen und begrüßten ihn öffentlich als König. So besaß Cäsar viele heimliche Gegner, besonders im Senat. Die einen fühlten sich zurückgesetzt, andere konnten den Untergang der alten Senatsherrschaft nicht verwinden. Offen wagte niemand dem Gewaltigen entgegenzutreten. So schritt man zum feigen Meuchelmorde, an dem sich viele beteiligten, die Cäsar einst als Gegner geschont und nachher mit Gunst und Würden ausgezeichnet hatte. In einer Senatsitzung fiel er unter den Dolchstichen der Verschworenen.

2. Die endgültige Einrichtung des Kaiserreichs.

Cäsar Octavianus Augustus.

Die Untat stürzte das Reich in neue Bürgerkriege. Die Mörder standen allein. Volk und Heer hatten kein Verlangen nach der verkommenen Adelsregierung und forderten Rache. Weniger Würdige traten an Cäsars Stelle und übernahmen die Blutrache. Durch ein neues Triumvirat rissen sie die Macht an sich, rotteten in furchtbarem Morden alle Gegner Cäsars, die auch die ihren waren, aus und verschafften sich durch Gütereinziehungen die nötigen Mittel. Nachher stritten sie untereinander um die Alleinherrschaft. Der Sieger war der junge Großneffe und Adoptivsohn Cäsars, Gaius Julius Cäsar Octavianus, der seit 31 v. Chr. unbestritten bis zu seinem Tode, 45 Jahre lang, die Leitung des Reiches besaß. Darum bezeichnetet man ihn als den 1. römischen Kaiser. Er führte die Regierung ganz im Sinne Cäsars, als Inhaber der höchsten Aemter. Doch vermied er den äußeren Pomp und wollte nur als 1. Bürger des Reiches gelten. Der Senat gab ihm den Ehrennamen Augustus*, d. i. der Erhabene. Schon zu seinen Lebzeiten errichteten ihm die Provinzen Tempel und Altäre. Cäsar Augustus suchte die blutigen Zeiten seines Aufkommens vergessen zu machen. Er gab dem

* Wurde zum Titel der Alleinherrscher.

Reiche den so nötigen Frieden und führte nur Kriege zum Schutze der Grenzen, an denen ein Heer von zirka 300,000 Mann unter Waffen stand. In und um Rom standen zu seiner Sicherheit die Praetorianer, seine Garde truppen.

Die Provinzen begannen in dieser Friedenszeit wieder aufzublühen, besonders da Augustus seine Statthalter und Beamten aufs strengste beaufsichtigte. Ackerbau, Handel und Gewerbe erholteten sich wieder, Literatur und Kunst erlebten die höchste Blüte. Die Donau bildete die Nordgrenze des Reiches, da Augustus die wilden, räuberischen Alpenvölker (z. B. die Rätier) hatte unterwerfen lassen. Auf eine völlige Unterwerfung Germaniens verzichtete er, nachdem sein Feldherr Varus im Teutoburger Wald eine vernichtende Niederlage erlitten hatte.

Seine Nachfolger. Hundert Jahre regierte das Haus des Augustus. Es entartete aber durch seine Laster undrottete durch Verwandtenmord sich selber aus. Aber die Einherrschaft blieb erhalten und von zirka 100 — 180 n. Chr. regierten wieder eine Reihe ausgezeichneter Kaiser, unter denen das Reich die größte äußere Blüte erreichte.

VII. Kulturzustände unter dem Kaiserreiche.

1. Das Kriegswesen.

Rom war ein ausgesprochener Militärstaat. Durch das vom Führer abhängige Heer war die Einherrschaft zustande gekommen und es blieb die Stütze des Kaisers, des obersten Kriegsherrn. Der Militärdienst wurde eine Erwerbsquelle der besitzlosen Bürger. Während man früher nur im Bedürfnissfalle ein Heer aushob, wurde das geworbene Söldnerheer stehend und diente vor allem zum Schutze der Grenzen. Die Soldaten waren in Legionen zu 6000 Mann à 10 Kohorten gegliedert. Reiter und Leichtbewaffnete bildeten die Hilfstruppen, die entweder in den Provinzen ausgehoben oder von ausländischen Völkern für Sold geworben wurden. Feldzeichen war der silberne Adler, der auf einer Stange getragen wurde. Nach Ablauf der zwanzigjährigen Dienstzeit wurde der Soldat gewöhnlich angesiedelt und mit Land ausgestattet; den Nichtbürgern schenkte man meist das Bürgerrecht. Wer noch länger diente, zählte zu den Veteranen, die eine Elitetruppe bildeten und viele Vorzüge genossen. Schild, Helm und Panzer schützten den Krieger; Hauptwaffen des Legionärs waren das gefürchtete, kurze, breite, zweischneidige Schwert mit stählerner Spitze (Stoßwaffe) und der Wurfspeer. Strenge

Nebungen erzogen abgehärtete Krieger. Die nötigen Lebensmittel und Gerätschaften wurden bündelförmig auf ein Brett geschnürt und an einem Stabe auf der linken Schulter getragen, vor der Schlacht aber abgelegt. Nach dem Marsche nahm ein befestigtes Lager die Soldaten auf. Die Standlager, die für längeren Aufenthalt dienten, gaben oftmals Anlaß zu Städtegründungen. Der Soldat wurde zu den verschiedensten Arbeiten verwendet; er baute Straßen, Brücken, Wasserleitungen usw. und eroberte mit dem Spaten das Land zum zweiten Male. Für den Belagerungskrieg dienten gewaltige, mehrstöckige bewegliche Türme, die man auf einem angeschütteten Damme gegen die Mauern führte. Sie waren mit Mauerbrechern, Fallbrücken und Geschützen, die den Armbrüsten nachgebildet waren und Pfeile, aber auch Steine und Balken warfen, versehen. Die Disziplin war streng und hart; dagegen standen den tapfern Truppen vielerlei Belohnungen und Ehrenzeichen in Aussicht. Die höchste Auszeichnung war der Triumph, d. h. der prunkvolle Einzug des siegreichen Feldherrn in die festlich geschmückte Hauptstadt.

Eine bevorzugte Truppe, mit höherem Solde, waren die Praetorianer. Diese Gardetruppen, 10,000 Mann stark, waren in einer festen Kaserne in Rom garnisoniert und hatten die Aufgabe, die Person des Kaisers zu schützen. Die stolze Garde war, ihrer Gewalttaten wegen, bei der Bevölkerung verhaftet und wurde mit der Zeit auch für den Kaiser eine Gefahr, da sie anfing, bei der Nachfolge mitzusprechen.

Die starke Flotte diente hauptsächlich zum Schutze gegen die Seeräuberei, die eine Hauptplage der alten Zeit war.

2. Die Baukunst.

Infolge der griechischen Einfüsse erlebte die Kunst eine schöne Blüte. Die Verbindung der griechischen Säulen mit dem römischen* Gewölbe ermöglichte stolze Gewaltbauten (z. B. Rundpfeilern). Das Streben nach Glanz und Pracht rief einer Menge Anlagen, die alle das Gepräge der Macht und Großartigkeit erhielten.

Die Kaiser ließen sich angelegen sein, ihre Hauptstadt durch reiche Tempel- und Staatsbauten auszuschmücken. Schon Augustus rühmte sich, die Lehmetadt in eine marmorene verwandelt zu haben. Nachdem die alten, engen, winfligen und zum Teil recht ungesunden Stadtteile durch Feuersbrünste zerstört worden waren (z. B. unter Nero), erhielt die Stadt breite, von Säulenreihen

* Von den Etruskern entlehnt.

begleitete Straßen, die mit Steinplatten belegt waren und Trottoirs hatten, ferner große Plätze, solidere und schönere Häuser. Die großartigsten Bauten konzentrierten sich um das Forum, dem früheren Mittelpunkte des politischen Lebens. Aber auch die anderen Stadtteile hatten imposante Anlagen: stolze Tempel, Thermen voll Pracht und Luxus, Theater, Amphitheater, Birkusse; vor allem waren es Bauten, die dem Unterhaltungsbedürfnisse des Volkes dienten. Daneben schufen die Kaiser Ruhbauten von unverwüstlicher Dauer: Hafenanlagen, Heerstraßen, Brücken, stundenlange Wasserleitungen, die entweder unterirdisch oder auf mächtigen Bogen das Wasser in die vielen Brunnen und Bäder führten. Zur Entwässerung der tiefgelegenen Quartiere dienten die Klöcken, unterirdische Abzugskanäle. Riesige Ruheständersäulen, wie Triumphbögen, Grabmonumente, Ehrensäulen, erinnerten an die mächtigen Herrscher. Mit den kaiserlichen Bauten wetteiferten die luxuriösen Paläste und Villen der Vornehmen.

Das vornehme römische Haus. Während die Wohnverhältnisse der ärmeren Klassen recht schlimm waren, schufen sich die Reichen geradezu paradiesische Aufenthalte. Durch griechische Einflüsse wurden die Hausanlagen umfangreicher und luxuriöser. Von der Straße gelangte man in einen Vorflur, dann durch die Türe in den Hausschlüssel, endlich in das Atrium, eine große, viereckige Halle, die in der Mitte durch eine Dachöffnung Luft und Licht empfing. Unter der letzteren war im Fußboden ein Bassin zur Aufnahme des Regenwassers. In der verfeinerten Zeit war das Atrium das Empfangszimmer; hier hatte die Nobilität ihre Ahnenbilder, aus Wachs verfertigte Porträtmasken, aufgestellt; Inschriften verkündeten Namen, Würden und Taten der Vorfahren. — Ein Prachtzimmer stellte die Verbindung her mit dem Peristylum, einem von gedeckten Säulengängen umgebenen Hof, der mit Blumenanlagen, Rasenplätzen und Springbrunnen geschmückt war. An diesen Hauptteil des Hauses schloß sich meist noch ein Garten. Um Halle und Hof gruppierten sich die Zimmer, die dem täglichen Gebrauch oder dem Luxus dienten: Speise-, Schlaf-, Wohn- und Unterhaltungszimmer, Prachtsalons, Bibliothek, Gemäldegalerie, Hauskapelle mit den Haussätern, Badezimmer und Küche. Die Bedientenräume waren meist im Obergeschoß. Die innere Ausstattung war reich und glänzend. Die Fußböden zeigten kunstvolle Mosaikarbeiten, die Wände Marmorplatten oder prachtvolle Fresken gemälde; die Decken waren schön getäfelt, die vertieften

Felder mit Stuck und Elfenbein, Malerei oder Vergoldung verziert. Da das römische Haus sein Angesicht nach innen wandte, war das eintönige Auszere nur von wenig Fenstern durchbrochen, die schon Verglasung zeigten. Kamine, Kühlenbecken und tragbare Ofen dienten zur Heizung. Die Wärme wurde in einem Heizraume unter dem Fußboden entwickelt und durch Heizröhren in die Wände der Zimmer geleitet. Zur Beleuchtung dienten Kerzen und Oellampen in kunstvollen Formen. Statuen, seine, kostbare Tische, Ruhebetten, teure Gerätschaften und Gefäße aus Holz, Ton, Bronze, Marmor und Edelmetallen schmückten die Räume.

3. Die Religion.

Das Heidentum. Der alte Römer verehrte die Naturkräfte, unter deren Gewalt er sich fühlte; durch genaue Befolgung der staatlichen religiösen Gebote glaubte er ihre Kunst zu erlangen. Die Kulte fremder, unterworferner Völker wurden sehr leicht angenommen; so hatten die Griechen schon sehr frühe großen Einfluß und in Nachahmung ihrer Gepflogenheiten fing man an, die früher unpersönlichen Götter in menschlicher Gestalt nachzubilden. Als höchste Staatsgötter wurden Jupiter, Juno und Minerva bezeichnet, die auf dem Kapitol* einen gemeinsamen Tempel erhielten und den griechischen Göttern Zeus, Hera und Pallas Athene gleichgestellt wurden.

Die gottesdienstlichen Handlungen wurden für die Familie durch den Hausvater, für den Staat durch die Priesterschaft vorgenommen. Ihren Mittelpunkt bildete das Opfer. Das unblutige bestand aus Früchten, Speisen usw., das blutige aus Tieren; für Jupiter opferte man den Stier, für Juno die Kuh usw.

Hoch angesehen war der Kult der Vestia, der Göttin des Herdfeuers, der Schützerin des häuslichen Lebens. Sie wurde in ihrem Tempel unter dem Symbol des ewigen Feuers verehrt, dessen Erhaltung den Vestalinnen oblag. Es waren dies sechs Priesterinnen, welche 30 Jahre in ihrem Amte zu verbleiben hatten. Sie wurden von einem Liktör begleitet und genossen Ehrenplätze bei den Spielen. Ihre Begleitung schützte vor jedem Angriff und ihre zufällige Begegnung rettete den Verbrecher.

Die Auguren, Vogelschauer, mußten vor jeder wichtigen Staatshandlung die Zeichen deuten. Nach römischer Auffassung gab Jupiter für Kundige Auszerrungen der Misbilligung oder Zustimmung. Sie wurden aus dem Fluge der Vögel, dem Blitze,

* Einer der sieben Hügel Roms.

dem Fressen der heiligen Hühner gewonnen. Wenn letztere gierig nach den vorgeworfenen Mehlflößen ließen und beim Fressen Stücke davon fallen ließen, so war das Zeichen günstig. Die Auguren bekamen großen Einfluß auf die Politik, den sie aber im Laufe der Zeit wegen Missbrauch und Betrug einbüßten.

Mit den punischen Kriegen kam der religiöse Verfall; man wandte sich mit Vorliebe den fremdartigen, oft rohen Kulten des Orientes zu. Die priesterlichen Würden dienten politischen Zwecken. So war Cäsar Oberpriester und auch seine Nachfolger beanspruchten dieses Amt.

D a s C h r i s t e n t u m. Die Geburt Christi wird ins 31. Jahr des Kaisers Augustus verlegt. Seine Lehre fand sehr rasch Verbreitung. Besonders die Städte des Ostens zählten immer mehr Christen, aber auch im Westen, selbst in Rom bildeten sich Christengemeinden. (Das Wirken des Apostels Paulus.) Schon zur Zeit Neros müssen sie zahlreich gewesen sein. Eine riesige Feuersbrunst hatte Rom heinahe vernichtet (64 n. Chr.) und ein Gerücht bezeichnete den zu allen Schandtaten fähigen Kaiser als Brandstifter. Als alle Getreidespenden und Geschenke die Volksgunst nicht zurückzugewinnen vermochten, beschuldigte er die verachtete Sekte der Christen der Brandlegung und vernichtete sie unter Verhängung unaussprechlicher Qualen.

Da die Christen sich absonderten, die Verehrung und Anbetung des Kaisers zurückwiesen, Staats- und Ehrenämter mieden, brachten ihnen auch sonst gute Kaiser großes Misstrauen entgegen und ließen sie verfolgen. Die griechisch gebildeten Vornehmen hielten sich von dieser Religion der Armen mit Abscheu zurück. Aber die Standhaftigkeit der Märtyrer imponierte dem Volke. Die Notzeiten, welche die alten Götter nicht abzuwenden vermochten, führten der neuen Lehre immer neue Bekenner zu, so daß die Christen in Heer und Beamenschaft einen nicht zu unterschätzenden Bruchteil ausmachten. Die letzte, furchtbare Verfolgung geschah unter Diokletian, einem sonst vorzüglichen Kaiser. Sie war ein Schlag ins Wasser und nur wenige Jahre später erließ Konstantin ein Duldungssedikt, um die Macht der Christen sich dienstbar zu machen. Etwa 80 Jahre später verbot Theodosius (zirka 400 n. Chr.) das Heidentum. Die heidnischen Tempel wurden geschlossen und die Verfolgung kehrte sich nun gegen die Heiden. Das verwilderte, fanatische Volk vernichtete die schönsten Götterbilder und Tempelbauten des Altertums. So sank das berühmte Sarapeion in Alexandrien, die Hauptstätte des Isisdienstes, bei dessen Zerstörung das Volk den Rückfall in das „Chaos“ erwartete, in Trümmer.

4. Die Spiele.

Zur Erhöhung der religiösen Feste dienten die staatlich eingeführten Festspiele, die regelmäßig wiederkehrende Jahresfeste würden. Am Ende der Republik waren 65 Spieltage. Besondere Beamte besorgten sie und da die Staatsbeiträge nicht reichten, mußten sie aus der eigenen Tasche Zuschüsse machen. Durch die Pracht der Spiele erwarben sie die Gunst des Volkes und damit die höchsten Aemter und konnten sich an den Provinzen schadlos halten. Auch die Kaiser buhlten um die Volksgunst und um die Römer von der Politik abzulenken, wurden die Spieltage mehr als verdoppelt.

Nach dem üblichen Festopfer eröffnete man die Spiele mit einem feierlichen Zuge, der sich vom Kapital über das Forum nach dem Zirkus bewegte. Die Staatsbeamten, sowie Senatoren und Ritterschaft wohnten den Spielen in ihrer Amtstracht bei, das Volk trug das Nationalkleid, die Toga. Es gab drei Arten von Spielen.

1. Die Zirkusspiele. Sie bestanden aus Pferde- und Wagenrennen, Ring- und Faustkämpfern und Wettkauf. Sie wurden im Zirkus maximus abgehalten, der zirka 400,000 Zuschauer fasste.

2. Die Theater Spiele. Man bearbeitete griechische Theaterstücke für die römische Bühne. Daran schlossen sich die volkstümlichen Aufführungen nach Art der Possen und Schwänke.

3. Die Gladiatoren oder Fechterspiele. Sie fanden ursprünglich im Zirkus, später in besonders erbauten Amphitheatern statt. Das sogenannte Kolosseum bot Raum für zirka 90,000 Menschen. Die Gladiatoren waren Kriegsgefangene, Sklaven oder Verbrecher. Sie wurden in besonderen Fechterschulen für ihren Beruf ausgebildet. Zu diesen Spielen gehörten Tierhezzen, Kämpfe mit wilden Tieren, oder Kämpfe dieser Tiere unter sich. Der schaustufige Römer wollte sogar die Schrecken der Seeschlacht sehen. Zu diesem Zwecke setzte man die Arena unter Wasser oder benutzte die natürlichen Seen. Einst ließ Kaiser Claudius 19,000 Mann und 1000 Schiffe anstreten.

Zu den Unterhaltungsanstalten gehörten auch die Thermen, öffentliche Bäder, in denen der Römer viele Stunden des Tages zubrachte. Aus den Ankleideräumen trat der Badende in ein mäßig erwärmtes Zimmer, wo er gesalbt und mit dem Striegel behandelt wurde. Dann nahm er ein Warm- oder ein Schwitzbad, erfrischte sich darauf mit einem kalten Bade oder in der Schwimmhalle. Zum Schlusse ließ er sich kräftig abreiben und

wiederum salben. Mit den Thermen waren oft großartige Anlagen für körperliche Übungen, Spiele und Unterhaltungen verbunden. Die Thermen des Kaisers Diokletian enthielten 3000 Badezimmer und ein Schwimmbassin für 2000 Badende.

5. Die Sklaven.

Das römische Volk verachtete die Arbeit und überließ sie fast ausschließlich den Sklaven. Der vornehme Römer hatte deren Tausende im Dienste; sie waren entweder für seine persönliche Bedienung in der Stadt oder für die Landarbeit bestimmt. Besonders hart war die Lage dieser Landsklaven, die oft in Ketten arbeiteten und in halb unterirdischen Kasernen untergebracht wurden. Da die vielen Kriege billige Sklaven lieferten, wurde ihre Arbeitskraft schonungslos ausbeutet. Bis zur Kaiserzeit war der Sklave völlig rechtlos. Wenn er seinen Herrn tötete, so büßten alle Mitsklaven mit dem Tode. Für geringe Vergehen erhielt er die Geißelung, für den Fluchtversuch ein Brandmal auf die Stirne. Als Todesstrafe galt die Kreuzigung. Krieg und Raub verschafften Sklaven. Aemilius Paulus verkaufte 150,000 Epiroten; Cäsar soll gar eine Million Gallier nach Rom gebracht haben. Auf eigenen Märkten wurden die Sklaven feilgeboten. Sie trugen am Halse einen Zettel, der Auskunft über Heimat, Alter, Vorzüge und Gebrechen gab. Sie waren in Italien viel zahlreicher als die freie Bevölkerung. Man durfte sie nicht durch eine besondere Kleidung auszeichnen, aus Furcht, daß sie sich zählen könnten und so ihrer Macht bewußt würden. Die Sklaverei galt als etwas Selbstverständliches; jeder Fremde war rechtlos; darum dachte niemand an ihre Abschaffung. Aufstände, die aus Verzweiflung über die schlechte Behandlung zur Zeit der Bürgerkriege erfolgten, wurden ungemein grausam niedergeworfen. So wurden einst an der Landstraße von Rom nach Capua 6000 Sklaven ans Kreuz genagelt. — Eine bevorzugte Stellung nahmen die Sklavenbeamten ein, die Gutsverwalter, Rechnungsführer, Hausmeister, Sekretäre, Aerzte, Lehrer oder Künstler — denn auch solche Leute gehörten dem Sklavenstande an. Zur Kaiserzeit wurde die Freilassung für erwiesene Dienste sehr häufig, ja die Cäsaren umgaben sich mit Vorliebe mit Freigelassenen und übertrugen ihnen die höchsten Amtsstellen, da sie sich gewöhnlich als zuverlässig und dankbar erwiesen.

6. Rom und die Provinzen.

Das Kaiserliche Rom zählte etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, die in erdrückender Mehrheit besitzlos waren. Die Bürgerkriege

hatten gewaltige Lücken in die alte Bürgerschaft gerissen, die durch Freigelassene und Eingewanderte ergänzt wurden. Da die Bürger (durch Tiberius) das Wahlrecht verloren hatten, waren sie ganz auf die Gunst der Kaiser angewiesen, von denen sie Brot und Spiele verlangten. Das Volk, das nicht mehr durch Ackerbau und Krieg gefräßtigt wurde, verweichlichte und floh jede Arbeit. Das Ehrgefühl war derart geschwunden, daß eine zahllose Menge sich den täglichen Brotdarf nach Bettlerart schenken ließ. Die ständige Jagd nach den rohen Vergnügen der Spielanstalten brachte eine entsetzliche Verrohung der Sitten und Denkwürde. Sittlichkeit und ehrbares Familienleben gehörten zur Seltenheit. Auch die vornehmen Familien lebten nur dem Genuss. Sie wetteiferten miteinander in Verschwendung und Nichtstun; die einst so stolzen Römer ließen sich von ehemaligen Sklaven regieren.

Die Kraft des Reiches lag nun in den Provinzen, die sich unter den ersten Kaisern in einer beinahe 200jährigen Friedenszeit außerordentlich entwickelten. Das römische Weltreich umfaßte alle bekannten Länder rings ums Mittelmeer. Durch ihre Jahrhundertlange Zugehörigkeit zu Rom nahmen die westlichen Länder vollkommen die Kultur der Sieger an und wurden latinisiert, während der östliche Reichsteil die griechische Bildung beibehielt, da die Römer sie begünstigten und der Vornehme sich dieselbe aueignete. So genügten für das ganze ungeheure Reich zwei Sprachen. Ein Recht und eine Münze, ein Maß und ein Gewicht dienten allen. Große, vorzügliche Straßen führten durch das Reich und ermöglichten den Producteaustausch. Römische Sitten und Gebräuche, römische Gelehrsamkeit wurden überall heimisch. Brücken, Straßen, Tempel, Wasserleitungen, Bäder zeugten von einer durchgreifenden Romanisierung. Die Kaiser verliehen sehr freigebig den Provinzialen das römische Bürgerrecht und nahmen viele in den Senatorenstand und unter die Beamten auf, wodurch die Verschmelzung noch intensiver wurde. Mit der Zeit gaben die blühenden Provinzen Schriftsteller, Redner, Dichter, Staatsmänner, Feldherren, ja sogar Kaiser an das Reich ab, nachdem die Kraft Roms und Italiens sich erschöpft hatte. Alexander, Karthago, Korinth und zahlreiche andere Städte wurden üppig reiche Gemeinwesen. Auch bei uns erinnern viele Städte, Rebe, Obst und Getreide an die römischen Kulturträger.

VIII. Verfall und Untergang des Reiches.

1. Die Militärdespotie (nach 180 n. Chr.).

Wilde Wirren lösten die glücklichen Zeiten ab. Immer mehr wurden die Herrscher die Kreaturen des Militärs, zunächst der Prätorianer, die nach Gutdünken Kaiser erhoben und erschlugen. Sie versteigerten den Thron um ungeheure Summen an den Meistbietenden. Nun aber mischten sich auch die Heere der Provinzen ein und rissen ihre Führer zu Kaisern aus. 26 stritten sich einst um die Herrschaft. In diesen Wirren verlor der Senat jede Mitwirkung an den Reichsgeschäften. Der Herrscher regierte nach Laune und Willkür. Zwar kamen auch wieder Zeiten, da kräftige Kaiser mit eiserner Hand Ordnung schafften; aber bereits mußten sie das gewaltige Reich zerlegen und Unterkaisern übergeben. Die Herrscher, aus den Provinzen stammend, residierten nicht mehr in Rom, ja Konstantin verlegte die Hauptstadt dauernd an die Grenze von Morgen- und Abendland, nach Byzanz (Konstantinopel). Die kaiserliche Hofhaltung wurde immer orientalischer, despotischer, abschließender. Wem die Gnade zuteil wurde, den Unnahbaren zu sprechen, der mußte sich vor den Stufen des Thrones auf die Knie werfen.

2. Der kulturelle Verfall.

Vor den Cäsaren sanken alle, Hoch und Niedrig, Reich und Arm in die gleiche Abhängigkeit hinab. Im Heere bekamen die Provinzialen, ja später die Barbaren die Mehrheit, da jedermann vor dem harten Kriegsdienst zitterte. So ist es begreiflich, daß schließlich alle Freien des Reiches das volle römische Bürgerrecht erhielten, das allerdings keine finanziellen Vorteile brachte, im Gegenteil, alle saufzten nun unter dem furchtbaren Steuerdruck. Die Miete der Barbaren, die Tribute an Landesfeinde verschlangen alles Bargeld. Die schlimmste Polizei willkür und ein Heer aus bunterischer kaiserlicher Beamter sogen am Markte des Volkes. Um dem unerträglichen Steuerdruck zu entgehen, flohen die Bauern in die Wälder, die Städter zu den Barbaren. Die Kriege waren Abwehrkriege und brachten keine Sklaven mehr. So verfielen der Bergbau und die Landwirtschaft. Die Städte verödeten; Rom, zu einer Provinzialstadt herabgesunken, konnte nicht mehr auf Kosten der Provinzen leben und entleerte sich. Die Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen verfielen, blühende

Landstriche vereinigten, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft verschwanden, überall Armut, überall Entmutigung und Verzweiflung.

3. Der Untergang des Reiches.

Kaiser Theodosius, der zum letzten Male das ganze Reich kraftvoll geleitet hatte, trennte die Monarchie für seine zwei Söhne in zwei Teile. Der griechische Osten, mit der Hauptstadt Konstantinopel, erhielt sich als östlichес Reich unter den wechselvollsten Schicksalen und Größenverhältnissen noch über ein Jahrtausend. Der lateinische Westen, das westliche Reich, dagegen wurde eine Beute der Barbaren, die schon über 200 Jahre die Reichsgrenzen bedroht hatten. Die geplagten Bauern sahen in den Eindringlingen geradezu ihre Befreier. Provinz um Provinz ging an die Germanen verloren und nachdem auch Italien und Rom alle Schrecken der Barbarenstürme erfahren hatte, setzte der germanische Söldnerführer Odoaker den letzten weströmischen Kaiser ab (476)* und regierte als germanischer Heerkönig über die Halbinsel. Die Barbaren-invasion brachte nicht eine vorzeitige Zerstörung der römischen Kultur, sondern den Abschluß eines Verwesungsprozesses und die Grundlage für eine neue Entwicklung.

* Die Geschichtsschreibung nennt die Zeit bis 476 n. Chr. „das Altertum“, die nachfolgende bis 1492 (Entdeckung Amerikas) „das Mittelalter“.

Bearbeiter: J. Stelzer, Meilen.

C. Die Germanen.

I. Die Völkerwanderung.

1. Das germanische Volk.

Die Wohnsiede. Die Germanen, die dem weströmischen Reiche ein Ende bereiteten, hatten ihre Urheimat östlich und nördlich vom Kaspisee. Auf langamer Wanderung, von den nachrückenden Slaven getrieben, gelangten sie über die Ebenen Russlands in die Gebiete zwischen Weichsel und Rhein. Sie besiedelten auch Dänemark und die skandinavische Halbinsel; darnach unterscheidet man die Nord- und Südgermanen.

Diese letztern bewohnten ungefähr das heutige Deutschland. Große Wälder und Sumpfe deckten damals noch den Boden, so daß das Klima rauh und ungemütlich war. Dennoch gedeihen die Germanen zu einem kräftigen Menscheneschlag; die Männer erreichten vielfach eine Höhe von 190 cm.

Staat und Stände. Die Germanen waren kein einheitliches Volk, sie zerfielen vielmehr in eine Unzahl von Völkerschaften, die sich oft heftig befiehdeten. Darum waren ihre Wohngebiete durch allerhand Grenzwehren oder durch Wüstungen von einander getrennt.

Innerhalb einer Völkerschaft schied sich das Volk in Freie und Unfreie oder Knechte. Die Knechte hatten kein Recht, man betrachtete sie als Eigentum wie ein Stück Vieh, doch gebot die Sitte, sie menschlich zu behandeln. Sie mußten das Haupthaar kurz schneiden, damit sie von ihren Herren, den Freien, die langes Haar trugen, unterschieden werden konnten.

Die Freien hatten alle gleiche Rechte, wenn einzelne auch an Reichtum und Ansehen die andern überragten. Die Freien gliederten sich nach Sippen oder blutsverwandten Familien. Nach Sippen geordnet, erschienen sie in der Volksversammlung, die jeden Vollmond oder Neumond stattfand. Da wurden Angriffs kriege und Friedensverträge bestimmt, Bündnisse mit andern Völkern abgeschlossen, die jungen Knaben, denen man Speer und Schild überreichte, ins Heer aufgenommen und die Hälftlinge oder Könige gewählt. Die Häuptlinge hatten den Oberbefehl im Kampfe, sie sorgten für die Ausführung der Volksbeschlüsse, sie empfingen die Gesandten fremder Völker und verschafften ihnen Unterkunft und Unterhalt. Dafür erhielten sie von

den übrigen Freien mancherlei Geschenke; denn eine Steuer durften sie nicht erheben. Sie hatten meist auch ein Gefolge von jungen, freien Männern, denen sie Unterhalt, Kleidung, Wohnung und Waffen verschafften; dafür gelobten ihnen die Gefolgsléute durch einen feierlichen Eid unverbrüchliche Treue in Kampf und Gefahr.

L e b e n s w e i s e . Die Hauptbeschäftigung des freien Germanen war der Krieg; sich in der Fremde blutig herumrauschen und mit reicher Beute heimkehren, schien ihm das rechte und ehrenvolle Tun eines wackeren Mannes. Viele junge Männer traten daher in den römischen Söldnerdienst. Den Kampf begrüßten die halbnackten Germanen mit wildem Geschrei, das sie in der Wölbung des Schildes widerhallen ließen, um dadurch den Feinden Schrecken einzujagen. Feige und Kampfflüchtige begrub man zur Strafe lebendig in einem Sumpfe; wer ohne Schild aus der Schlacht zurückkam, war ehrlos.

Die Germanen waren zum Teil noch **H a l b n o m a d e n**. Ihren Reichtum bildeten große Kinder-, Schaf- und Schweinherden. Neben der Viehzucht trieben sie auch Ackerbau. Jede Sippe besaß ein Stück Land, das von den verschiedenen Familien gemeinsam bearbeitet und dessen Ertrag an die einzelnen Familien je nach deren Bedürfnis verteilt wurde. Da die Stallfütterung während des Sommers nicht bekannt war und man die Herden frei weiden ließ, brauchte jede Völkerschaft zu ihrer Erhaltung einen viel größeren Landstrich, als es heute nötig wäre. Die Germanen befanden sich daher in beständiger **L a n d n o t**, die manche Völkerschaft aus ihrer Heimat trieb. Die Häuser waren nur leicht aus Holz gebaut, damit man sie bei der Auswanderung mitnehmen konnte, sie galten als Fahrhabe.

Da alle Freien gleichberechtigt waren, durfte auch keiner über den andern richten. Wenn daher ein Mitglied einer Sippe von einem Angehörigen einer andern Sippe schwer verletzt oder getötet wurde, so war die ganze Blutsverwandtschaft des Getöteten verpflichtet, an dem Mörder oder dessen Sippe Rache zu nehmen. Weil aber aus der **B l u t r a c h e** lange Fehden hervorgingen, so konnte die geschädigte Sippe statt den Tod des Mörders auch eine Entschädigung fordern. Diese wurde vor versammeltem Volke festgesetzt; man nannte sie das **W e r g e l d** (Wer-Mann, Mensch). Später wurde die Blutrache gänzlich verboten, und die Volksversammlung setzte für jede blutrünstige Verlezung ein Wergeld fest.

D i e R e l i g i o n. In dem unwirtlichen Lande und bei ihren dürftigen Einrichtungen waren die Germanen den Einflüssen des Wetters und den Naturgewalten des Himmels und der Erde

fast machtlos preisgegeben. Sie fühlten, wie diese Naturgewalten, ähnlich den Menschen, Gutes und Böses schufen, ihnen bald Freude spendeten, bald Schrecken einjagten; sie hielten sie daher für übermächtige Wesen, die ihr Leben und ihr Schicksal bestimmten. Sie verehrten diese *N a t u r k r ä f t e* als *G ö t t e r*, denen man in heiligen Hainen Altäre errichtete und Opfer darbrachte. Der regenspendende Himmel, unter dem die Wolken im Sturm dahinfahren, erschien ihnen als Gott *W o d a n*, die wetterleuchtende Wolke als *D o n a r*, der, seinen mächtigen Hammer werfend, den Donner hervorruft, *Z i u* hieß der Kriegsgott, *F r e y a* oder *H u l d a* die Göttin des Friedens und des Hauses. Diese Gottheiten oder *A s e n* wohnten in *W a l h a l l a*, der Himmelsburg Wodans. Ihre Namen finden wir zum Teil in unseren Wochentagen wieder, mancher Gebrauch und mancher Überglaube ist noch ein Rest jener heidnischen Götterverehrung.* Kriegerisch wie die Germanen selbst, waren auch ihre Götter. Die *A s e n* kämpften gegen die *R i e s e n* in unaufhörlichem Kampfe; diese sind die wilden, menschenverderbenden Naturgewalten. Wodan selbst heißt der Siegvater, denn er ordnet den Schlachtgang der Menschen und verleiht Sieg oder Niederlage. Die auf der Walstatt Gefallenen lässt er durch die Schlachtjungfrauen, *W a l - k ü r e n*, nach Walhalla bringen.

2. Die Wanderung.

G e r m a n e n u n d R ö m e r. Die beständige Landnot trieb heute diese, morgen jene Völkerschaft der Germanen zur Auswanderung. Unstät, planlos, unter beständigen Kämpfen zogen sie von einer Gegend zur andern und ließen sich hier kurze, dort längere Zeit nieder, bis die Not oder ein anderer Stamm sie wieder weiter trieb. Frühe richteten sich diese Züge gegen die reichen römischen Provinzen. Schon *J u l i u s C ä s a r* führte mit ihnen schwere Kämpfe, um sie von Gallien abzuhalten. Dieser beständigen Überschwemmungsgefahr suchten sich die Römer durch die Eroberung Germaniens zu erwehren. Nach anfänglichen Erfolgen wurde aber ihrem Vordringen ein Ziel gesetzt, indem der Cheruskerfürst *A r m i n* sie in einer furchtbaren Schlacht im *T e u t o b u r g e r W a l d e* schlug. Lange Zeit blieb nun der

* *Z i s t i g* = *Z i u s t a g*, *D o n n e r s t a g* = *D o n a r s t a g*, *F r e i t a g* = *F r e j a - t a g*. *Z i u l a n t* = *Z i u l a n d e* war dem *Z i u* geheiligt. Der Hammer war den Germanen heilig und wurde bei feierlichen Anlässen als Sinnbild des Gottes gebraucht, besonders bei Verkäufen. Daher kommt die Redensart: „unter den Hammer kommen!“ An die *A s e n* erinnern noch die Namen: *O s f a r*, *O s w a l d* usw. = *A s e n h e r r*.

Rhein, wo die Legionen in Festungen stationiert waren, die Grenze, bis ums Jahr 100 die Römer sie bis zur Donau verschoben. Ein über 100 Stunden langer Wall, der von der Donau bis zum Niederrhein führte, sicherte die Grenzlandschaft.

Die Besiedelung der römischen Grenzgebiete. Von den Nordgermanen gedrängt, brachen etwa 150 Jahre n. Chr. die Goten, welche an der Ostsee und der unteren Weichsel wohnten, gegen Süden auf und scheuchten dadurch eine ganze Reihe anderer germanischer Völkerschaften auf, die ins römische Reich einzufallen drohten. Die Goten rückten bis zum schwarzen Meere vor, ja auf ihren flachen Schiffen dehnten sie die Raubzüge bis nach Kleinasien und Griechenland aus. Die Römer überließen ihnen schließlich Dacie, die Grenzprovinz am unteren nördlichen Donauufer.

Um den kriegskundigen Legionen besser gewachsen zu sein, schlossen sich die germanischen Völkerschaften, die durch gleiche Sprache, gleiche Sitten und gleiche Gottheiten mit einander verwandt waren, zu großen Verbänden zusammen; es entstanden die Bünde der Franken, der Alamannen, der Sachsen und andere. Plündernd schweiften sie bis tief ins römische Reich. Die Alamannen überschritten den Grenzwall und besetzten Süddeutschland bis zum Rhein, über den sie als wilde Räuber zahlreiche Züge nach Helvetien machten.

Die römischen Kaiser suchten die Gefahr dadurch abzuwenden, daß sie den Angreifern Grenzgebiete abtraten, sie aber verpflichteten, das Reich gegen neue Angriffe zu verteidigen; besiegte Germanen wurden bisweilen zwangsweise angesiedelt.

Der Hunnensturm. Da erschien von Asien her das wilde Reitervolk der Horden, das in unüberstehlichem Ansturm die Ostgoten unterwarf und, die Westgoten ins Römerreich abdrängend, sich in deren Wohnsitzen niederließ.

Die Westgoten schlugten sich durch die Balkanhalbinsel, drangen unter ihrem König Alarich sogar in Italien ein und eroberten Rom (410), das seit Hannibals Zeiten keinen Feind mehr vor seinen Toren gesehen hatte. Nach des Königs frühem Tode setzten sie sich in Südgallien und Spanien fest.

Unterdes bildete sich im Norden eine große barbarische Macht unter der Führung der Hunnen. Von seiner Königsburg an der Theiß aus gebot der gewaltige Attila, die Gottesgeißel genannt, über zahlreiche unterworfenen germanischen und slavischen Völker. Mit einer halben Million Krieger brach er in Gallien ein, wurde aber von den vereinigten Römern und Westgoten, die unter dem letzten großen weströmischen Feldherrn Aetius

sachten, geschlagen (451). Nach Attilas frühem Tode zerfiel das Reich noch rascher, als es entstanden.

3. Die Gründung germanischer Reiche.

Die aufgescheuchten Germanen drangen von allen Seiten ins römische Reich. Die **Vandalen** durchrasten Süddeutschland, Gallien, Spanien und setzten sogar nach Afrika über, wo sie bei Karthago ein Reich gründeten, von dem aus sie Rom eroberten und furchtbar plünderten. (Vandalismus.)

In Italien ließen sich die **Ostgoten** unter ihrem Könige **Theoderich** nieder, in Belgien und Nordgallien die **Franken**, in Britannien die **Angeln und Sachsen**. Auf dem Boden der Schweiz erschienen drei Völker, an denen wir die Art der Ansiedelung erkennen können.

a. Die Burgunder.

Der Hunneneinbruch trieb sie aus ihrer Heimat zwischen Oder und Weichsel. Sie zogen in die Rhein- und Maingegend, wo sie um Worms ein Reich gründeten. Römer und Hunnen zertrümmerten es und Aëtius siedelte die Reste des Volkes in der Rhonegegend (auch Westschweiz) an. Jeder römische Grundbesitzer wurde gezwungen, eindrittel bis zweidrittel von seinem Hof, Garten und Ackerland an den Germanen abzutreten, der ihm mit Weib und Kind und Sklaven als Nachbar angewiesen wurde. Eine Vermischung von Römern und Germanen konnte so nicht ausbleiben. Da die römische Kultur der burgundischen überlegen war, nahmen mit der Zeit die Burgunder die römische Sprache an, wogegen sich die Römer für manche Dinge, namentlich militärische, die germanischen Bezeichnungen aneigneten. Ähnlich war es bei den Goten und Franken. Aus solchen Mischungen bildete sich im Laufe der Zeit die romanischen Sprachen: das Französische, Italienische, Spanische, Portugiesische und Rumänische.

b. Die Alamannen.

Die Alamannen breiteten sich längs des Rheins in Baden und im Elsaß aus und besetzten auch die Nord- und Ostschweiz. Sie trafen in diesen Gebieten nur wenige Überreste der Römer und konnten sich darum nach ihren alten Gewohnheiten einrichten. Sie verteilten das Land an die Sippen, die nach ihrem Stammvater benannt wurden. Diesen Namen gaben sie auch den Ansiedlungen (Andelfingen = Sippe des Andolf, Grüningen = Sippe des Gruno). Die Heimstätten lagen entweder regelmäßig in breiten Massen nebeneinander (Haufendorf), oder sie zogen sich zu beiden

Seiten einer Straße hin (Straßen- oder Zeilendorf). In hügeligen Gegenden aber zerstreute sich die Sippe, weil sich die Familienväter in Höfen oder Weilern ansiedelten. Von dem Land, das einer Sippe zugeteilt war, schied man zunächst die Ackerflur aus, die sich womöglich rings um das Dorf zog. Davon wurde jedem freien Familienvater ein so großer Anteil zugewiesen, daß er für dessen Haushaltungsbedürfnisse genügte. Das war die Hufe. Diese befand sich aber nicht an einem Stück, sondern sie lag zerstreut in den drei Zelgen, in die jede Ackerflur geteilt war. Die eine trug Winterfrucht (Roggen, Korn), die zweite Sommerfrucht (Haser, Gerste), die dritte war unbepflanzt, sie lag brach. Jedes folgende Jahr wechselte man mit der Bestellung des Feldes so, daß die Brachzelg mit Winterfrucht, die Winterzelg mit Sommerfrucht angepflanzt wurde, die Sommerzelg aber brach lag. Das Brachfeld wurde meist noch als Stoppelweide benutzt; darum mußten die angepflanzten Zelgen, die „Esfch“ genannt, eingezäunt werden. Diese „Dreifelderwirtschaft“ gestattete dem Einzelnen nur ein beschränktes Verfügungsrecht an seinem Land. Außerhalb des Zelglandes, ganz in der Nähe des Dorfes, baute man Hanf und Flachs in den „Bünten“.

Das übrige Land blieb allen Sippen- oder Gemeindegliedern gemeinsam. Es bildete die „Allmende“ oder die „Mark“, die meist aus Wald und Weide bestand. Aus jenem bezog jeder Genosse das nötige Brenn- und Baumaterial, auf diese trieb der Dorfhirt zur Sommerszeit das Vieh aller Anteilberechtigten.

c. Die Langobarden.

Erst spät erschienen als letzte Welle der großen Völkerwanderung die Langobarden, die sich in den südlichen Alpentälern und der Poebene niederließen.

II. Das römisch-fränkische Reich.

1. Die Merowinger.*

Von den neugegründeten Germanenstaaten konnte sich nur das Frankenreich auf die Dauer halten. Von Belgien her eroberte der fränkische Teilkönig Chlodovech Gallien bis zur Loire; am Oberrhein besiegte er die Alamannen (um 500). Durch eine beispiellos rohe Ausrottung seiner Verwandschaft schuf er ein einheitliches, mächtiges Frankenreich, das bald die benachbarten Länder unterwarf. Nach fränkischem Erbrecht teilte der König je-

* Nach dem sagenhaften Stammvater Meroväus so genannt.

weilen das Reich unter seine Söhne, was eine Quelle fortwährenden Haders und häufiger Bürgerkriege wurde. In den ewigen Wirren erschöpften sich die Kraft des Reiches und der Könige, die sich gegenseitig auszurotten suchten.

2. Die Karolinger.

Die fränkischen Könige ließen ihren Privatbesitz durch besondere Beamte, die *Hausmeier*, verwalten. Bei der Schwäche ihrer Herren wurden diese ersten Hofbeamten bald sehr einflussreich und nahmen die eigentliche Regierung des Reiches in die Hand. Berühmt und gefürchtet waren die Hausmeier aus dem Geschlechte der *Karolinger*, neben denen die Merowinger nur noch eine Scheinherrschaft ausübten. *Pipin*, genannt „der Kleine“, setzte sich endlich selber an die Stelle des Königs, nachdem er ihn in ein Kloster gesteckt hatte.

Karl der Große.

Pipins Sohn, *Karl*, ein gewaltiger Herrscher, dehnte das Reich nach allen Seiten aus; er besiegte die Langobarden, zog nach Spanien, unterwarf die Sachsen und im fernen Osten die Avarn. Das Reich erstreckte sich von der Odermündung bis an den Ebro und über den Tiber hinaus und vom atlantischen Ozean bis zur Donau in Ungarn.

Verwaltung des Reiches. Die unterworfenen Völker konnten nach ihren gewohnten Rechten leben, nur verloren sie die Selbständigkeit. Das ganze Reich war in *Gau* eingeteilt, jeder Gau in Bezirke, die je hundert Familien umfassten und daher *Hundertschaften* hießen. In der Schweiz hatte man den Thurgau, den Aargau, den Klettgau, den Baselgau, den Waldgau usw. Jedem Gau stand als Stellvertreter des Königs ein *Graf* vor, der die Aufsicht über die öffentlichen Straßen führte, die Steuern und Bußen einzog, das Heer des Gaues aufbot und in den Hundertschaften die Gerichtsverhandlungen leitete, die immer an den öffentlichen Gerichtsstätten abgehalten wurden. Zu seiner Mithilfe bestellte er in jeder Hundertschaft einen Unterbeamten, *Hunno* geheißen. *Königssboten* reisten von Gau zu Gau und untersuchten die Amtsführung der Grafen.

Das Gerichtswesen. An den öffentlichen Gerichtstagen, dem „Thing“, mussten die freien Männer auf der „*Mallate*“ (Gerichtsplatz) erscheinen, wo unter freiem Himmel die Verhandlungen vor sich gingen. Den Vorsitz führte der Gaugraf, wenn es sich um Blutverbrechen, der Hunno, wenn es sich um geringere Strafsachen handelte. Jener hatte das *höhe*, dieser

das niedere Gericht. Der Vorsitzende saß unter einer Linde, umgeben von den Schöffen, die das Urteil abzugeben hatten, das dann jener verkündete. Die freien Männer standen im Kreise herum, sie waren der „Umstand“ und hießen das Urteil gut oder schalten es.

Erneuerung des westromischen Kaiserreichs. Den Germanen war der Titel eines römischen Kaisers etwas Großes und Erhabenes, der nur dem Beherrschter der ganzen Welt zukomme. Keiner ihrer Fürsten, nicht einmal der siegreiche Chlodwig, wagte es, diesen Titel anzunehmen. Erst Karl dem Großen, der einen großen Teil der Länder des weströmischen Reiches unter seinem Szepter vereinigte, kam der Gedanke, daß er ein Recht darauf hätte. Als er daher im Jahre 800 nach Rom kam, krönte ihn der Papst zum römischen Kaiser. In Wirklichkeit war aber das Reich germanisch, so daß Karl nie daran dachte, dauernd in Rom zu residieren.

3. Die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse.

Die urgermanischen Verhältnisse änderten sich im Frankenreiche gründlich.

Die Stärkung der Königsmacht. Der König besaß einst nicht mehr Rechte als die anderen Freien, die ihn zu seinem Amte erhoben. Nun war er zum fast unumschränkten Herrscher geworden, dessen Würde sich in der Familie forterbte. Schon durch die Volksbünde, die sich über große Landstriche erstreckten, war der Besuch der Volksversammlung den entfernt Wohnenden beinahe verunmöglicht worden. Noch schlimmer kam es im ausgedehnten Frankenreiche. Man überließ daher dringende Entscheidungen dem König, dessen Macht dadurch verstärkt wurde. Wohl berief er noch jedes Jahr, im Frühling, da, wo er sich gerade aufhielt, eine Volksversammlung, März- oder Maifeld genannt, die aber eher eine militärische Heerschau war. Daran konnten neben den Gefolgsmännern nur die Freien teilnehmen, die in der Umgegend wohnten, sodaß der König tatsächlich das Recht bekam, von sich aus Gesetze zu erlassen, Bußen und sogar Steuern zu erheben.

Der Großgrundbesitz. Der König war der größte Grundbesitzer. Bei der Besetzung des Landes waren ihm eine große Zahl von Ländereien, römische Niederlassungen, ferner alles unangebaute Land, wozu man auch den Wald rechnete, zugeschlagen, und die vielen späteren Eroberungen vermehrten seinen Besitz.

Auch die Großen des Reiches verstanden es, ihr Eigentum durch Kauf, wichtige Dienstleistungen für den König, oft auch durch List und Gewalt zu vermehren.

Kirchen, Klöster und Bischöfe gelangten durch große Schenkungen zu außerordentlichem Reichtum. — Diese weltlichen und geistlichen Fürsten (furisto = der erste) bildeten den Adel, der fast allein den Märzfeldern beiwohnte, bisweilen auch seine Macht gegen den König wandte, dessen Hauptstütze in den freien Bauern lag. Und diese Stütze sollte durch die Könige selber zerbrochen werden.

Der Untergang der Freien. Der Waffendienst, einst des freien Mannes höchste Zierde, wurde zur schweren Last, rief er doch in den häufigen Kriegen den Bauern oft monatelang von Haus und Hof weg. Da dieser die Waffen: Keule, Schleuder, Bogen, Pfeile, Schild und Lanze, die sehr teuer waren, selbst anschaffen und wenigstens für drei Monate den Unterhalt selbst bestreiten mußte, brachte ihm jeder Feldzug große Auslagen. Während seiner Abwesenheit blieben die Güter ungepflegt, besonders, wenn mehrere Männer aus einer Familie ausziehen mußten.

Ungerechte Grafen und Großgrundbesitzer benützten oft diese Abwesenheit jener, um unter irgend welchem Vorwand Bußen zu erheben, von denen immer eindrittel in seine Tasche ging. Dieser, um begehrenswerte Grundstücke in seine Hand zu bekommen. Bei der Rückkehr fand mancher Familienvater sein Gut verschuldet und kamen noch Viehseuchen hinzu, so war er gezwungen, seinen Besitz zu verkaufen und sich und seine Familie in Abhängigkeit zu begeben. Immer mehr Freie verfielen diesem Los; umsonst suchte Karl der Große dem Untergang dieses Standes zu steuern. Nur in wenigen, meist abgelegenen Gegenden, konnten sich die Freien erhalten.

Das Lehenswesen. Je mehr die Freien zusammenschmolzen, desto geringer wurde die Wehrkraft des Landes. Der König mußte also darnach trachten, sie auf andere Weise wieder zu heben. Die Kriegszüge in ferne Gegenden machten es notwendig, die Fußsoldaten immer mehr durch die Reiterei zu ersetzen. Den freien Bauern konnte man aber die Anschaffung von Ross und Rüstung nicht zumuten: ein Harnisch kostete 12 Solidi, Helm und Beinschienen ebensoviel, ein Schwert mit Schild 7 Solidi, ohne Scheide 3 Solidi.

Die Großen des Reiches, weltliche und geistliche Herren, von denen mancher ganze Landesgegenden mit tausenden von abhän-

* Eine Kuh wurde durchschnittlich als Solidus gewertet.

gigen Bauern besaßen, hatten, ähnlich den Königen, ihr Ehren- und Kriegsgefolge. Nun verpflichtete der König diese Großen, ihre Gefolgsmänner gegen eine entsprechende Entschädigung in sein Heer einzurichten. Da aber zu jener Zeit das Geld eine rare Sache war, so überwies er ihnen Ländereien samt Zinsbauern und Knechten zur Nutznutzung. Dies war aber nur geliehenes Gut, ein sogenanntes Lehen, das der König wieder an sich zog, wenn der Lehensmann starb oder treubrüchig wurde. Bei der feierlichen Übergabe des Lehens gelobte der Lehensnehmer, dem Lehensherrn treu, dessen „Freunden Freund und dessen Feinden Feind“ zu sein. Er war nun der Vasall (vassus = Knecht) des Königs und hatte ihm vor allem Kriegsdienste zu leisten.

Mancher reiche „Kronvasall“ nahm wieder einen weniger begüterten Herrn mit dessen Gefolgsmännern in Dienst und erteilte auch ihm ein Lehen; auch dieser Untervasall konnte wieder Lehen abgeben usw. Alle Gefolgsmänner waren wiederum ihren Herren gegenüber Vasallen. Bot der König die Kronvasallen zum Kriege auf, so hatten sie mitsamt ihrem Gefolge und ihren Untervasallen zu Pferd einzurücken, sodaß er ein allzeit schlagfertiges Heer besaß.

Schon unter den Nachfolgern Karls erzwangen die Vasallen die Erblichkeit der Lehen. Auch Staatsämter, wie das Grafenamt, wurden erbliche Lehen, die den Familien nicht mehr entzogen werden durften.

Die Stände. Diese Verhältnisse führten mit der Zeit zu einer neuen Gliederung des Volkes. Die Freien schieden sich in Adel und Gemeinfreie. Zum Adel gehörten König, Kronvasallen und freie niedere Vasallen. Zwischen Adel und Gemeinfreien standen die Ministerialen, Ritter, die zwar unfrei waren, aber wegen ihres Dienstes und Besitzes höher geachtet wurden, als die gewöhnlichen Freien. Diese letztern anerkannten, wie der Adel, nur den König als ihren Herrn und hatten noch ihr eigenes Gericht. Zwischen ihnen und den Knechten standen die freien Zinsbauern, die mit Ausnahme des Zinses, den sie ihrem Herrn zu entrichten hatten, keine Lasten trugen und am Thing der Freien teilnehmen konnten. Unter ihnen standen die unfreien Zinsbauern oder Horigen, die einem Herrn Frondienst leisteten und einen bestimmten Zins zahlten. Sie hatten das Land vom Herrn bekommen, durften es aber behalten und auf ihre Kinder vererben. Nur mußten diese beim Tode des Vaters dem Herrn das Besthaupt entrichten als Kennzeichen dafür, daß sie als Knechte ihr Erbe vom Herrn empfangen hatten.

Auf der untersten Stufe standen die Sklaven, die tagein, tagaus auf den Gütern des Herrn oder in dessen persönlichen Dienste arbeiteten, deren Lehen, Kinder, Verdienst und Vermögen dem Herrn gehörten.

4. Teilung und Verfall des Reiches.

Unter den Nachfolgern Karls ging das einheitliche Kaiserreich rasch in die Brüche. Auch diesmal trugen vor allem die Bürgerkriege, die aus den Teilungen entstanden, die Schuld daran. Nach langen Wirren teilten die Enkel Karls des Großen im Vertrage zu Verdun (843) das Reich in West-, Ost- und Mittelfranken. Aus dem romanisierten Westen entstand mit der Zeit Frankreich, aus dem germanischen Osten Deutschland, während „das Zwischenreich“ in kleinere Staaten: Italien, Burgund und Lothringen, zerfiel.

Aber die Herrscher aus Karls Stamm waren fast alle Schwächlinge, welche die Großen nicht im Zaume zu halten vermochten. Die Ohnmacht der Teilreiche machten sich Feinde von außen zu nutzen. Kühne normannische Seeräuber, Wikinger genannt, brandschatzten die Küsten und die Ufer der großen Flüsse, die sie mit ihren geschnäbelten Schiffen hinauffuhren. Von Osten her, die Donau herauf, ergossen sich die schrecklichen Ungarn und Italien wurde von den mohammedanischen Sarazenen heimgesucht.

5. Entstehung selbständiger Fürstentümer.

Die weltlichen und geistlichen Großen des fränkischen Reiches erstrebten und erlangten immer größere Selbstständigkeit. Um sich ihrer Hilfe zu versichern, mussten ihnen die Herrscher in Notzeiten immer neue Rechte abtreten. So erlangten Großgrundherren, hohe Vasallen und Beamte nicht nur die Erblichkeit der Lehen, sondern auch Steuerfreiheit und den Heerbaum und die gesamte Gerichtsbarkeit über ihre Zinsbauern. Der Gaugraf hatte kein Recht mehr, ihre Gebiete zu betreten. Diese Immunität (Befreiung von Verpflichtungen) machte die Herren tatsächlich zu selbständigen Fürsten, neben denen das kaiserliche Ansehen verblaßte. In der Abwehr der Reichsfeinde erstarke das Selbstbewußtsein einzelner Stämme und die mächtigsten Adeligen traten wieder als Herzöge an ihre Spitze, so in Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen.

III. Das römisch-deutsche Kaiserreich.

1. Deutschland wird ein Wahlreich.

Als im Jahre 911 die ostfränkischen Karolinger ausstarben, war das Reich tatsächlich in fünf Stammesherzogtümer aufgelöst, und einer der Herzöge wurde zum König ernannt. Aber erst der zweite Wahlkönig, der kraftvolle Heinrich I. aus dem Sachsenstamme, kann als Gründer des deutschen Reiches bezeichnet werden. Er sicherte dessen Einheit, indem er die widerspenstigen Herzöge zur Anerkennung seiner Oberhoheit zwang, ohne sie aber aus ihrer Stellung zu verdrängen. Dies setzte ihn instand, die Grenzen des Reiches gegen den slavischen Osten und dänischen Norden vorzuschieben und die Ungarneinfälle erfolgreich zurückzuweisen.

2. Die Erneuerung des Kaiserreiches.

Sein energischer Sohn Otto I. führte das angefangene Werk weiter. Die unruhigen Herzögewarf er nieder und schlug die Ungarn, welche die inneren Kämpfe des deutschen Reiches zu einem neuen Einfalle benutzt hatten, auf dem Lechfeld so gründlich, daß sie nie wieder erschienen und sich von nun an ein sesshaftes Leben gewöhnten. Durch Heirat gewann er die langobardische Krone in Italien; als Schutzherr des Papstes empfing er die Kaiserkrone und erneuerte dadurch das römische Reich (962) („heiliges römisches Reich deutscher Nation“).

3. Blüte des Reiches (um 1050).

Die höchste Blüte erreichte das Reich etwa 100 Jahre später unter Heinrich III., der dem fränkischen Herzogsgeschlechte entstammte. Da schon unter seinem Vater auch Burgund gewonnen worden war, beherrschte er das gesamte frühere mittel- und ostfränkische Reich, welch' letzteres sich fortwährend nach dem slavischen Westen ausgedehnt hatte. Heinrich besiegte auch die Böhmen und Ungarn, die zu deutschen Vasallenstaaten herabsanken. Alle Völker Europas anerkannten ihn als den ersten Fürsten des Abendlandes.

D. Das Papsttum.

I. Die Entwicklung der christlichen Kirche.

1. Ausbreitung des Christentums.

Um das Jahr 400 war das Christentum im römischen Reiche herrschend geworden, ohne daß es aber allgemein durchgeführt gewesen wäre. Der Zusammenbruch des weströmischen Reiches gefährdete seinen Bestand; aber infolge seiner festen Organisation überdauerte es den fallenden Staat. Zudem hatten die Germanen im Verkehr mit den Römern die neue Lehre kennen gelernt und frühzeitig angenommen.

Bischof Ulfilas übersetzte die Bibel sogar in die gotische Sprache. Von dieser Übersetzung, die mit silbernen Lettern auf Pergament geschrieben ist, werden noch kostbare Bruchstücke in Uppsala aufbewahrt. Burgunder und Franken nahmen das Christentum ebenfalls an und es fasste auch in Großbritannien festen Fuß. Nur die Alamannen und die rechtsrheinischen Germanen blieben ihren alten Göttern noch treu, bis irische Glaubensboten unter dem Schutze der fränkischen Könige auch in diesen Ländern das Bekämpfungswerk begannen. In Alamannien predigten Columban und Gallus, in Deutschland Bonifatius die christliche Lehre. Auch Karl der Große wirkte eifrig für die Ausbreitung des Christentums bei den Sachsen und Friesen an der Nordseeküste und bei den slavischen Völkern im Osten Deutschlands.

2. Das Mönchtum.

Ursprung. Das Christentum passte sich dem heidnischen Glauben möglichst an und entnahm ihm viele seiner Gebräuche. Beliebte heidnische Feste wurden unter neuem Namen auch von den Christen gefeiert, so entstand aus den römischen und germanischen Sonnwendfeiern das Weihnachtsfest. Die Prozessionen der Römer, die mit geweihten Zeichen und wallenden Fahnen durch die Felder zogen, um den Segen der Götter zu ersuchen, nahm die christliche Kirche ebenfalls auf. Auch das Mönchtum ist heidnischen Ursprungs; sein Begründer war ein Priester des ägyptischen Nilgottes (Serapis).

Die ersten Mönche lebten einsam in der Wüste, lebenslang starr auf einer Säule stehend oder in enge Löcher eingemauert. Später gründeten diese Einsiedler Kloster. Die Christen sahen

anfänglich das Mönchstum nicht gern; keine Geistlichen, sondern nur Weltliche schlossen sich ihm an; darum konnten sich auch Nonnenklöster bilden. Erst später, als sich das Klosterwesen in alle Länder verbreitet hatte, verlangte man, daß die Mönche geistlichen Standes seien.

Benedikt von Nursia (zirka 500). Von Aegypten breitete sich das Mönchswohl auch nach dem Abendland aus und es fand hier einen weisen Gesetzgeber. Für das Kloster Monte Cassino in Unteritalien stellte Benedikt von Nursia bestimmte Vorschriften, Regeln, auf. Er verlangte von den Mönchen das Gelübde der Armut, Ehelosigkeit und des Gehorsams, ferner geistige und leibliche Arbeit neben religiösen Übungen. Nach diesen Regeln wurden überall ähnliche Klöster gegründet, die man als Benediktinerkloster bezeichnete, bei uns St. Gallen, Reichenau, Einsiedeln, die Fraumünsterabtei Zürich.

Bedeutung. Diese Klöster übten in den germanischen Ländern einen segensreichen Einfluß aus. Sie allein hielten die Kultur in den wilden Kriegszeiten aufrecht, und waren die einzigen Bildungsanstalten. Die Mönche betrieben einen vorbildlichen Landbau, kopierten in unermüdlicher, sorgfältiger Arbeit wertvolle Handschriften, sie übten eine wunderbare Kleinkunst in der Malerei, pflegten Musik und Poesie, und diesen Klosterschreibern verdanken wir die Erhaltung mancher uralten Dichtung.

Reichtum und beginnender Verfall. Die Klöster erhielten von Privatleuten und Fürsten große Schenkungen. Dadurch wurden sie mit der Zeit mächtige Großgrundbesitzer, so besaß St. Gallen wohl 7000 — 8000 Hufen. Dieser Reichtum führte zu einem verschwenderischen, oft recht ungeistlichen Leben, sodaß die Klosterregeln vielfach keine Beachtung mehr fanden.

3. Die Kirche.

Die Urchristengemeinde. In den ersten Christengemeinden gab es keine besonderen Geistlichen; in den Versammlungen konnte jeder reden, der den Drang dazu fühlte. Sie wurden täglich abgehalten; aber mit dem Wachstum der Gemeinden verlegte man sie auf die Sonntage. Für die übrigen mannigfaltigen Geschäfte der Gemeinde wählte man Älteste, Presbiter, und Aufseher, Episkopen.

Entstehung des Priestertandes. Nach und nach übertrug man den Presbytern allein den Dienst am Altar und er verblieb ihr Erbteil (Pleros); sie bildeten nun den Priesterstand, den Clerus, der den Verkehr des Volkes (Volk = Laos, daher Laien) mit Gott vermittelte. Der Episkop (Bischof) war

die kennnisreichste und daher angesehenste Person in der Gemeinde; seinen Befehlen durfte sich niemand widersezen.

Später stellte man die Bischöfe und ihre Gemeinden unter die Aufsicht des Bischofs der größten Gemeinde, des Erzbischofs. An Ansehen und Macht ragten besonders die Bischöfe von Jerusalem, Antiochien, Konstantinopel und Rom hervor. Man nannte sie Patriarchen. Sie hatten die Aufsicht über die ganze Christenheit.

Synode und Konzil. Damit in allen Kirchen eine einheitliche Lehre und einheitliche Gebräuche zur Geltung kämen, versammelten sich die Bischöfe eines Landes oft zu einer Synode, um strittige Fragen zu erledigen. Manchmal bewegte der Streit die ganze Christenheit; dann traten die Bischöfe aller Länder zu einem Konzil zusammen. Das erste allgemeine Konzil fand zu Nicäa statt (325). Es entschied, daß Christus Gott wesenngleich und nicht bloß wesensähnlich sei, wie der Bischof Arius und sein großer Anhang es behauptete und diese Lehre wurde als katholisch, d. h. als allgemein gültig erklärt. Die Streitigkeiten wurden oft mit bitterer Leidenschaftlichkeit geführt und mit Fausthieben, Fußtritten und sogar Totschlag entschieden, die lezerischen (irrgläubigen) Minderheiten aus der Kirche gestoßen und verfolgt.

4. Der römische Bischof als Papst.

Der Bischofssitz der Reichshauptstadt, wo der Sage nach die Apostel Petrus und Paulus den Märtyrertod gefunden hatten, genoss eines ganz besonderen Ansehens. Was der römische Bischof anerkannte, fand fast allgemeine Geltung. Daher nahm man die christlichen Schriften, die zu Rom gebraucht wurden, zur Richtschnur (Kanon); der Bischof von Rom übte daher einen starken Einfluß auf die Entstehung des neuen Testamentes aus. In den bösen Zeiten der Völkerwanderung, da die Kaiser von Rom abwesend waren, suchte man seinen Rat und seine Hülfe. So wurde er zum „Bischof der Bischöfe“, zum „gesegneten „Papa“, zum Papst, der die gesamte Oberleitung der Kirche beanspruchte, welches Recht ihm auch vom weströmischen Kaiser zugestanden wurde. Indes machte der Patriarch zu Konstantinopel (Hauptstadt Ostroms) auf den gleichen Rang Anspruch. Die daraus entstandenen Streitigkeiten führten schließlich zu einer Trennung, indem eine oströmische oder griechisch-katholische und eine weströmische oder römisch-katholische Kirche entstanden (etwa 1050).

Der Papst und die Karolinger. In den kriegerischen Zeiten bedurfte der Papst der Stütze eines weltlichen Fürsten. Er trat mit dem kraftvollen, fränkischen Hausmeier Pipin in Verbindung, dem er bei der Erlangung der Krone seine Hülfe lieh. Dafür befreite ihn dieser von den Langobarden, die sich Roms bemächtigen wollten. Ja, Pipin verschaffte dem Papste die Herrschaft über Rom und eine Reihe anderer mittelitalischen Gebiete (Kirchenstaat). Karl der Große setzte diese Beschützerrolle fort und unterwarf die immer drohenden Langobarden. Die Bande zwischen dem größten weltlichen und dem höchsten geistlichen Herrscher wurden immer enger, sodaß der Papst seinen Gönner zum römischen Kaiser krönte.

II. Kampf zwischen Papst und Kaiser.

1. Papst und Kaiser.

Der Papst nahm bald das Recht in Anspruch, den Kaiser durch die Krönung zu bestätigen, d. h. er vertrat die Ansicht, daß er über dem Staatsoberhaupt stehe, daß dieses nur sein Vasall sei. Doch hielt Karl trotz seiner christlichen Gesinnung die niedere und hohe Geistlichkeit fest unter seiner Hand. Er berief sie zur allgemeinen Versammlung (Synode) und setzte die Bischöfe ein und ab; er gab sogar dem Papste Mahnungen und befandete dadurch, daß die Macht des Staates über der Kirche stehe.

Auch Otto I. fühlte sich als Oberherrscher der Kirche und der Päpste, die er einfach absetzte, wenn sie untauglich waren. Heinrich III. ließ sich sogar von den Römern, die sonst immer die Päpste gewählt hatten, das Recht der Papstwahl übertragen. Er war also der oberste mächtige Gebieter und Herr der Kirche.

2. Sittlicher Verfall des Papsttums.

Wie der Staat, war auch das Papsttum in den sturmvollen Zeiten nach Karl des Großen Tode in Verfall geraten. Da Geistlichkeit und Volk von Rom damals die Papstwahl in den Händen hatten, fanden bei der Besetzung des heiligen Stuhles oft blutige und grauenhafte Parteiduelle statt. Unwürdige und unheilige Männer kamen an die Spitze der Christenheit und verprägten in wüsten Gelagen die goldenen Gefäße und Geräte der römischen Kirchen. Mit den kirchlichen Aemtern trieb man einen schmählichen Handel, indem man sie dem Meistbietenden verkaufte. Die Kaiser ahnten dieses schlechte Beispiel nach und besetzten die so wichtigen Bischofsstühle mit ihren Parteigängern.

3. Die Reformen Gregors VII.

Dieser allgemeinen Kirchenverderbnis suchte der Abt des französischen Klosters Cluny Einhalt zu tun. Er verpflichtete seine Mönche zu einem ernsten, frommen Leben nach den Regeln des Benedikt von Nursia. Sein Beispiel fand bald Nachahmung. Eine Reihe neuer Klöster erstanden, die sich dasselbe Ziel setzten wie die Cluniacenser. Bald schlossen sich die Päpste diesen Besserungsbestrebungen an. Der tatkräftigste unter ihnen war Gregor VII.

Seine Ziele. Er erklärte, daß der Papst als Statthalter Christi Inhaber der höchsten Gewalt auf Erden sei und daß Kaiser und Könige ihre Regierungsgewalt nur als päpstliches Lehen erhalten hätten. Darum suchte er den Kaisern das unter Heinrich III. erlangte Recht der Papstwahl zu entwinden, indem er es auf die Kardinäle* übertrug. Dann verbot er den weltlichen Fürsten, die Bischöfe einzusezzen, schaffte die Priesterhehe ab und untersagte den Verkauf von geistlichen Amtstümern.

Seine Machtmittel. Der Papst hatte als Kampfmittel zwei wirksame Waffen: den Bann und das Interdict. Durch jenen stieß er einzelne Menschen, durch dieses ganze Länder oder Gegenden aus der christlichen Kirche. Dann wurden die Kirchen geschlossen, die Glocken nicht mehr geläutet, kein Gottesdienst und keine Taufe fanden mehr statt, die Leichen blieben unbeerdigt oder wurden ohne viel Umstände verscharrt. Das machte auf die frommen Gemüter jener Zeit einen furchtbaren Eindruck, sodaß die Bestraften sich gewöhnlich erschreckt dem Papste unterwarfen.

4. Heinrich IV. zu Canossa.

Kaiser Heinrich IV. (Sohn Heinrichs III.) verwarf die Forderungen, die auf die Oberhoheit der Kirche hinzielten. Ein selbständiger Papst war zu gefährlich; auf die Bischöfe, die doch seine Vasallen waren und über Land und Leute regierten, hätte er jeden Einfluß verloren. Den Papst Gregor, der schon im Dienste seiner Vorgänger die päpstlichen Forderungen rücksichtslos vertreten hatte, ließ er auf einer Synode durch die deutschen Bischöfe absetzen. Der Papst antwortete mit dem Bannfluche, erklärte Heinrich des Thrones versagt und entband alle Vasallen und Untertanen vom Treueide. Die deutschen Fürsten, welche die Abhängigkeit vom Kaiser lockern und die Mitwirkung an den

* So heißen die obersten Priester an den Kirchen in Rom und der nächsten Umgebung.

Reichsgeschäften erzwingen wollten, fielen von ihm ab und erklärten ihn als abgesetzt.

Nur schleunigste Unterwerfung unter den Papst konnte den Kaiser retten. Mitten im Winter machte er eine Bußfahrt nach Italien. Im Schloßhofe zu Canossa, wo der Papst sich aufhielt, harzte er barfuß und im härenen Büßergewande drei Tage lang, bis Gregor den Bann von ihm löste (1077). Die Aussöhnung war nicht von Dauer. Das Reich blieb zerrissen. Kaiserliche und päpstliche Bischöfe, kaiserlich und päpstlich gesinnte Fürsten standen sich gegenüber und selbst in die Familie des Herrschers wurde der Streit getragen, sodass die Söhne wider den Vater die Waffen erhoben. Blutige Fehden verwüsteten das Land und erschütterten die kaiserliche Macht. Und über den Tod hinaus verfolgte Heinrich den Haß der Päpste, die seiner Leiche sechs Jahre lang ein christliches Begräbnis verweigerten.

5. Der Papst und die Staufer.

Als später das kraftvolle Herrschergeschlecht der Hohenstaufen den Kaiserthron einnahm, entzündeten sich die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum aufs neue. Auch diesmal schloß dieses sich enge an die weltlichen Gegner einer starken Reichsgewalt.

Friedrich I., von den Italienern Barbarossa genannt, war gewillt, die kaiserliche Macht zu höchstem Ansehen zu bringen. Durch mehrere Römerzüge suchte er besonders in Italien, die gesunkene Reichsgewalt wieder herzustellen. Hier geriet er aber in Konflikt mit den aufstrebenden Langobardischen Städten, die sich wie selbständige Republiken gebordetet. Die widerstrebenden, z. B. das mächtige Mailand, wurden erstürmt und zerstört, über alle harte deutsche Bögte gesetzt. Der siegreiche Kaiser wollte auch wieder Herr der Kirche sein. Er mischte sich in eine zwiespältige Papstwahl, indem er den von der Mehrheit der Kardinäle gewählten Alexander III. nicht anerkannte. Doch dieser war ein ebenbürtiger Gegner. Er verbündete sich mit den Lombarden, welche aus Verzweiflung zum Schwerte griffen und die Zwingherren verjagten. Barbarossa eilte zum fünften Male über die Alpen, erlitt aber bei Legnano eine vernichtende Niederlage. Jetzt mußte der stolze Hohenstaufe den Gegner anerkennen. In Benevent warf er sich dem Papste zu Füßen und machte mit der Kirche Frieden (100 Jahre nach Canossa). Zum zweiten Male hatte das Papsttum triumphiert.

Friedrich II., der letzte große Staufer, nahm den Kampf gegen Rom wiedrum auf. Sein ganzes Leben bedeutete Kampf gegen die Vorherrschaft der Kirche. Darüber verbrauchte er seine

ganze Kraft in Italien, während Deutschland mehr sich selber überlassen blieb, sodaß die kaiserliche Macht dort in die Brüche ging. Das ganze Reich spaltete sich in kaiserlich und päpstlich Gesinnte, die mit entsetzlicher Grausamkeit und Arglist gegeneinander wüteten. Unbesiegt, aber auch nicht Sieger, starb der große Kaiser, ohne daß er eine Entscheidung hätte herbeiführen können.

D a s E n d e d e r S t a u f e r. Den letzten Staufern blieb nur ihr Erbreich in Süditalien, das früher durch Heirat an ihr Haus gekommen war. Aber das verhasste Geschlecht sollte für immer vernichtet werden. Der Papst überließerte Unteritalien den Franzosen und der letzte Sohn des gewaltigen Herrschergeschlechtes, der junge Konradin, endete auf dem Blutgerüste zu Neapel.

6. Das Interregnum (cirka 1250 — 1270).

In dem langen Kampfe war das Kaisertum nicht nur unterlegen, sondern zugleich zerfallen, beschloß doch eine Fürstenversammlung, keinen König mehr anzuerkennen, der nicht vom Papste bestätigt sei. Die Fürsten verkauften die Krone an ausländische Herren, die nie oder nur selten ins Land kamen. Das war die „kaiserlose“ Zeit, das Interregnum. Während weltliche und geistliche Große um Städte und Länder stritten, bereicherte sich der niedere Adel durch Straßenraub. Die Faust regierte.

III. Die Kreuzzüge (1096 — 1270).

Die religiöse Begeisterung und das Ansehen der „Stellvertreter Christi“ waren in diesen Zeiten so groß, daß die Päpste es wagen konnten, neben dem Kampf gegen die Kaiser noch einen zweiten gegen Mohammeds Anhänger (Muselmänner, Moslemen, Mameluken, Mauren, Sarazenen) zu führen.

1. Der Islam.

M o h a m m e d. Mohammed war ein arabischer Kaufmann, der seinen Landsleuten eine neue Religion verkündete. Obgleich er von den Priestern der alten Religion verfolgt wurde und aus seiner Vaterstadt Mekka flüchtete (Hedjcha nennen die Araber diese Flucht und beginnen ihre Zeitrechnung von da an, 15. Juli 622), gewann seine Lehre immer mehr Anhänger.

S e i n e L e h r e. Mohammed lehrte, daß nur ein Gott (Allah) und er dessen größter Prophet sei. Diesem Gott, der des Menschen Bestes will, auch wenn Tod und Qualen kommen,

muß man sich willig ergeben. Darum hieß seine Lehre der **I s l a m** = Unterwerfung. Mohammed hielt Moses und Christus für große Propheten, sich selbst für den größten; darum verlangte er, daß der Islam über die ganze Erde ausgebreitet und jeder Widerstand dagegen mit allen Mitteln, selbst mit dem Schwerte, überwunden werde. Seinen Anhängern, die im Religionskampfe fielen, stellte er als unvergänglichen Lohn ein herrliches Leben im Paradiese in Aussicht. Mohammeds Lehren und Gesetze wurden nach seinem Tode zu einem heiligen Buche, dem **K o r a n**, gesammelt.

A u s b r e i t u n g. In kurzer Zeit eroberten die Araber Aegypten, ganz Nordafrika und drangen unter **T a r i f *** nach Spanien (711). Die Pyrenäen überschreitend, brachen sie in Frankreich ein, wurden aber von **K a r l M a r t e l l**, dem Großvater Karls des Großen, bei **P o i t i e r s** geschlagen. Im Osten fiel ganz Vorderasien und damit auch Jerusalem, die heilige Stadt der Christen, in ihre Hände. Den zahlreichen Pilgern, die von Europa zum heiligen Grabe wallfahrteten, legten sie keine Hindernisse in den Weg.

2. Der Kampf um Jerusalem.

U r s a c h e n. Das änderte sich, als die mohammedanischen Türken die Stadt Jerusalem eroberten. Die Pilger waren nun schweren Bedrückungen und Misshandlungen ausgesetzt und immer häufiger wurden ihre Klagen. Zugleich bedrohten die Türken auch Konstantinopel und der oströmische Kaiser ging den Papst dringend um Hilfe an.

Auf zwei großen Kirchenversammlungen riefen der Papst **U r b a n II.** und **P e t e r v o n A m i e n s**, der selbst in Jerusalem die Leiden eines christlichen Pilgers durchgelebt hatte, das Volk zum Krieg gegen die Ungläubigen auf. Tausende folgten voll Begeisterung dem Rufe: Ritter, Herren, Knechte, Handwerker, Landleute — Franzosen, Italiener, Spanier, Deutsche, Engländer. Als Erkennungszeichen hefteten sich die Gottesstreiter ein Kreuz auf die rechte Schulter; davon erhielten diese Kriege den Namen Kreuzzüge. Aber nicht allein religiöser Eifer trieb die Teilnehmer nach dem heiligen Lande; der eine hoffte in der Ferne eine neue, bessere Heimat zu finden, einen andern lockte die Aussicht auf reiche Beute, einen dritten trieb die Angst vor Strafe für begangene Verbrechen an, ein vierter ging mit aus Lust an Abenteuern und umgebundenem Leben.

* Gibraltar = Gebel Tarif = Berg des Tarif.

Die Völkerwanderung nach Osten. Der erste Zug löste sich schon auf dem Wege auf; dem zweiten, rasch folgenden, gelang es, nach unsagbaren Mühsalen die Stadt Jerusalem zu erobern (1009), wo nun nach dem Vorbild des Lehenswesens ein christliches Königreich gegründet wurde, dessen erster Herrscher der Anführer des Zuges, Gottfried von Bouillon, war. Bald aber brachen unter den Christen Uneinigkeiten aus, sodaß es den Türken gelang, Jerusalem wieder einzunehmen. Zudem entstanden den Christen neue Feinde im Aegypten, wo der Sultan Saladin den Islam zu neuer Macht erhob. Neue Kriegszüge wurden notwendig. So groß war damals die Macht des Papstes und die Begeisterung des Volkes, daß selbst Kaiser Barbarossa und sein Enkel Friedrich II., die doch im Kampfe mit ihm lagen, seiner Aufforderung zum Kreuzzuge nicht ausweichen wollten und nicht ausweichen konnten. Aber von allen sechs Kreuzfahrten, die noch ausgeführt wurden, erreichten gerade nur jene zwei ihr Ziel; doch blieb Jerusalem jedesmal nur kurze Zeit in den Händen der Christen, obgleich fortwährend bald große, bald kleine Scharen zu Land und zu Wasser dorthin zogen, sodaß sich eine ununterbrochene Völkerwanderung aus dem Abendland nach dem Osten ergoß. Endlich wurde Europa dieser resultatlosen Züge, die bei nahe zweihundert Jahre gedauert und Millionen von Menschen gekostet hatten, müde. Trotz aller Anstrengungen der Päpste konnte Jerusalem den Mohammedanern nicht mehr entrissen werden.

3. Folgen der Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge hielten das Vordringen der Türken nach Europa um Jahrhunderte auf. Im Morgenlande lernten die Völker des Westens die hohe Kultur des Ostens kennen. Viele Gegenstände wurden erst dadurch in Europa bekannt, wie asiatische, besonders arabische Wörter, die in unsere Sprache übergegangen sind, beweisen: Kattun, Musselin, Sosa, Matraze, Alkoven, Bazar, Tarif, Magazin, Arsenal usw. Ein lebhafter Verkehr entspann sich mit dem Orient, und brachte besonders die Seestädte Venezia, Genua, Pisa zu hoher Blüte. Dieser Handel kam auch den Binnenstädten zugute und verschaffte ihnen Reichtum und Macht.

Für den Adel bedeuteten die Kreuzzüge die höchsten Ruhmes- und Ehrenzeiten, hingegen schädigten sie ihn, da viele Geschlechter ausstarben, oder der großen Ausgaben wegen verarmten.

Der Kampf um Jerusalem ließ auch die geistlichen Ritterorden — Templer, Johanniter, Deutschritter — entstehen, die den übrigen Gelübden ein neues, den Kampf für die heiligen Stätten und die Pilger, hinzufügten.

Durch die Berührung der zwei Glaubensbekenntnisse fühlte sich allmählich der blinde Haß ab. Es zeigte sich, daß auch der Andersgläubige Mannhaftigkeit und Edelmut besitzen konnte. So gingen Christen und Muselmaner im Lobe eines Saladin einig. Die Abschwächung des religiösen Eifers brachte auch eine Erklärung dem Papsttum gegenüber.

Bearbeiter: H. Sulzer, Zürich III.

IV. Der Verfall der Kirche.

1. Sturz der päpstlichen Weltherrschaft.

Nicht nur das Scheitern der Kreuzzüge, für deren unglücklichen Ausgang vielfach ihr Urheber verantwortlich gemacht wurde, sondern auch der rücksichtslose Kampf gegen die Kaiserarmee hatte dem Papsttum zahlreiche Herzen entfremdet. Nachdem das Kaiserthum den römischen Reichsgedanken aufgegeben und sich auf die deutschen Lande beschränkt hatte, sank der Einfluß des Papstes noch mehr, indem er das Bestätigungsrecht der deutschen Könige, deren Wahl ausschließlich auf die mächtigsten Fürsten, die Kurfürsten (Mainz, Trier, Köln; Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Böhmen) überging, verlor. Zudem geriet der Papst in eine schmachvolle Abhängigkeit von Frankreich, wo sich eine starke Königsmacht herausgebildet hatte.

Während 70 Jahren war Avignon, eine Stadt am unteren Laufe der Rhone, der Sitz der Päpste, und als diese (1378) wieder nach Rom zurückkehrten, wählten die französischen Kardinäle Gegenpäpste. Ein Papst verfluchte den andern und dessen Anhang, und 40 Jahre lang wußte das Abendland nicht, wer Oberhaupt der Kirche war.

2. Verderbnis der Kirche.

Schlimmer noch als diese Spaltung war die Verderbnis der Kirche. Von der Armut Christi war bei den Päpsten nichts zu sehen. Auf alle mögliche Weise wurde das Gold der Frommen nach Rom und Avignon gelockt. Papst Johann XXII. hinterließ bei seinem Tode 18 Millionen Goldgulden in bar und 7 Millionen an Kleinodien; andere Päpste lebten in fürstlich verschwenderischer Pracht. Bischöfe und Klöster ahnten das sittenlose Treiben des römischen Hofes nach. Immer schwunghafter wurde mit Reliquien und geweihten Gegenständen Handel getrieben, auch Befreiung von kirchlichen Geboten war um Geld zu haben. Durch anstößigen

Lebenswandel gaben viele Geistliche dem Volke ein schlechtes Beispiel; die Mönche vieler Klöster beschäftigten sich mit Jagd und andern weltlichen Vergnügungen, sodaß Wissenschaft und klösterliche Kunst zerfielen.

Die Konzilien zu Konstanz (1415—18) und Basel (1430—49) machten nur der zwiespältigen Papstwahl, nicht aber der Verderbnis der Kirche ein Ende.

3. Der äußerliche Gottesdienst.

Allgemein glaubte das Volk, durch Geschenke für Kirchenschmuck, Gemälde, Kirchenfahnen, Glasfenster, durch fleißigen Kirchenbesuch, Rosenkranzbeten, Wallfahrten, also durch Werkheiligkeit, die Bedingungen zu erfüllen, die einen Platz im Himmel verbürgten. Es erhoffte von den Gebeinen eines Heiligen die Fürbitte für Genesung von Krankheit, Schutz vor Hagelschlag, Frost und anderem Unglück. Es brachte den Bildern und Reliquien so viel Verehrung und Zutrauen entgegen, daß es den Eindruck erweckte, man bete zu diesen und nicht zu Gott. Die Abläffrämer gewährten, ohne sich um die bußfertige Gesinnung zu kümmern, um Geld den Ablauf zeitlicher Strafen, d. h. solcher Strafen, die nach der kirchlichen Lehre auf Erden oder im Fegefeuer abzubüßen waren.

E. Ritter, Bürger und Bauer.

I. Das Rittertum.*

Nachdem der Kriegsdienst von den Freien hauptsächlich auf die Vasallen übergegangen war, bildete sich aus diesen Lehensleuten ein besonderer Kriegerstand heraus. Der Ertrag der Lehen ermöglichte den Dienst zu Pferd, die Heere wurden Reiter- d. h. Ritterheere. Nicht bloß ursprünglich Edle und Freie, sondern auch abhängige Leute gehörten dem neuen Stande an. Der hörige Ritter genoß mehr Ansehen als der freie arme Bauer und wurde mit der Zeit dem Adel beigezählt: Reiterdienst adelte. In späterer Zeit (gegen 1200) schloß sich der Adel nach unten hin ab und knüpfte an die Erwerbung der Ritterschaft die Bedingung ritterlicher Geburt.

War dieser niedere Kriegsadel anfänglich roh, habgierig und rauflustig, so wurden nun für die Erziehungs- und Berufstätigkeit Grundsätze aufgestellt — Edelknaben auf fremdem Edelhof — Knappenzeit — Ritterschlag. War früher die Erziehung zum Waffenhandwerk in Krieg und Jagd Hauptziel, so nahm das Rittertum zur Zeit der Kreuzzüge höhere Formen an. Schutz der Religion, der Witwen, Waisen und Bedrängten, Hochachtung vor Frauen, höfisches (höfliches) Benehmen wurden zu ritterlichen Pflichten. Jagd, Kampfspiele und Kriegsfahrten machten den Inhalt des Ritterlebens aus. Für die festlichen Kriegsspiele, die Turniere, bildete sich die militärische Kampfkunst der gepanzerten Ritter nach genauen Regeln aus. Die Wappen und mit ihnen die Geschlechtsnamen wurden gebräuchlich.

In Südfrankreich, wo das Rittertum zuerst diese feinere Blüte erlangte, kam auch die ritterliche Dichtkunst auf, die sich über das ganze Abendland verbreitete. Sie besang in Liedern den Frühling und die Frauen (Minnesang); in großen, erzählenden Gedichten (Epen), Ritterromanen und Heldenliedern wurden die großen Helden gestalten der Geschichte und Sage gefeiert (Karl der Große, Roland, Nibelungen). Fahrende Sänger ritterlichen Standes zogen von Burg zu Burg und an die Festlichkeiten und trugen diese Dichtungen vor.

* Der Abschnitt über das Rittertum im Lesebuch der fünften Klasse Primarschule ist zu repetieren.

Die Blütezeit dauerte nicht lange. Der niedere Adel verhauerte, verarmte und entartete vielfach. Als Raubritter bildete er für Bauer und Städte eine Landplage.

II. Die Städte.

1. Die Entstehung unserer Städte.

In deutschen Landen waren die durch die Römer gegründeten städtischen Siedlungen fast ganz verschwunden. Erst vom 11. Jahrhundert an entstanden wieder größere, burgartig befestigte Orte, zum Teil auf römischen Ruinen, und wurden zu Mittelpunkten des Gewerbeslebens und des Verkehrs. Während im ersten Jahrtausend der Grundbesitz (Bodenprodukte) Macht und Reichtum verlieh, kam allmählich, besonders durch den Handel, ein neues Machtmittel auf, das *G e l d* (Capital). Das Kaufgeschäft und der Kaufplatz wurden Markt genannt, der durch das *M a r k t - r e c h t* besonderen königlichen Schutz genoß. Besondere Marktgerichte entschieden in Handelssachen. Für *b e f e s t i g t e O r t e* mit *M a r k t r e c h t* (täglicher oder wöchentlicher Markt), an das sich gewöhnlich Münz- und Zollrecht schlossen, kam im 12. Jahrhundert das Wort *S t a d t* auf. Die Städte schützen vor Übervällen, bildeten militärische Stützpunkte und wurden für die Besitzer willkommene Einnahmequellen. An Seen, Flüssen, wichtigen Straßenkreuzungen wurden neue städtische Ansiedlungen errichtet. Man bezeichnete einen Platz, teilte ihn in Hoffstätten (Bauplätze) ein, und gewährte denjenigen, die hier Häuser bauten, die Rechte der *Stadtburg**. Die Bewohner einer Stadt, die „*burgenses*“, *B ü r g e r*, erstellten zusammen die Befestigung und besorgten den Wachtdienst. Einige angesehene Bürger wurden mit der Aufsicht über den Markt, die Befestigung, die Stadtwache, die Allmende, die Brunnen, Straßen und Wege betraut, und indem ihre Besugnisse wuchsen, bildeten sie mit der Zeit den *st ä d t i s c h e n R a t*. Die Abgaben wurden zur städtischen Steuer, die Marktbuße hieß nun *Stadtbuße*, das *Marktrecht* *Stadtgesetz*.

* So wurde Freiburg gegründet 1176, so Bern 1191 durch die Herzöge von Zähringen. Im Kanton Zürich haben die Grafen von Kyburg Winterthur zur Stadt erhoben (1264), auch Glanzenberg, Regensberg, Egli, Bülach, Elgg, Greifensee und Grüningen sind durch Fürstengunst Städtchen geworden. Zürich besaß schon 999 den Markt, dessen Aufsicht seit der Mitte des ersten Jahrhunderts der Äbtissin des Frau- münsters zukam, seit der Bildung eines städtischen Rates (1225) allmählich an die Bürgerschaft überging.

Die Stadt bildete einen eigenen Gerichtsbezirk und besaß größere Unabhängigkeit als das Dorf. Sie genoß ganze oder teilweise Zollfreiheit und war in ihren Leistungen an den Landesherrn oder den Kaiser den offenen Orten gegenüber bevorzugt.

In der Stadt schwand der Unterschied der Stände. Ein jeder, ob frei oder leibeigen, durfte auf dem Markte kaufen und verkaufen, sofern er die Gebühren bezahlte. Wurde ein in die Stadt verzogener Leibeigener von seinem Herrn binnen Jahresfrist nicht zurückgesondert, so war er der Leibeigenschaft los, darum die Redensart: Stadtlust macht frei.

2. Ihr Aussehen.

Der eisernen Rüstung des Ritters entsprach die Befestigung der Stadt. Ringmauern mit Türmen und Wehrgängen, Tore mit Fallgatter und Zugbrücke, Graben und Wall umschlossen sie. Aus dem Gewirr niederer Häuser ragten spitze Kirchtürme, erhoben sich die treppenartigen Giebel der vornehmen Häuser.

Innerhalb wie außerhalb der Mauern lagen fast immer Gemüse- und Baumgärten, dazwischen Höfe mit Viehwirtschaft. In den unreinlichen Straßen trieben sich Hühner und Schweine umher. Mehr nach der Mitte lagen an den belebtesten und breiteren Straßen die Warenhäuser der Kaufleute, während die Handwerker meist an engen Gassen wohnten. Markt und Rathaus waren der Mittelpunkt der Stadt. Vor den Toren, in der Vorstadt, hauste allerlei dürfstiges Volk. Mit der Zeit wurden die Straßen gepflastert. Im Kinnstein, der oft mitten in der Straße war, wurden Schmutz und Abbruch fortgespült. Während anfänglich fast alle Häuser aus Holz waren, wurde später der Fachwerkbau angewendet. Im Erdgeschoß lag der Kramladen oder die Werkstatt, darüber befanden sich die Wohnräume. Nach und nach kamen die kleinen, runden Fensterscheiben auf. Der Rat ermunterte die Bürger, die feuergefährliche Schindelbedachung durch Ziegel zu ersetzen.

Der steigende Wohlstand und die Entwicklung des Handwerks brachten eine Verschönerung der Städte. Die Häuserfronten wurden mit Malereien, Wappen, Sprüchen, Erkern verziert. Am schönsten präsentierten sich die öffentlichen Gebäude, die meist aus Stein gebaut waren. Da war das Rathaus mit der schönen Ratsstube und dem Laubenvorbau im 1. Stock. Keiner größeren Stadt fehlte das Kaufhaus, wo die Handelsgüter aufgestapelt waren. Vor allem aber herrschte ein reger Wetteifer in der Errichtung prächtiger Kirchen. Basel und Bern bauten schöne Münster, deutsche

Städte schufen wahre Prachtbauten (Ulm, Straßburg, Freiburg i. Br., Köln). Meist wurde der gotische Stil mit seinen spitzbogigen Fenstern, steilen Giebeln, zahlreichen Spizzen und Türmchen angewendet.

Eine größere Stadt besaß etwa 10,000 Einwohner. Um 1450 hatte Nürnberg, damals wohl die größte deutsche Stadt, etwa 25,000 Einwohner, Basel 13,000. Zürich zählte 1350 ca. 8000, 1529 nur noch etwa 6000 Seelen.

3. Der Handel.

Aufkommen der Geldwirtschaft. Der geringe Handel des frühen Mittelalters war Tauschhandel, da das Geld noch selten war. Später verbesserte sich der Bergbau, und die Edelmetalle wurden häufiger gewonnen. So kam der Geldverkehr immer mehr auf, zuerst in den italienischen Städten. Die Römerzüge der Kaiser förderten den Verkehr mit Italien, und die Kreuzzüge fügten den mit dem Morgenlande hinzu. Ja, die praktischen Italiener schufen neue Erleichterungen. Auf ihren weiten Reisen mußten die Kaufleute ihr Geld oft umwechseln, was Mühe und Kosten verursachte. Nun fingen sie an, Wechselbriefe auszustellen, worin sie sich verpflichteten, eine bestimmte Summe an einem bestimmten Tage zu zahlen. Der Verkäufer nahm den Erlös in Form eines Wechsels mit sich, der ihm daheim durch einen Wechsler oder Bankier in Landesmünze ausbezahlt wurde. Die Bankiers, die miteinander in Verbindung standen, rechneten dann nach gewissen Zeiten miteinander ab.

Die Geldwirtschaft befreite den Menschen von der Scholle; denn das Vermögen in Geld ist beweglich.

Der Adel hielt sich vom Handel fern, da dieses Gewerbe als unehrlich galt; ja, die Kirche verbot das Zinsnehmen als Wucher. Und doch konnten sich beide Stände der neuen Wirtschaftsform nicht entziehen. Um das unentbehrliche Geld zu erhalten und standesgemäß leben zu können, verkauften oder verpfändeten die Ritter oft ihre Güter an die reichen Städte, wodurch die Macht des Adels einen schweren Stoß erhielt; auch die Kirche wußte das bare Geld bald sehr zu schätzen.

Die Handelswege. Der Verkehr zwischen Abend- und Morgenland folgte anfänglich der Donau; auch die ersten Heere der Kreuzfahrer waren donauabwärts gezogen. Regensburg und Wien verdanken dieser Verkehrslinie ihre Bedeutung. Die italienische Politik der deutschen Kaiser, das Wachstum der italienischen Städte, die allen Verkehr auf dem Mittelmeere in ihrer Gewalt hatten, brachten den Verkehr über die Alpen.

Die Bündnerpässe, der Gotthard und der Große St. Bernhard, sie alle waren von reisenden Kaufleuten belebt, die ihre Waren mit Saumtieren beförderten. Die deutschen Kaufleute holten die Erzeugnisse des italienischen Gewerbesleißes: Waffen, Schmuck und Gewebe, aber auch die Produkte des Orients: Zimmet, Pfeffer, Muskatnüsse, Nelken, Weihrauchkräuter, Farbhölzer und Edelgestein, Dinge, welche die Italiener als Zwischenhändler in Alexandria und andern Küstenstädten des Morgenlandes eingekauft hatten.

Die Länder, aus denen diese vielbegehrten Produkte stammten, nannte man kurzweg Indien. Es galt den Europäern als Wunderland, und kühne Reisende, die unter vielfachen Gefahren dorthin gezogen waren, machten glänzende Schilderungen davon. Städte mit silbernen Mauern und goldenen Palästen sollten China zieren, und in Japan, das Zipangu hieß, seien Gold und Edelsteine haufenweise zu finden.

Die Messen. Während Handelsschiffe die Waren nach Venedig und Genua brachten, zogen die Kaufleute damit zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd in die Binnenstädte, wo zu gewissen Zeiten des Jahres der Handel blühte. Diese Markttage fielen auf die zahlreichen hohen Festtage der Kirche. In der Woche vor und nach einem solchen Feste strömten die Kaufleute aus weiter Gegend zusammen; da bildete sich der Markt, die Messe. In der Schweiz wurden Chur, St. Gallen, Zürich, Basel, Genf und Luzern wichtige Handelsplätze. Das kleine Zurzach glänzte durch seine Pfingst- und Herrenmessen (September). Da wurden Leder, Tuche, Pferde, Garn, Seide, Spiken, Pelze, Strümpfe, Hüte, Knöpfe, Eisen, Silber- und Goldwaren, Spezereien, Gewürze und Luxusgegenstände verhandelt. Da traf man Schweizer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Niederländer — Kaufleute, Juden, Bürger und Bauern, fahrendes Volk, Seiltänzer, Gaukler und Spieler, Werbeoffiziere und Reisläufer. Kaufleute aus Genf zogen bis nach Portugal, und auf den Genfermessen war alles zu haben, vom groben Holzschuh, wie ihn die Savoyarden trugen, bis zu den feinsten Spitzentüchern, vom rohen Kupfer aus den savoyischen Bergwerken bis zu der glänzendsten Rüstung.

Sehr hinderlich für den Handel waren die an jedem Orte verschiedenen Maße, Gewichte und Geldsorten; dazu kamen die einfachen Verkehrsmittel, der schlechte Zustand der Straßen, die zahlreichen Bölle und Weggelder und die allgemeine Unsicherheit. So ist es begreiflich, daß die Waren sich verteuerten und ihre Preise hoch waren.

4. Das Handwerk.

Entstehung der Zünfte. Ursprünglich wurde in jedem Hause selbst alles hergestellt, was zum Leben nötig war. Allmählich sonderten sich gewisse Gewerbe aus (Schneider, Schmiede usw.). In den großen Grundherrschaften wurden Leibeigene für allerlei Handwerke ausgebildet. In der Nähe königlicher Burgen (Pfalzen), die zugleich Marktplätze waren (Zürich), und in den neu gegründeten Städten wurden hörige Handwerker angesiedelt und durch die Landbewohner ergänzt.

Während der Handwerker des Hofgutes auf Rechnung seines Herrn gearbeitet hatte, arbeitete derjenige der Stadt auf eigene Rechnung und wurde frei.

Schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts schlossen sich die Handwerker desselben Arbeitszweiges zu Verbänden zusammen, um religiöse Feste gemeinsam zu begehen, dann aber suchten sie für ihr Handwerk schützende Bestimmungen aufzustellen, Wettbewerb und Gewinn zu regulieren, Arbeitslöhne und Warenpreise festzusetzen; sie verlangten eigene Gewerbe polizei und eigenes Gewerbericht, wodurch jeder Meister genötigt war, seinem Berufsverein beizutreten.

Diese Berufsverbände, Zünfte genannt, wurden bald in allen Städten heimisch.

Kampf mit den Geschlechtern. Gegen diese Bestrebungen wandten sich vielfach der Marktheuer und der Rat, der aus den alten, vornehmen Familien, den Geschlechtern bestand, die ritterliche Lebensweise übten. Sie fürchteten die starke Stellung der Zünfte und hatten das Kaufende Publikum vor schlechter Arbeit und hohen Preisen zu schützen. So erließen sie vielfach Verbote gegen die Zusammenschlüsse. Aber die Handwerker, die oft die Mehrzahl der Stadtbewölkerung ausmachten, nahmen den Kampf auf, ja strebten nun darnach, in den Rat zu kommen, um Einfluß auf die Stadtregierung zu gewinnen. Es kam zu Verschwörungen, Mordnächten, Verbannungen. In Norddeutschland, wo der Handel an Bedeutung das Handwerk übertraf, siegten die Geschlechter, in vielen süddeutschen und schweizerischen Städten dagegen die Zünfte. In Zürich bedrohte man noch 1304 jeden, der eine Zunft, Meisterschaft oder Gesellschaft aufrichten würde, mit schwerer Buße, Niederreisung des Hauses usw.; aber schon 1336 gelangten die Zünfte durch Rudolf Brun zur Herrschaft. Aehnlich ging es in Basel, Schaffhausen und St. Gallen. In Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern dagegen behaupteten sich die Geschlechter, doch gewannen auch dort die Zünfte Einfluß auf das Erwerbsleben.

Die Meister. Jede Zunft bildete unter dem Zunftmeister im städtischen Heer eine Rotte. Sie hatte ihr eigenes Banner und ihren Schutzheiligen, ihre eigene Zunftstube und gemeinsame Kasse, aus der die Zunftgenossen nötigenfalls unterstützt werden konnten. Bei Familienfesten wurden neben den Verwandten in erster Linie die Mitglieder der Zünfte eingeladen.

Niemand durfte durch Knechte ein Gewerbe ausüben, das er selber nicht erlernt hatte. So musste sich jeder Meister über Lernzeit und Können ausspielen — Lehrlings-, Gesellen- und Meisterprüfung. — Die Berufe waren streng abgegrenzt. Der Weber durfte die Tücher nicht waschen (reinigen), der Walker durfte nicht färben oder bleichen, der Färber und Bleicher sie nicht scheren usw. Das Halten von Gesellen und Lehrjungen war eingeschränkt, die Zahl der Meister überragte meist die der Gesellen. Bei großen städtischen Bauten besorgte die Stadt das Material, und die Meister und ihre Gesellen arbeiteten im Taglohn der Stadt.

Die Gesellen. Die Gesellen, Knechte genannt, waren die Lohnarbeiter jener Zeit. Sie gehörten zur Familie des Meisters und standen unter seiner strengen Hausordnung. Die Zunft bestimmte den Lohn, der manchmal aus Waren bestand. 1457 setzten die Meister von 20 oberrheinischen Städten einen Lohntarif auf, der 28 Jahre gelten sollte, und die Weber in Speier glaubten ihn für alle Ewigkeit festsetzen zu können. Auch die Gesellen bildeten zunftartige Vereinigungen, die mit den Meistern oft in Konflikt gerieten. Sie suchten bessere Kost, bessere Behandlung und höheren Lohn zu erreichen. Die zugereisten Bursche wandten sich nach der Gesellenstube, und nach und nach kam der Arbeitsnachweis in der Gesellen Hand. Die einzelnen Grüpplein gehörten wieder großen Verbänden an. 1329 stellten die Bäckerknechte in Breslau die Arbeit ein, 1423 die Schneider in Mainz, 1475 erklärten die Blechschmiedegesellen Neuenburgs ihre Meister in Beruf, warnten ihre Berufsgenossen, dort Arbeit anzunehmen und zogen in andere Städte; 1389 sah Konstanz einen Schneideraufstand, wobei die meisten Gesellen die Stadt verließen; die zurückgebliebenen wurden später, als sie in Straßburg Arbeit suchten, von den dortigen Gesellen als Abtrünnige bestraft.

Aber trotz ihrer Verbände erlangten die Handwerksknechte nie große Macht; sie waren zu wenig zahlreich und lebten zu zerstreut.

5. Die Reichsstädte.

Da die geistlichen und weltlichen Herren den Wohlstand der Städte durch harte Steuern für sich ausnützten, ohne sie wirk-

sam zu schützen, versuchten diese ihre Herrschaft abzuschütteln. Sie erreichten dieses Ziel durch Kaiserliche Gnade, Loskauf, infolge Aussterben des Herrengeschlechtes oder durch Gewalt. Selbst gewählte Behörden und Räte sorgten nun für Ordnung und Sicherheit. Solche Gemeinwesen, Reichsstädte genannt, standen direkt unter dem Kaiser, sie waren *reichsunmittelbar*. Er ließ seine Rechte (Blutgericht) durch einen Vogt ausüben; aber auch sie gingen nach und nach an die Stadt über, die nun alle Befugnisse eines selbständigen Landesherrn ausübte. Diese Reichsstädte, die alle das Wehrwesen sorgfältig pflegten, stellten eine solche achtunggebietende Macht dar, daß sie neben dem weltlichen und geistlichen Hochadel Zutritt zum *Reichstag* erlangten.

6. Die Städtebünde.

Da der Handel nur bei Sicherheit der Land- und Wasserstraßen gedeihen konnte, so war die vornehmste Sorge der Städte die Aufrechterhaltung des Landesfriedens. Die wehrhaften Bürger und ihre Söldner brachen die Burgen der adeligen Räuber und säuberten die Straßen vom Gesindel. Um 1250 war nicht Kaiser- und Fürstenmacht die beste Garantie für den Frieden, sondern der *rheinische Städtebund*. In Süddeutschland bildete sich der *schwäbische Städtebund*, der zur Blütezeit über 30 Mitglieder zählte. Der mächtigste und berühmteste aber war der Bund der *Hansea* unter der Führung Lübecks. Er umfaßte bis 80 See- und Binnenhandelsstädte der Nord- und Ostseelände. Der gesamte nordische Handel lag in seinen Händen, und hanseatische Flotten und Heere demütigten Fürsten und Könige.

Diese Bünde allein vermochten den aufstrebenden Fürstenmächten für einige Zeit ein Gegengewicht zu bieten.

7. Städtische Bildung.

Die ersten Stadtschulen. Die aufblühenden Städte wollten auch in Bildungsangelegenheiten selbständig sein; darum gründeten sie neben den Klosterschulen, die vielfach zerfallen waren, eigene städtische Anstalten: Lateinschulen, Schreib- und Rechenschulen für Knaben, auch etwa für Mädchen. Sie wurden gewöhnlich an den Meistbietenden verpachtet, der nun als Rektor die Schule leitete. In seinem Dienste, von ihm gemietet, waren die Gesellen (Lehrer). Unterrichtsweise und Zuchtmittel waren roh, die Leistungen gering.

Die Hochschulen. Ursprünglich gehörten alle Lehrer dem geistlichen Stande an. Bald aber wurden in die äußeren

Klosteschulen auch Leute aufgenommen, die nicht geistlich werden wollten. Nach und nach machten sich diese Schulen von den Klöstern los und bildeten selbständige Anstalten unter eigenen Lehrern. Sie wurden mit der Zeit allgemein Hochschulen, ihre Lehrer Professoren und ihre Schüler Studenten genannt. Als Gelehrtensprache galt das Latein, dessen Kenntnis durch die Lateinschulen vermittelt wurde.

Die erste deutsche Hochschule wurde 1348 in Prag gegründet. Wien, Heidelberg, Leipzig usw. folgten nach, und 1456 erhielt auch Basel seine Universität.

Die Meistersinger. Auch die Dichtkunst fand durch Bürger und Handwerksmeister eifrige Pflege. Es war zum Teil die Fortsetzung des verfallenen ritterlichen Minnesanges. Poetie-eifrige Handwerksmeister gründeten Singschulen, die ähnlich den Zünften genau geregelt waren. An Sonntagen trugen sie auf dem Rathause oder in der Kirche ihre Lieder vor. Diese waren nach strengen Regeln verfaßt und arteten vielfach in Künsteleien aus, so daß sie für uns nicht genießbar sind.

Schauspielerzünfte machten ferner große dramatische Aufführungen in Kirchen und auf den Marktplätzen, ernste, Österspiele, im Anschluß an die großen Kirchenfeste, und komische, Fastnachtsspiele, hauptsächlich zur Fastnachtzeit.

Aus der Nürnberger Meistersingerschule ging der bedeutendste Meistersänger, Hans Sachs, hervor, der das Schuhmacherhandwerk betrieb. Er lieferte Tausende von Gedichten: Meistersänge, Erzählungen, Schwänke und Fastnachtsspiele.

Aus dieser Zeit stammem auch viele Volkslieder, die sich mündlich, von Geschlecht zu Geschlecht, bis auf unsere Zeit fortgepflanzt haben.

III. Die Bauern.

1. Abhängigkeitsverhältnisse.

Den Bauern gegenüber kamen dreierlei Herrschaftsrechte zur Anwendung:

a) Die Landeshoheit (Regierung). Für den Landesherrn übte der Vogt die hohe Gerichtsbarkeit aus. Er bezog die Vogtsteuer und bot bei besonderen Anlässen die Bauern zur Fronarbeit auf.

b) Die Grundherrschaft. Die Beamten des Bodenbesitzes, die Meier und Keller, übten die niedere Gerichtsbarkeit aus, d. h. sie richteten über geringe Vergehen, wie Dieb-

stahl und Frevel in Wald und Feld, ferner bezogen sie die Grundzinse. Zur Erntezeit waren die Bauern auf deren Höfen zur Fron verpflichtet.

c) Die Leibeigenschaft. Als Besitzer der Person bezog der Halsherr die Gebühren der Leibeigenschaft, die Fastnacht- und Herbsthühner, ferner den Todfall oder das Besthaupt, d. h. das beste Kleid oder das beste Stück Vieh aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Leibeigenen.

Leistungen an die Kirche. Als schwerste Abgabe aber haftete auf den Grundstücken der Zehnten, den die Kirche zum Unterhalt der Geistlichkeit bezog. Der große Zehnten war der zehnte Teil von Getreide, Heu, Wein, der kleine die Abgabe an Vieh, Milchprodukt und Hülsenfrüchten. Als das Geld häufiger wurde, fing man an, die Naturleistungen und Frondienste in Geldwert auszurechnen, bezahlt wurde aber auch jetzt noch in Natura. Das brachte dem Bauer insofern einen Vorteil, als mit der Zeit der Wert des Geldes sank, sodaß für die gleichbleibende Geldsumme eine kleinere Naturleistung nötig wurde.

2. Zersplitterung der Herrschaftsrechte.

Ein Grundherr besaß selten eine ganze Dorfgemarkung. Die Höfe, von denen er die Gefälle bezog, und die er durch seine Hörigen und Eigenleute bebauen ließ, lagen meist in verschiedenen Dörfern zerstreut, auch der Zehnten eines Dorfes konnte mehreren Kirchen zugehören, Leibeigene verschiedener Herren wohnten in demselben Dorfe.* Durch Teilungen bei Erbschaften, durch Schenkung von Grundstücken und Eigenleuten an Kirchen und Klöster, durch Verkauf einzelner Rechte (Grundzinse und Zehnten) wurde diese Zersplitterung noch größer. Diese Streulage der Besitzungen lockerte die Fesseln der Leibeigenschaft und Hörigkeit; je weniger Rechte ein Herr in einem Dorfe besaß, umso geringer war dort sein Einfluß und umso schwieriger war es für ihn, seine Rechte auszuüben.

Größere Grundherren (Grafen, reiche Klöster und Städte) waren daher auf Abrundung ihrer Gebiete bestrebt. Die Handelswirtschaft erleichterte ihnen die läufige Erwerbung der Güter und Rechte anderer kleinerer Grundherren (Freiherren und Ritter). So kamen ganze Dörfer, ganze Talschaften unter eine Hand; aber jetzt entstand auch unter den Dorfbewohnern das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Hofrechte wurden zu Dorfrechten, Hofgerichte zu Dorfgerichten. (* Siehe Notiz Seite 73.)

3. Die Allmende.

Das stärkste Band der Einigung der Dorfgenossen bildete der gemeinsame Besitz an Wald und Weideland, die Allmende. Jeder Bauer durfte eine bestimmte Anzahl Stücke Vieh weiden, und im Walde sein nötiges Holz holen lassen. Der Dorfhirt trieb des Morgens das Vieh auf die Weide und am Abend wieder heim. Strenge wurde darüber gewacht, daß nicht Allmendgut eingezäunt und für die Benützung des Einzelnen eingerichtet wurde, daß keiner mehr Vieh auftrieb, als ihm gestattet war usw. In vielen Dörfern galt der Grundsatz, daß jeder Bodenbesitzer allmendberechtigt sei, in andern, wie z. B. im Bernergebiet, gab es nur soviel Allmendrechte als das Dorf Wohnstätten zählte.

Später wurde man engherziger. Man schloß die Allmenden ab, d. h. man ließ keine neuen Anteilhaber mehr zu oder erhob eine Einkaufsgebühr.

Die Allmenden haben sich an vielen Orten, namentlich im Gebirge und in industriearmen Gegenden bis heute erhalten, andernorts lebt die Erinnerung an sie fort in den Bürgerrechtseinkäufen, den Waldcorporationen und den Gemeindewaldungen und Gemeindepünften*.

4. Die Dorfgemeinde.

So wirkten verschiedene Umstände zusammen, den Bauernstand freier zu machen, und am kräftigsten blühten die Dorfgemeinden auf, wo der Adel am meisten zurückging, also in der Schweiz.

Die Landbevölkerung bildete eine gleichartige Klasse, die Unterschiede von frei, hörig, leibeigen verwischten sich, doch schuf die ungleiche Größe der Bauernhöfe neue Unterschiede. Die Inhaber der H ü b e n (großer Bauernhöfe von circa 30 Fucharten Ackerland) standen höher als die Schuppösser, die nur 12 — 15 Fucharten bebauten und als die T a u n e r , die als Taglöhner der Großbauern ihr Auskommen fanden, ein kleines Gütchen bewirtschafteten und wenig oder kein Großvieh besaßen.

In den Versammlungen der Dorfbewohner, der D o r f g e m e i n d e , wurden die vier oder fünf Dorfmeier, der Förster, Hirte und Waibel gewählt. Sie gelobten, den Nutzen des Dorfes zu fördern und wachten über die richtige Ausführung der Ge-

* Große Allmenden haben auch Uri, Schwyz und Zug. Waldcorporationen existieren in Schwamendingen und zahlreichen anderen Dörfern, Gemeindewaldungen und Gemeindepünften besitzen ebenfalls zahlreiche zürcherische Dörfer, z. B. Elgg.

meindebeschlüsse, über die Allmend- und Waldnutzung, das Wässern der Wiesen, bestimmten die Zeit der Ernte, und besaßen das Recht, Zuwiderhandelnde zu büßen.

Doch bestand die Abgabenpflicht fort, und die landesherrliche Gewalt wurde eher größer, denn über mehrere Dörfer regierte der Vogt, der in den Untervögten und Amtleuten seine Diener besaß. Selten gelang es einem Dorfe sich auch hiervon zu befreien, auch wenn es sich von drückenden Steuerlasten loszukaufen vermochte.

5. Lebensweise.

Die Häuser. Das mittelalterliche Dorf bot einen andern Anblick als das heutige. An unreinen engen Gassen standen niedrige Häuser. Moosbedeckte Stroh- und Schindeldächer reichten auf der Hinterseite bis fast zum Boden. Hölzerne Türen verschlossen die Fensteröffnungen. Vom Wohnraum, der meist ebener Erde war, führte eine hölzerne Treppe, oft nur eine Leiter zum Dachboden hinauf. Das Innere der Stube war kahl, die Wände hatten keine Verkleidung; an der Decke sah man die dicken Balken des Estrichs. An einer Wand stand ein Ofen aus luftgetrocknetem Lehm ohne Kacheln. Hinter der Stube war die Küche mit dem Herd. Eine weite Öffnung im Dach diente als Kamin. Neben der Wohnung waren Scheune und Stall; unter dem Dach befand sich der Heuboden.

Von den niedrigen Hütten der Hörigen hoben sich die Gehöfte des Grundherrn: Meierhof, Kellerhof und Mühle als größere Gebäude ab. Aber auch in diesen fehlten Luxus und Behaglichkeit. Die Räume waren größer, das Haus besaß ein Stockwerk mehr und eine Gaststube.

Gerätschaften. Ebenso ärmlich waren die Hausratgeräte. Die Betten waren rohe Holzgestelle; ein Sack mit Moos, Laub oder Stroh lag darin. Längs den Wänden zogen sich mitunter Bänke, die auch als Tröge und Schlafstellen dienten; ein Tisch aus rohem Tannen- oder Eichenholz, vielleicht einige Stühle, waren das ganze Mobiliar. Das Eßgeschirr: Teller und Löffel, bestand aus Holz. Gabeln kannte man noch nicht. Einzelne Gefäße waren aus Zinn oder Ton. Gewöhnlich aßen alle Tischgenossen aus der gleichen Schüssel. Die landwirtschaftlichen Geräte waren meist aus Holz und einige noch sehr primitiv. Die Wagen infolge der schlechten Straßen noch wenig gebraucht. Ein großer Teil des Ernteertrages wurde vom Bauern heimgetragen.

Speise und Trank. Milch, Butter und Käse bildeten neben Brot, „Moos“ und Kraut die Hauptnahrung. Fleisch genoß man nicht so häufig wie in der Gegenwart. Wasser, Most und

Wein waren die Hauptgetränke. Bier trank man auf dem Dorfe selten, Branntwein wurde erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts Genussmittel. Kaffee, Kartoffel und Tabak waren noch nicht bekannt, die Spezereien noch sehr teuer, statt des Zuckers verwendete man Honigscheiben, darum besaß jedes Bauernhaus seinen eigenen Bienenstand.

Kleidung. Die Kleidung des Bauern bestand aus selbstgepflanzter und selbst verfertigter Leinwand, aus Zwisch und großem Sacktuch. Sehr oft ging der Bauer barfuß; trug er Schuhe, so waren es niedrige Schnürschuhe, während der Ritter sich mit Stiefeln bekleidete.

Gewerbe und Industrie. Auch das Dorf war nicht ganz ohne Handwerker. Die für die Landwirtschaft besonders wichtigen Berufe, wie Schmiede, Wagner, Gabelmacher waren in jedem größeren Dorfe vertreten, daneben fanden sich auch andere Berufe wie Schneider, Weber, Bleicher, Färber und Gerber, sowie Bauhandwerker. — Manche Dörfer besaßen auch Ziegelhütten. — Eine viel größere Bedeutung als heute kam den Mühlen zu. Sie bildeten mit Säge-, Hanf- und Flachsreihe, Obst- und Delpresse und Fuhrhalterei eine Gruppe unentbehrlicher gewerblicher Betriebe. — Die lange Winterszeit wurde im Bauernhause mit nützlicher, industrieller Arbeit ausgefüllt. Die Frauen spannen mit der Spindel Flachs und Wolle, die Männer schnitzen Feld- und Hausgeräte („Chelle“) oder machten Flechtwerk aus Weidenruten.

Geselliges Leben. Dem Landvolk fehlte es nicht an Vergnügungen und Lustbarkeiten. Hochzeiten, Taufen, Begräbnisse vereinigten stets eine größere Zahl von Gemeindegenossen. Erntefeste im Sommer unter der Dorflinde, „Stubeten“ im Winter brachten die jungen Leute zusammen. Nach Kirchenfesten, Gerichtsverhandlungen und Eidesleistungen sammelte sich das Volk bei Spiel und Wein, auch sonst gab es hie und da Gelengenheit zu manchmal sehr geräuschvollen Brässereien.

* „Es werden z. B. 1280 in einer Urkunde für Regensdorf 40 Einwohner als Zeugen erwähnt, wovon 22 unter der Vogtei der Herrschaft Regensberg, 5 unter derjenigen der Grafen von Rapperswil als Vögten von Einsiedeln, 7 unter dem König als Vogt reichsunmittelbarer Klöster standen. Noch bunter gestalteten sich dort die Hörigkeitsverhältnisse, indem hörig waren: 7 gegen Regensberg, 8 gegen Einsiedeln, 5 gegen Allerheiligen in Schaffhausen, 5 der Propstei (Großmünster) Zürich, 4 dem Kloster St. Gallen, je einer gen Rheinau, Reichenau, Embrach, 6 der Kirche Niederweningen.“ Dändliker, Geschichte des Kantons Zürich.

F. Bildung der Eidgenossenschaft.

Vor geschichte.

Urzzeit. Die ersten Spuren des Menschen in unseren Gegenden weisen in eine 10—12,000 Jahre hinter uns liegende Zeit zurück. Die wenigen Menschen, die damals in unseren Gauen gelebt haben, waren wohl Höhlenbewohner, und es verflossen tausende von Jahren, bis sich die Menschen bei uns zu Familien und Stämmen verbunden hatten und auf Pfählen in seichten Gewässern die Dörfer bauten.

Selvetsch-römische Zeit. Als die Römer unser Land kennen lernten und unterwarfen, war es von mehreren keltischen Volksstämmen bewohnt. Diese Bevölkerung mischte sich mit den eingewanderten römischen Kolonisten und nahm deren Kultur an, sodaß auch in unseren Gegenden jene hohe Zivilisation entstand, welche die Römer über die Provinzen ihres Reiches ausbreiteten.

Besiedelung durch Burgunder und Alamannen. Die Völkerwanderung brachte unserem Lande neue Bewohner und durch diese entstanden die Verschiedenheiten in Sprache und Art unseres Volkes. Die Burgunder besiedelten, vom Rhein herkommend, 443 n. Chr. den Westen unseres Landes, wo sie sich in kurzer Zeit mit der ansässigen Bevölkerung verschmolzen, weshalb in jenen Gegenden eine neue Sprache, die französische, entstand. — Später, zirka 500, überschritten die Alamannen in unregelmäßigen Schwärmen den Rhein und besetzten die Zentral- und Nordostschweiz. Sie vernichteten oder knechteten die ansässige Bevölkerung, und brachten, begünstigt und geschützt durch den Ostgotenkönig Theodorich, deutsches Wesen zur Herrschaft. — Nur in dem schwer zugänglichen Rätien erhielt sich das lateinische Volkstum bis in unsere Zeit, während der Tessin das Schicksal der Poebene teilte, die von den Langobarden besetzt wurde.

Fränkische Zeit. Die folgenden Jahrhunderte brachten den Zusammenschluß von Burgund, Alamannien und Rätien unter fränkischer Herrschaft, und die dauernde Verbreitung christlicher Kultur, die durch bedeutende Klöster gefördert wurde.

Die Schweiz ein Bestandteil des deutschen Reiches. Nach der Bildung eines deutschen Königstums kamen 920 Alamannien und Rätien als Stammesherzogtümer ans deutsche Reich; das Königreich Burgund wurde 1032 von Kaiser Konrad II. erobert. Die Zugehörigkeit zum gleichen Staatswesen war einer einheitlichen Entwicklung sehr förderlich. Sie wurde indessen wieder gestört durch den unheilvollen Kampf zwischen der staatlichen und kirchlichen Autorität (Kaiser und Papst).

Das Land zerfiel in viele einzelne Herrschaften, und nur die Grafen von Rheinfelden und nach ihnen die Herzöge von Zähringen, wußten ihre Macht über größere Landstriche auszudehnen. Letztere erwarben sich

durch Gründung zahlreicher Städte (Freiburg, Bern 1191, Burgdorf usw.) bleibende Verdienste um die Kultur unseres Landes.

Erben der Bähringer wurden die Grafen von Riburg; Zürich und Bern aber wurden reichsfrei, weil der Boden, auf dem sie standen, Königsgut war. In Burgund erhoben sich die Grafen von Savoien zum mächtigen Geschlecht; alles schien auseinander zu fallen, und auch den Nachfolgern der Riburger den Habsburgern, gelang es nicht, ihre Herrschaft über alle schweizerischen Gauen auszudehnen. Die Durchführung der Einigung sollte dem Lande selbst vorbehalten sein, und sie bildet den Inhalt der Schweizergeschichte bis in die neueste Zeit.

Der Zerfall des Reiches. Was in unseren Gauen vorging, deckte sich mit den Geschehnissen in den anderen Reichsteilen. Überall benützten die Fürsten die Ohnmacht des Reiches, um sich ganz selbständig zu machen, Königsgüter und königliche Rechte, wie Markt und Durchgangszölle, Bergregale u. s. f. an sich zu bringen, und kleinere Grundherren, Städte, Klöster und freie Bauern unter ihre Gewalt zu bringen. Um die königliche Hoheit und den Landfrieden kümmerte sich seit dem Aussterben des staufischen Hauses niemand mehr. Fehde folgte auf Fehde und an den Straßen lauerten die Stegreifritter auf die Warenzüge der Kaufleute, um sie zu plündern. Das waren die schrecklichen Jahre des Faustrechts, die erst mit der Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen Könige ihr Ende fanden.

I. Die Geburtsstätte der Schweizerfreiheit.

1. Land und Leute.

Von andern Landesteilen ziemlich abgeschlossen, unter sich aber durch den vielbuchtigen Vierwaldstättersee verbunden, liegen die drei Urkantone im Herzen der Schweiz. Das Abgabensystem des Mittelalters und der schwierige Verkehr mit dem ebenen Lande nötigten zu einer stärkeren Ausnützung des Bodens als es heute geschieht. Bis in hohe Regionen hinauf wurde Getreide gepflanzt, jeder Fleck urbaren Bodens ausgenutzt, aber auch jede Steuer härter empfunden als in fruchtbarem Gelände.

Schon zu Beginn des achten Jahrhunderts war die Germanisierung der Waldstätte durch die zahlreich eingewanderten Alamannen vollendet. In Schwyz hatten sich mehr Freie, in Uri und Unterwalden mehr Hörige niedergelassen, und jedes Land scheint eine eigene Hundertschaft unter einem Hunno gebildet zu haben.

Später begegnet uns ein ziemlich zahlreicher Adel. Neben den Freiherren von Uttinghausen u. a. gab es in Uri und Unterwalden niedere, aber freie Adelige und ritterbürtige, unfreie Ministerialen. In Schwyz dagegen war der Adel schon um die Mitte

des dreizehnten Jahrhunderts sozusagen ganz ausgestorben. Dafür besaß Schwyz viele freie Bauern, neben denen die Hörigen fast verschwanden. In Uri gab es nur wenige freie Bauern, die Mehrzahl waren Gotteshausleute; aber schon im zwölften Jahrhundert so frei, daß sie selber über ihr Vermögen verfügen konnten, Ehefreiheit und Freizügigkeit besaßen. Auch in Unterwalden stellten sich die zahlreichen Hörigen geistlicher Herren besser, als die an Zahl geringeren der weltlichen Grundherren.

2. Die Herrschaftsverhältnisse.

Mit dem Zerbröckeln der Gauverfassung entstanden auch in den Waldstätten von der königlichen Gerichtsbarkeit getrennte geistliche und weltliche Grundherrschaften. Nach und nach wußten die Grafen von Habsburg großen Einfluß zu gewinnen. Seit 1173 besaßen sie die gräfliche und niedere Gerichtsbarkeit über die Freien. Nach dem Aussterben der Zähringer brachten sie auch die Kastvogtei* über das Fraumünsterstift an sich, und wurden daher die grundherrlichen Richter des zum Fraumünster gehörigen Tales Uri. Daneben regierten sie in gleicher Eigenschaft über das zur Abtei Disentis gehörige Urserental. In Schwyz besaßen sie als Vögte der Klöster Einsiedeln und Schänis Gewalt über die Gotteshausleute, in Unterwalden hatten sie die Rechte des Klosters Murbach bei Luzern und eigene wahrzunehmen. So war die gaugräfliche Gewalt und diejenige verschiedener Grundherren in ihrer Hand vereinigt.

Dennoch besaß das Volk seine Rechte. Die Vorsteher des Hundertschaftsgerichtes, seit dem dreizehnten Jahrhundert Amann genannt, wurden aus den Hofleuten gewählt und konnten jederzeit abgesetzt werden. In Uri wurde die niedere Gerichtsbarkeit von Unterbeamten des Reichsvogtes, von Meiern, geübt, und nur in Unterwalden treffen wir die in der Ebene allgemeine Zersplitterung in viele einzelne verleihbare Hofgerichte.

3. Wirtschaftliche Verhältnisse.

Was die Waldstätte vom ebenen Lande besonders unterschied, war der Einfluß der Allmende, der Marchgenossenschaft (auch Marchgenossenschaft). Nicht das Eigentum des Einzelnen bildete den Mittelpunkt des Erwerbslebens, sondern das Gemeineigentum. Auch hier waren Uri und Schwyz gegenüber Unterwalden im Vorteil. Letzteres besaß fast so viele Allmenden als

* Vogt über den Kasten, d. h. die Einkünfte des Klosters. Schutzherr.

Kirchspiele, während Uri und Schwiz je nur eine einzige große Markgenossenschaft bildeten. Über die Urner Allmende besaß zwar das Fraumünsterstift das Obereigentum, aber die Talleute, Freie und Unfreie, verfügten darüber wie über ihr Eigen. In Schwiz trug die Markgenossenschaft, die gegen außen, besonders gegen das Kloster Einsiedeln selbständig auftrat, wesentlich dazu bei, die Hörigen und Zinsleute mit den freien Bauern fast auf dieselbe Höhe zu bringen. In der Markgemeinde kamen die Talleute zusammen; hier hatten sie ihre gemeinsamen Interessen; von der guten Ausnützung der Alpenweiden hing der Wohlstand des Einzelnen ab, hier wurzelte daher ihre Freiheit und in diese Angelegenheiten ließen sie sich nicht hineinregieren. Die Markgenossenschaften waren so bedeutend, daß ihnen zum Bauernstaat nur die politische Unabhängigkeit fehlte. Sie war das Werk der folgenden Zeit.

II. Der Bund der drei Waldstätte.

1. Uri und Schwiz reichsfrei.

Die stets wachsende Machtfülle, die das Haus Habsburg in den Waldstätten errang, bildete für die Landleute eine Gefahr, der sie sich zu entziehen suchten. Die Urner gelangten mit der Bitte an den Kaiser, sie von der Habsburgischen Vogtei loszu-kaufen, und erreichten 1231 ihr Ziel. Als königliche Gemeinde, mit eigenem Siegel, standen sie jetzt unter selbst gewählten Ammännern, die Marktgemeinde erweiterte sich bald zur Landsgemeinde. Das Land regierte sich ähnlich wie eine Reichsstadt. — Nur wenige Jahre später gewährte Kaiser Friedrich II. im Feldlager vor Faenza den Schwizern um ihrer Unabhängigkeit und Tapferkeit willen dieselbe Gunst, und strafte damit seinen Vasallen, den Grafen von Habsburg, der zum Papste hielt*.

2. Der älteste Bund.

In Unterwalden vereinigten sich um diese Zeit die vielen Dorfallmenden zu zwei größeren Markgenossenschaften. Sie benützten die Feindschaft zwischen dem Kaiser und ihren Herren,

* Bei diesen Gunstbezeugungen des Kaisers wird auch der Gotthard seine Rolle gespielt haben; denn es mußte dem Kaiser daran gelegen sein, Völkerschaften, die möglicherweise den Gotthard, die kürzeste Verbindung Italiens mit Deutschland beherrschten konnten, sich zu Freunden zu machen.

den Gräfen von Habsburg, um letztere zu schwächen. So fanden die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser auch im Alpenlande ihren Widerhall. Burgen habsburgischer Vögte, wie Sarnen, Röthberg und Lowerz wurden zerstört (1247)*.

Die Zeit des Faustrechtes rief auch in den Waldstätten unsichere Zustände hervor, zudem mußten die Länder befürchten, daß Habsburg seine Rechte wieder geltend machen würde. Darum schlossen circa 1260 die drei Länder ein ewiges Bündnis zur Wahrung des Landfriedens und zum gegenseitigen Schutz.

3. Bedrohung durch das Haus Österreich.

Um dieselbe Zeit blühte Habsburg mächtig empor. Graf Rudolf wurde 1273 von den Kurfürsten zum deutschen König erwählt. „Er war ein tapferer, ritterlicher Mann von nüchternem, praktischen Verstand, wollte die Ordnung, und verstand dabei seinen Vorteil.“ Mit der Sicherung des Landfriedens wußte er die Vergrößerung seiner Länder zu verbinden. In der Ostschweiz brachte er die reiche Grafschaft Thurgau in seine Gewalt, im Westen drängte er die Macht der Herzöge von Savoyen zurück und erwarb Freiburg. Im Kriege gegen Ottokar von Böhmen gewann er die Herzogtümer Österreich, Kärnten, Steiermark und Krain für seine Söhne, und wurde so der mächtigste Fürst in Deutschland. Als König gelang es ihm auch, die Rechte seines Hauses in Schwyz und Unterwalden wieder völlig herzustellen, und die durch ihn veranlaßte Zusammenstellung aller habsburgischen Güter, Steuern und Eigenleute (Habsburgischer Urbar) zeigt uns, wie sehr er bestrebt war, seine Einkünfte zu mehren und zu sichern.

4. Der ewige Bund von 1291.

Raum hatte daher Rudolf die Augen geschlossen, so erneuerten Uri, Schwyz und Unterwalden ihren Bund von 1260, nahmen auch Obwalden darin auf, und beschlossen, keine Richter mehr anzuerkennen, die Fremde wären, oder ihr Amt erkaufst hätten. Das war der Bund zu Brunnen, vom 1. August 1291, der endgültige Schritt zur Gründung der Eidgenossenschaft.

Der Nachfolger Rudolfs auf dem Königsthron, Adolf von Nassau, bestätigte die Freibürgen von Uri und Schwyz, aber er verlor gegen Rudolfs Sohn Albrecht Thron und Leben, und jetzt drohte der jungen Freiheit noch größere Gefahr. Die Ermordung

* Auch geheime Verabredungen auf dem Rüti wären in diese Zeit anzusezen.

Albrechts schob eine blutige Entscheidung noch einmal hinaus, und der neue König Heinrich VII. von Luxemburg, verlieh die Rechte und Freiheiten von Uri und Schwyz auch den Unterwaldnern, und vereinigte die drei Länder 1309 zu einem einzigen, von Reichsvögten verwalteten Gerichtsbezirk, indem er Österreich aller seiner dortigen Rechte verlustig erklärte.

5. Die Schlacht am Morgarten (15. November 1315).

Auch bei der folgenden, zwiespältigen Königswahl verweigerten die Eidgenossen dem Österreicher die Huldigung und hielten zu Ludwig dem Bayer; gleichzeitig wendeten die Schweizer in ihrem alten Markenstreit mit dem habsburgischen Kloster Einsiedeln wieder einmal Gewalt an. Jetzt entschloß sich Österreich zum Kampf. Doch die Eidgenossen siegten. Am Morgarten erhielt der junge Bund die Bluttaufe, und gleich darauf erneuerten die Orte den Bund von 1291. König Ludwig berief 1316 ein Fürstengericht, das die Freiheit der Waldstätte bestätigte. Ein von Zeit zu Zeit erneuerter Waffenstillstand gestattete Österreich den Bezug seiner Gefälle und den Genuß seiner Besitzungen. Bis 1341 erschienen auch noch Reichsvögte in den Waldstätten, um die Huldigungen entgegenzunehmen; im übrigen aber ging in allen drei Ländern die Gewalt an die Landsgemeinden und die Landamänner über. Uri, Schwyz und Unterwalden waren freie Republiken geworden.

III. Erweiterung zur achtörtigen Eidgenossenschaft.

Erstes Aufstreben.

1. Beitritt von Luzern, Zürich und Bern, Glarus und Zug.

Der Sieg am Morgarten trug seine Früchte. 1332 trat Luzern dem Bund der Waldstätte bei. Die Interessen der Handwerker und Schifffleute, die auf den freundlichen Verkehr mit den Urkantonen angewiesen waren, hatten über diejenigen einer Adelspartei gesiegt, die ihre Vorteile bei Österreich suchte. Einige Jahre später halfen die Waldstätte den Bernern in ihrem Kampfe bei Laupen und bereiteten so den Anschluß der mächtigen Alpenstadt vor. Auch mit Zürich, auf dessen Märkte namentlich Schwyz angewiesen war, pflegten sie freundliche Beziehungen, die zu vorübergehenden Bündnissen führten. 1351 sah sich aber der durch die Handwerkerrevolution (Zünfte) emporgekommene Rudolf Brun

genötigt, mit den Waldstätten ein ewiges Bündnis zu schließen, um sich sowohl gegen die aristokratische Partei in der Stadt, als auch gegen Oesterreich sicher zu stellen. Dieser Bundesbrief (vom 1. Mai 1351) ist größer als alle bisherigen; er wahrte jedem Orte seine besonderen Rechte, und begrenzte die Hülfeleistung innerhalb einer weitgezogenen Grenze.

Der vorhergesehene Krieg mit Oesterreich brach aus und dauerte mehrere Jahre. Dreimal wurde die Stadt belagert, die österreichische Landschaft von den Zürchern und Eidgenossen arg verwüstet. Während Zürich Stand hielt, gewannen die Eidgenossen gewaltsam Glarus und Zug für den Bund (1352).

In der Westschweiz fühlte sich Bern seit dem Laupenkrieg immer noch unsicher. Deshalb, und um eine Verbindung des Oberlandes mit Obwalden zu verhindern, trat es 1353 dem Bunde bei. Zwei Jahre darauf anerkannten Oesterreich und der Kaiser die geschlossenen Bünde, nur Glarus und Zug mußten wieder herausgegeben werden.

2. Der Sempacherkrieg.

Der Friede dauerte nicht lange. Schon 1364 nahmen die Schweizer Zug zum zweitenmale und stellten das Bündnis von 1352 wieder her. Luzern wollte sich von Oesterreich ganz unabhängig machen, nahm das österreichische Entlebuch und das Städtchen Sempach in sein Burglecht auf, und zerstörte die österreichische Festung Rotenburg. Oesterreich antwortete mit Krieg, erlitt aber bei Sempach eine furchtbare Niederlage. Den Abschluß der achtjährigen Eidgenossenschaft besiegelte der ruhmreiche Kampf bei Näfels (1388). — Die Niederlagen von Morgarten Sempach und Näfels trafen nicht allein das Haus Oesterreich, sondern den ganzen Adel unseres Landes. Er erlitt in der Blutrache von 1308 und in diesen drei Kämpfen Verluste, von denen er sich nie mehr erholt, sodaß er allmählich ausstarb*.

3. Der Appenzellersturm.

Bisher hatten sich die Eidgenossen mehr in der Verteidigung befunden, jetzt wurden sie Angreifer. Ihre Erfolge hatten die Freiheitsgelüste benachbarter Landschaften geweckt. Im Appenzell, im heutigen Graubünden und im Oberwallis wagten die Bauern,

* Ahnliche Bestrebungen wie die schweizerischen Städte und Länder zeigte der schwäbische Städtebund. Nach einigen Siegen über den süddeutschen Adel wurden indes die schwäbischen Städte von Graf Eberhard von Württemberg geschlagen. In Deutschland kam daher die Fürstentumsmacht, in der Schweiz die Volksherrschaft zur Geltung.

von den Urfantonen teils heimlich, teils offen unterstützt, den Kampf gegen ihre Herren.

Im Ländchen Appenzell hatte der Fürstabt von St. Gallen alle vogtherrlichen, grundherrlichen und halsherrlichen Rechte, und alle Lehnten an sich gebracht. Infolge seiner Gewaltherrschaft verjagten die Appenzeller seine Vögte und besiegten mit Rat und Hülfe der Schwizer in zwei Schlachten (Vögelißegg und Stoß) die gegen sie geschickten Heere. Dann verwüsteten sie in fecken Streifzügen ihre Nachbargebiete, drangen fengend und brennend bis in die Grafschaft Rüburg und ins Vorarlbergische vor, überall die Bauern zur Erhebung auffordernd. Die Niederlage der Appenzeller vor Bregenz machte dem „bösen Lauf“ ein jähes Ende. Immerhin behaupteten sie die erkämpfte Freiheit und wurden 1511 von allen Orten mit Ausnahme von Bern in den Bund aufgenommen. Auch die Stadt St. Gallen befreundete sich mit den Eidgenossen.

4. Die Eroberung des Aargau.

Während dem Konzil von Konstanz hielt Kaiser Sigismund 1415 einen großen Reichstag ab. Er verfeindete sich mit dem Herzog Friedrich von Österreich und belegte ihn mit der Reichsacht. Nun wurden die Eidgenossen aufgefordert, die österreichischen Besitzungen in der Schweiz anzugreifen. Trotz eines kurz vorher erneuerten Friedens griff Bern sofort zu den Waffen und auch Luzern, Zürich und die Urfantone folgten nach. In raschem Siegeslaufe eroberten sie den fast wehrlosen Aargau, der teils Eigentum dieser Städte, teils gemeine Herrschaft wurde. Damit war zwischen den drei Städten ein Zusammenhang hergestellt, dem Bunde aber durch die Verwaltung der gemeinen Vogteien eine stetige Arbeit zugewiesen (Tagsatzungen zu Baden).

IV. Die Krise im alten Zürichkrieg.

Bei ihrem Landhunger kamen sich die einzelnen Bundesglieder selber in die Quere, wodurch nicht nur das bisher Errungene, sondern auch der Fortbestand des jungen Bundes ernstlich gefährdet wurde.

Zwischen die Lande der Eidgenossen eingekleilt lag das große Gebiet der Grafen von Toggenburg. Der letzte Graf Friedrich VII. starb 1436 kinderlos. Auf Teile seiner Erbschaft, auf die March und das Gasterland, hatten Zürich und Schwiz ihre begehrlichen Blicke geworfen, ersteres, um die Handelsstraße

nach Thur und Italien in seine Hand zu bringen, letzteres, weil es sich nur nach dieser Seite vergrößern konnte. Das führte zum alten Zürichkrieg, der erst 1450 nach vielem Blutvergießen mit der Niederlage Zürichs, aber doch mit einer Stärkung des Bundes endete. Die Schlacht bei St. Jakob a. d. Birn (1444) verkündete die schweizerische Tapferkeit in ganz Europa und förderte das Reislaufen. Man wurde aufmerksam auf das streitbare Bauernvolk und Frankreich, Savoien, Mailand, Burgund knüpften mit ihnen die ersten Beziehungen an.

V. Aufsteigen zur Machthöhe.

1. Gewinnung der Rheinlinie.

Nach der Krise des Bürgerkrieges nahmen die Eidgenossen ihre Eroberungspolitik mit neuer Kraft auf. Die Verbindung mit Appenzell und St. Gallen hatte sie dem Bodensee genähert, die Eroberung des Aargau, die Aarelinie und Teile des Rheines in ihre Gewalt gebracht. Durch die Erwerbung der Grafschaft Rieburg hatte Zürich sein Gebiet bis zum Rhein ausgedehnt, mit Schaffhausen und Stein am Rhein war man auch befreundet, so fehlte nur noch der österreichische Thurgau. Schweizer hatten das Städtchen Rapperswil eingenommen, wofür sie von Oesterreich beim Papste verklagt wurden. Anfänglich half dieser dem Herzog, dann aber verfeindete er sich mit ihm, und heizte die Eidgenossen zum Kriege auf. Diese schickten ihre Absagebriefe und wenige Wochen später waren der Thurgau und das Rheintal erobert und zu gemeinen Herrschaften gemacht.*

Acht Jahre darauf rächten die Eidgenossen übermütige Spottreien und Gewalttaten österreichischer Ritter gegen ihre Verbündeten Schaffhausen und Mühlhausen mit einem Verwüstungszug in den Sundgau. Aber kein ritterliches Heer trat ihnen entgegen, und nur ein rascher Friedensschluß verhinderte, daß der ganze Schwarzwald den Eidgenossen zufiel.

2. Die Burgunderkriege.

Der durch die Eidgenossen so schwer geschädigte Herzog Sigismund von Oesterreich suchte jetzt bei seinem Freunde, dem mächtigsten europäischen Fürsten jener Zeit, bei Karl dem Kühnen von Burgund Hilfe. Er versäudete ihm seine

* Einzig Winterthur hielt eine längere Belagerung durch die Eidgenossen $2\frac{1}{2}$ Monate aus, kam aber 1467 pfandweise an Zürich und wurde nie mehr eingelöst.

Güter im Elsaß und im Schwarzwald und schloß mit ihm ein Bündnis, das natürlich gegen die Eidgenossen gerichtet war. Aber der Burgunder machte sich durch seinen Vogt Hagenbach und sein übermütiges Auftreten nicht nur die Schweizer, sondern auch die Pfandländer, den Herzog von Österreich und den deutschen Kaiser Friedrich III. zur Feinde. Der französische König Ludwig XI. schürte das Feuer und brachte zwischen den Eidgenossen und Österreich einen Frieden, die „ewige Richtung“, zu stande, welche die Streitigkeiten dieser beiden Erbfeinde durch den Verzicht Österreichs auf alle seine Rechte an eidgenössische Gebiete, beseitigte. Dann einigte ein Bündnis alle Gegner Burgunds, und es kam zum Kriege. Die Eidgenossen zogen mit ihren Verbündeten vor Héricourt, erstürmten zahlreiche savoyische Schlösser im Waadtland, während die Oberwalliser das savoyische Unterwallis eroberten. Inzwischen hatte aber Karl der Kühne mit Frankreich und dem Kaiser Frieden geschlossen, und wandte seine ganze Kriegsmacht gegen die Eidgenossen und besonders gegen Bern. Aber „dem wichtigen Massenstoß des geschlossenen kämpfenden schweizerischen Fußvolkes war die bewegliche Aufstellung des burgundischen Heeres nicht gewachsen.“ Karl verlor Gut, Mut und Blut und seine Erben wären die Eidgenossen gewesen, wenn nicht die Eifersucht der inneren Orte die Eintracht gelähmt hätte. So fiel die Freigrafschaft um ein Trinkgeld an Frankreich, Kaiser Friedrich aber vermählte seinen Sohn Maximilian mit Maria, der Tochter Karls und gewann so die reichen Niederlande für Österreich. Die Eidgenossen behielten neben rasch verschleudertem Reichstum nichts, als den Ruhm, Karl besiegt zu haben, und nahmen erst nach langem Zank ihre treuen Helfer im Kriege, die Städte Freiburg und Solothurn in den Bund auf (Tagsatzung zu Stans 1481. Niklaus v. d. Flüe).

Folgen und innere Gärung. Auf die Burgunderkriege folgte eine fast zweijährige Friedenszeit. Jeder Ort hatte durch Eroberung, Kauf, Pfandschaft oder Burgrecht Besitzungen erworben, die er als Untertanengebiet betrachtete. Die althergebrachten Einrichtungen wollten nicht mehr recht passen, es wurde eine größere Gleichförmigkeit angestrebt. Im Strafwesen kamen Gefängnis und Buße mehr zur Anwendung; im Gewerbewesen wurde versucht, alles Handwerk und jeden Handel in die Stadt zu ziehen, ausgelassene Volksitten wollte man mit Mandaten bekämpfen. Diese Neuerungen wurden besonders in Zürich durch den Bürgermeister Hans Waldmann vertreten, führten aber zu einer Erhebung des Landvolkes und zum Sturze dieses in den Burgunderschlachten berühmt gewordenen Mannes (1489).

3. Die Trennung vom Reich.

Die Eidgenossen und das deutsche Reich. Nach König Albrechts Tode hatte 132 Jahre lang kein Habsburger mehr die deutsche Kaiserwürde inne, und Österreich verlor während dieser Zeit seine Stammlande an die Eidgenossen. 1440 wurde Friedrich III. von Österreich deutscher Kaiser, und es gelang ihm, in 53jähriger Regierung sein Haus neu zu stärken. Nach seinem Tode kam sein Sohn Maximilian auf den Königsthron, und der ritterliche, beliebte Kaiser suchte eine Verbesserung des Reiches herbeizuführen. Den neuen Einrichtungen sollten sich auch die Eidgenossen unterziehen. Aber die Sieger von Murten weigerten sich, die Beschlüsse des Reichskammergerichtes anzuerkennen, die Reichssteuer zu zahlen und dem schwäbischen Bunde beizutreten. Diesseits und jenseits des Rheines mehrte sich gegenseitiger, längst leimender Groll. Die Begehrlichkeit der Österreicher bedrohte auch die Bündner. Im alten Rätien war aus dem Gotteshausbund, dem Grauen Bund und dem Zehngerichtebund eine neue Eidgenossenschaft entstanden. Da Österreich in diesen Tälern viele Besitzungen erwarb, suchten die Bünde Schutz durch Anschluß an die Eidgenossen.

Der Schwabenkrieg. Alte Streitigkeiten des Gotteshausbundes mit Tirol führten zu einem allgemeinen Kriege. Im Nu standen sich Bündner und Tiroler, Schweizer und Schwaben mit den Waffen in der Hand gegenüber. Die verbündeten Bauern waren kriegstüchtiger und blieben in allen größeren Treffen Sieger. Auch Maximilian, der selber die Kriegsleitung in die Hand nahm, vermochte keine Wendung herbeizuführen.

Durch Vermittlung des Herzogs von Mailand kam ein Friede zustande, der die Eidgenossenschaft tatsächlich vom Reiche löste, und ihr das Landgericht über den Thurgau brachte. Nur im Zehngerichtenbund blieb die österreichische Herrschaft bestehen, aber er wurde doch als Glied der rätischen Eidgenossenschaft betrachtet. Basel und Schaffhausen, die im Kriege treu zu den Schweizern gestanden und viel erduldet hatten, traten 1501 dem Schweizerbunde bei.

4. Die Großmachtspolitik.

Erstes Vordringen über die Alpen. Von allen Orten konnten sich Uri und Unterwalden am wenigsten ausdehnen. Der einzige Ausweg, der ihnen blieb, war ein Uebergreifen über den Gotthard. So erwarben Uri und Obwalden zur Zeit der Appenzellerkriege die obere Talstufe des Tessin, und um die

Verbindung mit dem Wallis zu sichern, auch das Eschental; später kam durch Kauf noch Bellinzona hinzu. Aber diese mailändischen Gebiete waren sehr schwer zu halten und gingen nach der unglücklichen Schlacht bei Arbedo (1422) wieder verloren, nur die Ventina konnte 1440 wieder zurückgewonnen werden. Ein Angriff der Mailänder auf das Livinental 1478 wurde durch den Sieg bei Giornico abgeschlagen.

Ginmischung in die italienische Politik. Als die Eidgenossen ihre Blicke abermals auf die schönen Gefilde Oberitaliens wandten, taten sie es um schnödes Geld, als besetzte Kriegsknechte fremder Fürsten und bestochene Regenten, die ihre Untertanen auf die fremde Schlachtfank führten. Zwar erlangten sie in diesen Kämpfen für Bünden den Besitz von **Bormio**, **Veltn** und **Chiavenna**, für die Eidgenossen den heutigen Kanton Tessin, das Eschental dagegen konnte nicht gewonnen werden. Das war das glänzende, aber wenig rühmliche Ende der eidgenössischen Eroberungspolitik. Der erste Versuch der Eidgenossen, über ihre eigenen Interessen hinweg, in die Kriegshandel der Nachbarstaaten einzugreifen, war gründlich gescheitert. Die Eidgenossen erlitten Verluste an Menschenleben, wie in keinem Kriege vor- und nachher, und verloren trotz ihres Heldeniums bei Marignano 1515 den Ruf der Unbesiegbarkeit.

VI. Innere Zustände zur Blütezeit.

1. Zusammensetzung.

Vollberechtigte Orte. Die Eidgenossenschaft bestand aus den acht alten Orten: Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Zug und den fünf neuen: Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell.

Zugewandte Orte. Da mit der Zugehörigkeit zum Bunde bedeutende materielle Vorteile verbunden waren, wie Anteil an dem Steuerüberschuss der gemeinen Herrschaften und den Pensionen fremder Fürsten, wurden keine neuen, vollberechtigten Glieder mehr aufgenommen, sondern befreundete Städte und Landschaften als „Zugewandte“ betrachtet. Solche waren: die Bünde in Rätien, das Wallis — der Abt von St. Gallen und die Grafen von Neuenburg — Valangin — die Städte St. Gallen und Biel, Mühlhausen im Elsass und Rottweil am Neckar.

Gemeine Herrschaften. Es waren dies unter der Verwaltung mehrerer Orte stehende Untertanengebiete. Die be-

deutendsten waren die Grafschaft Baden und die freien Ämter im Aargau, der Thurgau und der Tessin.

2. Regierungsweise.

L a n d s g e m e i n d e k a n t o n e. Jeder Ort regierte sich selbst. In den Länderkantonen versammelten sich die Landleute jährlich mindestens einmal zur Landsgemeinde. Dem Landammann und seinem Schreiber, sowie den angesehensten Männern, welche die Landleute selbst bestimmten, lag die Aufgabe ob, die Beschlüsse der Landsgemeinde auszuführen und für Ruhe und Ordnung (Gericht) zu sorgen.

S t ä d t e k a n t o n e. In der Stadt kamen die Bürger auf dem Rathause oder in der Kirche zusammen, wie die Landleute auf der Landsgemeinde und wählten den Bürgermeister oder Schultheißen und die Räte. Auch sie berieten über die Angelegenheiten der Stadt, über Bündnisse, Krieg und Frieden, über Steuern und Befestigungen, über Handel und Gewerbe, Bauten usw. Die Beschlüsse der Bürgerschaft brachte der Rat zur Ausführung. Gewöhnlich bestanden zwei Räte nebeneinander, ein kleiner Rat, der die Verwaltung besorgte und ein grosser, der an Stelle der Bürgerschaft allerlei Geschäfte erledigte. In Zürich bestand der kleine Rat aus 26, der große aus 200 Mitgliedern und ähnlich war es in anderen Schweizerstädten. Dem Bürgermeister oder Schultheißen und den Räten, in Landstädten auch dem Landesherrn, leisteten die Bürger alljährlich feierlich den Bürgereid. Hierbei wurden in den eidgenössischen Orten jeweilen auch die Bundesbriefe beschworen, und den andern Kantonen in Gefahr und Not „im Namen Gottes des Allmächtigen“ freundeidgenössische Bruderhilfe versprochen.

B e r w a l t u n g d e r U n t e r t a n e n g e b i e t e. Die landesherrlichen Befugnisse wurden in den Untertanengebieten durch Land- und Obervögte ausgeübt, die in den Schlössern des ehemaligen Adels wohnten. Sie wurden unterstützt durch die den einzelnen Gemeinden vorgesetzten Untervögte.

U n g l e i c h e R e c h t e. Die einzelnen Landschaften hatten nicht gleiche Rechte. Neben der landesherrlichen Gerichtsbarkeit bestanden eine Reihe privater Gerichtsherrschaften ehemaliger Grundherrschaften fort, und fast jedes Dorf besaß ein Dorfrecht (Öffnung) oder seine Freiheiten und Rechtsame, die vom Landesherrn geschützt werden mussten. In den gemeinen Herrschaften bestand neben dem Landvogt ein besonderes eidgenössisches Gericht.

3. Die Tagsatzung.

In den gemeinen Herrschaften wechselten die Landvögte und Orte alle zwei Jahre. Der Landvogt hatte zu Baden oder Frauenfeld genaue Rechnung abzulegen und der Überschuss wurde unter die regierenden Orte verteilt. Die Rechnungsabnahme geschah auf der Tagsatzung. Diese war eine Versammlung von Boten der dreizehn Orte und ihrer Zugewandten. Auch die Gesandten fremder Fürsten erschienen auf ihr. Zürich, das bis zur Reformation als Hauptstadt der Eidgenossen gelten konnte, erließ die Einladungen zur Tagsatzung zugleich mit einem Bericht über ihre Geschäfte. Briefe fremder Fürsten und Städte wurden durch reitende Boten den Regierungen der andern Orte mitgeteilt. Diese berieten über die Angelegenheiten und gaben ihren Abgeordneten die „Instruktion“ mit, d. h. sie schrieben ihnen vor, was sie sagen und wofür sie stimmen durften. Daher waren selten alle Boten einig, und es gab Geschäfte, die Jahrzehnte von den Tagsatzungen besprochen und nie gelöst wurden. Aber selbst, wenn alle Orte einem Besluß der Tagsatzung zugestimmt hatten, war doch kein Ort verpflichtet, ihn auszuführen. So lag die ganze Regierungsgewalt bei den einzelnen Orten; von einer obersten schweizerischen Behörde, wie sie heute im Bundesrat besteht, war keine Rede.

Nur drei Gesetze oder „Briefe“ galten für die ganze Eidgenossenschaft. Der erste, der Pfaffenbrief, verpflichtete alle Bewohner der Schweiz „gemeiner Eidgenossenschaft Nutz und Ehre zu fördern“, und bestimmte, daß weltliche Streitigkeiten nicht vor ein geistliches Gericht gezogen werden durften und niemand sich gewaltsam selbst Recht verschaffen solle.

Im Semperbrief wurde den Kriegern verboten, Gotteshäuser anzugreifen, Greise, Frauen und Kinder zu misshandeln und der Beute nachzulaufen, bevor dies von den Hauptleuten erlaubt war.

Im Stanser Vertrag beschlossen die Regierungen einander bei Erhebungen (Aufläufen der Untertanen zu helfen, Kriegsbeute nach der Zahl der Krieger, erobertes Land nach der Zahl der Orte zu verteilen.

4. Das Kriegswesen.

Allgemeine Wehrpflicht. Die alten Eidgenossen hatten ihren Nachbarn den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht voraus. Vom 16. bis 60. Altersjahr war der Schweizer zum Kriegsdienst verpflichtet, und von früher Jugend an übte er sich

im Gebrauch der Waffen. In Stadt und Dorf waren Wettslauf, Pfeilschießen, Ringen und Steinstoßen Volks Spiele, und Männer und Jünglinge waren in Schießgesellschaften, auf Schießstuben und in Schießständen vereinigt.

Bewaffnung. Die Hauptwaffe der Eidgenossen war die Halbarte; da sie sich aber im Kriege gegen die Reiterei als zu kurz erwies, wurde seit der Schlacht von Arbedo mehr und mehr der bis $5\frac{1}{2}$ Meter lange Spieß verwendet.

Die Armbrust- und Büchsenschützen waren weniger zahlreich; noch schlecht war das grobe Geschütz, die Kanonen oder „Schlangen“, und die Schweizer ließen sich darin von den Welschen und Deutschen überholen.

Zusammensetzung des Heeres. Das schweizerische Heer bestand hauptsächlich aus Fußvolk. Die äußersten Reihen der im Bireck geordneten Schlachthaufen bildeten die Spießträger, die innern die mit Halbarten, Mordäxten und Schwertern bewaffneten Krieger. Die jüngste Mannschaft diente als Schleudererer. Durch die Siege der Eidgenossen war das Fußvolk der wichtigste Heeresteil geworden, und andere Länder, namentlich Deutschland in seinen Landsknechten, ahmten die Schweiz nach.

5. Reislaufen und Pensionen.

Der kärgliche Boden vermochte besonders in den Alpentälern nicht die ganze Volkskraft zu ernähren, und die noch in den Anfängen liegende Industrie konnte nicht genügend Arbeiter beschäftigen. So kam frühe der fremde Kriegsdienst auf, und die Nachfrage nach Schweizersöldnern wurde infolge des glänzenden Waffentruhms unserer Väter so groß, daß der Kriegsdienst zu einer Industrie, die staatlich geregelte Zuweisung von Söldnern zu einer Erwerbsquelle der eidgenössischen Orte wurde.

Die Folgen waren ruinierend. Die Orte gewöhnten sich an die Fahrgelder der fremden Fürsten, ohne die sie kaum mehr bestehen konnten, sie stellten das Geldinteresse manchmal höher als das Wohl des Staates, und die Regenten, die von dem Goldregen ebenfalls ihren Anteil zogen, wurden bestechlich und ungerecht. So geriet die Schweiz in die Abhängigkeit fremder Staaten, namentlich Frankreichs, das der größte Reisläuferkonsumt wurde. Ebenso schlimm war das Volk daran. Roheit, Rauflust, Arbeitsscheu und prahlerisches Wesen nahmen überhand, die beste Jugendkraft ging auf fremden Schlachtfeldern verloren und verkommen, invalide Reisläufer wurden nach ihrer Heimkehr eine Last der Städte und Dörfer.

Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen

III. Klasse

Leselehrbuch

(Zur Auswahl)

Bearbeitet von:

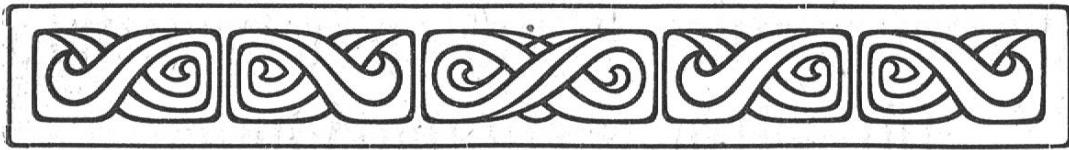
Dr. H. Gubler, Sekundarlehrer, Zürich III

R. Wirz, " Winterthur

J. Stelzer, " Meilen

H. Sulzer, " Zürich III





Bearbeiter: Dr. H. G à b l e r , Zürich III.

1. Der trojanische Krieg.

(Prosabuch pag. 156.)

2. Hektors Abschied.

(Poesiebuch pag. 1.)

(Weitere Stoffe in Ilias und Odyssee!)

3. Die Götter der Griechen.

Als Hauptquelle der Religion der Griechen sind die homerischen Gedichte (900—700 v. Chr.) und Hesiod (im achten Jahrhundert) anzusehen. Von ihnen sagt der Geschichtsschreiber Herodot kurz und treffend: Sie „schufen den Hellenen den Stammbaum der Götter“, d. h. sie ordneten die Vorstellungen von den längst vorher verehrten Göttern und ihrem Wirken in ein, auch später nicht wesentlich verändertes System. Das Volk dachte sich demgemäß die Gestalten, das Leben und die Verhältnisse der Götter ebenso, wie die der Menschen. Sie sind keine reinen, sittlich erhaben stehenden Persönlichkeiten, sondern vielmehr mit menschlichen Leidenschaften behaftet, aber frei von allen Bedrängnissen; sie sind die „leichtlebenden“, in unvergänglicher Jugendkraft und im Genüß der Glückseligkeit, Nektar trinkend, Ambrosia essend. Der Sitz der unsterblichen Götter war der Berg Olympos.

Der oberste Gott ist Zeus, der „Vater der Götter und Menschen“, der „Wolksammler“, der „Donnerer“. Seine Gemahlin ist Hera, die Lilienarmige. Oft war sie eifersüchtig und eigensinnig. Homer erzählt uns z. B. in seiner naiven Weise: Zeus habe die „Tückische“ zur Strafe, an den Beinen mit zwei Ambossen belastet, zum Olymp hinausgehängt in Aether und Wolken. Sie ist die Beschützerin der Ehe und Liebe; der Hauptort ihrer Verehrung ist Argos; ihr heilig sind der Pfau und die Krähe.

Hephaistos ist der Gott des Feuers; seine Esse hat er im Aetna; seine Gesellen sind die einäugigen Zyklopen. Die Lieblingstochter des Zeus Palladas Athene, „sprang ge-

wappnet aus dem Gehirn des Zeus" und ist somit die Göttin des Verstandes, der Klarheit und Einsicht im Krieg und Frieden; ihr heilig ist die Eule; der Hauptort ihrer Verehrung war Athen, woher sich die Redensart schreibt: Eulen nach Athen tragen (wo deren schon genug sind).

Des Zeus edelster Sohn **A p o l l o**, der Sonnen- und Lichtgott „**Phöbos**“, d. i. der Strahlende, gilt als der Schöpfer der Kultur und ist zugleich Gott der Weissagung, der Dichtkunst und der Heilkunde; sein Hauptstuhl war Delphi, die berühmte Orakelstätte. Seine Begleiterinnen sind die neun Muses (lyrische und epische Dichtung, Tragödie, Liebesdichtung und Gebärdenspiel, Lieder, Hymnen, Komödie, Tanz, Geschichte, Erd- und Sternkunde). Ihnen geweiht war der Berg Parnassos. Apollos Schwester ist **A r t e m i s**, die Göttin des schnellen Todes, der Jagd, des freien Naturlebens, die Schirmerin der jugendlichen Reinheit. Der Gott des Krieges **A r e s**, heißt bei Homer „menschenschlingender Gott, bluttriefender Stürmer der Mauern“. **A p h r o d i t e** dagegen strahlt im Glanze der Schönheit als Göttin der Liebe; ihr heilig ist die Myrte und die Taube; ihre Hauptverehrung fand auf Kypern statt. Ihr Gefolge bilden die Chariten (Grazien), die Göttinnen der Anmut. Als Götterbote waltet seines Amtes **H e r m e s**; er ist zugleich Gott des menschlichen Verkehrs, Handels und Wandels, der Schuhgott der Kaufleute und aller Geschäfte, bei denen Gewandtheit, List und Verschlagenheit zum Ziel führen. Er begleitet auch, geschmückt mit dem goldenen Heroldsstab und Flügelschuhen, die Seelen der Abgeschiedenen. Als Göttin des häuslichen Herdes und Beschützerin jeder staatlichen Vereinigung galt **H e s t i a**. Der Hauptgott des Wassers war der Bruder des Zeus, **P o s e i d o n**, der Gemahl der Amphitrite, der „Erderschütterer“ mit dem Dreizack; um ihn her ist die Menge der Tritonen und Nereiden (männliche und weibliche nekische Wassergeister). Von den Erdgöttern war am hervorragendsten **P l u t o** mit seiner Gemahlin Persephone. Er ist der Gott des Totenreiches (= Hades), an dessen Eingang der dreiköpfige Hund Kerberos sitzt. Der Fährmann Charon führt die abgeschiedenen Seelen über einen See und den Styxfluss in die Unterwelt. Aus dem Lethefluss trinken die Seelen Vergessenheit des irdischen Daseins; von nun an sind sie „wesenlose Häupter“. Sie führen ein schmerzloses aber auch ein freudeloses Dasein. Solche, die besonders schweren Frevel gegen die Götter begangen haben, büßen im Hades dafür: z. B. Sisyphos muß zur Strafe immer wieder einen Stein bergen wälzen, „aber jedesmal hurtig mit Donnergepolter entrollte der tüchtische Mar-

mor". Die Danaïden müssen ein löcheriges Fäß füllen, Tantalos steht im Wasser und kann nicht trinken, sieht über sich reizende Früchte und kann sie nicht erreichen. Je nach dem Spruch der Totenrichter kommt die Seele ins Elysium, d. i. das Gefilde der Seligen, oder in den Tartarus, d. i. den Ort der Qual. Demeter stellt die Mutter Erde dar. Sie ist die Göttin der Pflanzenwelt, namentlich des Getreides. Ihre Verehrung erfolgte hauptsächlich durch einen Geheimdienst zu Eleusis (Mysterien). Demselben lag ein tiefer Sinn zu Grunde: das regelmäßige Absterben und Sichwiederverjüngen der Pflanzenwelt wurde als Bild einer höhern Idee, der Unsterblichkeit der Seele aufgefaßt, denn jedes Menschenleben wird die Beute des Todes, aber nur, um desto herrlicher und schöner aus des Grabes Nacht hervorzugehen. Der Gott der Freude war Dionysos (Bacchus). Ihm heilig ist der Weinstock. In seinem Gefolge befinden sich eine große Anzahl Berg- und Waldgeister, halb Menschen, halb Tiere. Aus der Dionysosverehrung entwickelten sich Tragödie und Komödie. Eigentlich bloß persönlich gedachte Begriffe sind die Themis (Gerechtigkeit) mit Wage und Palmzweig*, die Nemesis, die Rächerin menschlichen Übermuts, die Erinnhen oder Eumeniden (Firrien) mit Schlangenhaaren und Fackeln, welche den Freveler wie ein Wild verfolgen bis in die Unterwelt. Durch sie werden die Gewissensbisse versinnbildlicht. Die Moiren (Parzen) sind die Schicksalsgöttinnen. Die erste beginnt den Lebensfaden, die zweite spinnt ihn, die dritte schneidet ihn ab.

Becker, Weltgeschichte.

4. Die Helden.

a. Herakles (Herkules),

der Sohn des Zeus und der Alkmene, weshalb ihn Hera verfolgte, wurde hauptsächlich in Böotien und in Attika verehrt. Schon in der Wiege erwürgte er zwei von Hera gesandte Schlangen. Beim Eintritt ins reifere Jünglingsalter steht er unschlüssig am Scheidewege. Es erscheinen ihm zwei Frauen, die Tugend, sittsam und einfach, das Laster, frech und genüßsüchtig. Jede der beiden sucht ihn für ihren Weg zu gewinnen, er folgte der ersten. Als er zum Manne herangereift war, wurden Jagd und Krieg seine Lieblingsbeschäftigungen. Auf Befehl des Königs Eurystheus von Mykene vollbrachte er die zwölf Arbeiten.

* Jedem gleiches Maß!

Aus der Reihe derselben mögen folgende hervorgehoben werden: Bei NeMEA hauste ein unverwundbarer Löwe; Herakles erwürgte ihn durch die Kraft seiner Arme. Noch gefährlicher war die Hydra, eine neunköpfige Schlange. Schlug man ihr einen Kopf ab, wuchs an dessen Stelle sofort zwei neue hervor. Herakles bewältigte das Untier, indem er ihm die Halsstümpfe mit glühenden Baumstämmen ausbrannte. Den Stall des Augias, in welchem 3000 Rinder seit langer Zeit gestanden, reinigte er in einem Tage von Unrat, indem er zwei Flüsse in denselben leitete. Dann holte er eine Kinderherde, die von Riesen bewacht war, von einer Insel des Ozeans. Zur Erinnerung an diese Tat richtete er bei Gibraltar zwei Felsberge, „die Säulen des Herakles“, auf. Aus dem Garten der Hesperiden* sollte er hierauf die goldenen Aepfel nach Mykenä bringen. Es war ihm dies aber nur möglich durch die Beihilfe des Atlas, des Trägers des Himmelsgewölbes, dem er seine ungeheure Last abnehmen mußte. Nur durch eine List konnte er, im Besitze der Aepfel, den Atlas wieder veranlassen, das Firmament auch fernerhin zu tragen.

Ferner erbeutete er den Gürtel der Hippolyte, der Königin der „männergleichen“ Amazonen. Endlich holte er sogar den Höllenhund Kerberos aus der Unterwelt heraus. Von seinen sonstigen Abenteuern sind noch anzuführen: Sein Kampf mit dem Riesen Antäos, der, so oft er die Erde, seine Mutter berührte, neue Kräfte erhielt; Herakles hebt ihn deshalb in die Luft und zerdrückt ihn; ferner der Kampf mit den Pygmäen (Zwergen), welche den schlafenden Helden mit ihren Belagerungsmaschinen angreifen; er steckt sie in seine Löwenhaut und trägt sie nach Mykenä. Aber auch ihn ereilte das Schicksal. Als er die schöne Jole erbeutet hatte, erwachte die Eifersucht seiner Gemahlin Dejanira. Diese schickte ihm ein mit der Zaubersalbe des Kentauren Nessos** bestrichenes Opfergewand; warm geworden, dringt das Gift in den Körper ein; von wütenden Schmerzen gequält, sucht Herakles das Gewand abzureißen, reißt aber ganze Stücke Fleisch mit ab. In der Verzweiflung errichtet er einen Scheiterhaufen, um seine Qualen durch den Flammentod zu enden. Plötzlich wird Herakles durch eine Wolke, auf welcher das Biergespam der Palas Athene schwelt, in den Olymp, den Wohnsitz der Götter,

* Die Hesperiden, die Töchter des Atlas und der Hesperis, bewachten fern im Westen die goldenen Aepfel eines Baumes, welchen die Erdgöttin Gaea hervorsprießen ließ, um Zeus und Hera bei ihrer Vermählung ein kostbares Geschenk zu machen.

** Kentauren = Mischgestalten aus Mensch und Pferd.

emporgehoben. Er erhält die Unsterblichkeit, söhnt sich mit Hera aus und vermählt sich mit deren Tochter Hebe, der Göttin der Jugend.

b. Thesus,

der Sohn des Königs Aegeus Attika, war der Nationalheld der Athener; in ihm verehrten sie den Schöpfer ihrer politischen Existenz. In Trözen geboren, reinigt er den Weg nach Athen von Räubern und andern Unholden, zuerst erschlägt er den Neulenschwinger Periphetes, dann den Fichtenbeuger Simis, der die Wanderer an zusammengebogenen Fichten anband und auseinanderreißen ließ, endlich den Prokastes, den „Ausdehner, weil er kleine Wanderer in seinem großen Bettgestell ausreckte, großen aber in einem kleinen Bettgestell die herausragenden Beine abhieb. Das größte Verdienst aber erwarb sich Theseus, daß er Athen von einem schändlichen Menschentribut befreite. Alle neun Jahre nämlich mußten auf Befehl des Königs Minos von Kreta sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen dem Ungeheuer Minotauros, der im sogenannten Labyrinth eingesperrt war, zum Opfer geschickt werden.*

Die Zeit, diesen verhaßten Tribut zu bezahlen, rückte zum drittenmale heran. Väter und Mütter jammerten, die Jünglinge und Jungfrauen versammelten sich wehklagend und die Schlachtopfer wurden aus ihnen durch das Los bestimmt. Da trat Theseus hervor und bot sich freiwillig zu einem der vierzehn Schlachtopfer an, in der Hoffnung zugleich, sein Vaterland auf immer von diesem Tribute zu befreien. Er ließ daher auch den Steuermann — während man sonst ein schwarzes Segel auf dem nach Kreta bestimmten Schiffe aufsteckte — ein weißes Segel mitnehmen, um es bei der Rückkehr zum Zeichen der vollendeten Rettung anzustecken. Als Theseus in Kreta angelangt war, gab ihm Ariadne, des Minos Tochter, deren Liebe er gewonnen hatte, einen Faden, an welchem er den Eingang zum Labyrinth und den Ausgang aus demselben fand, worauf er das Ungeheuer Minotauros erlegte.

Als er sich auf der Rückkehr mit seinem Schiffe der Küste von Attika näherte, hatten er und der Steuermann das weiße Segel aufzuziehen vergessen. Sein Vater Aegeus, der mit unruhiger Neugier der Rückunft seines Sohnes entgegengeharrt hatte, erblickte kaum von ferne das schwarze Segel, als er sich von dem Vorgebirge, auf welchem er stand, ins Meer hinabstürzte. Bei den übrigen Bürgern, die gleichen Kummer über jenen Anblick emp-

* Erinnerung an die phönizische Fremdherrschaft!

fanden, löste sich alle Furcht bald in Freude auf, als Theseus näher kam. Er wurde mit lautem Jubel empfangen und, als Befreier vom Tribut, bereitwillig von allen als König anerkannt. Aber auf eine noch größere Wohltat war Theseus bedacht. Er einigte das in 12 verschiedenen Ortschaften zerfallende Gebiet Attikas, in dem Bruderkriege nichts seltenes waren, zu einem Staate. An diese Begebenheit erinnerten noch später die Panathenaia, d. i. allgemeines Athenerfest, ursprünglich zu Ehren der Athene gefeiert.

Theseus war überdies bemüht, die durch die Vereinigung der getrennten Teile entstandene neue Stadt, die erst jetzt den Namen Athen erhielt, noch menschenreicher zu machen, indem er durch Verheissung eines gleichen Bürgerrechtes Fremde herbeilockte, die auch in Menge herzuströmten. Um geordnete Verhältnisse unter ihnen zustande zu bringen, teilte Theseus die ganze Masse der Bürgerschaft in drei Hauptklassen: in die Edlen (Eupatrien, d. i. Wohlgeboren), denen die obrigkeitlichen Würden, die Deutung des Sinnes der Gesetze und die Aufsicht über die Religion zukam; in die Ackerleute und Handwerker, welchen der Zutritt zu den eben genannten Würden verschlossen war. Allein es gelang den Vornehmen, die viel von ihren Vorrechten verloren hatten, das Volk gegen Theseus aufzubringen und er verlor Ansehen und Liebe so sehr, daß er, keinen Gehorsam mehr findend, sich gezwungen sah, Athen zu verlassen. Er starb in der Fremde.

Seine Kinder konnten erst später in die Rechte ihres Vaters eintreten. Theseus selbst ließen die Athener nach dem Sturze seiner Feinde auch Gerechtigkeit widerfahren, indem sie ihn unter die Heroen ihres Landes versetzten, ihn durch Tempel und Altäreehrten und seine Gebeine nach ihrer Stadt brachten.

Becker, Weltgeschichte.

NB. Für Détails vergleiche Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums.

5. Aus den Gedichten Solons.

a. An die Athener.

Es wird für mich am kräftigsten vor Dikes* Thron
Die Mutter Erde zeugen, der olympischen
Göttinnen größte, die ich von den Hunderten

* Dike = Gerechtigkeit, Tochter des Zeus und der Themis, welche alle Untaten der Menschen, namentlich Rechtsverletzungen von Seiten der Richter verfolgt.

Von Pfählen, der Verpfändung Zeichen, einst erlöst,
Sodass die früh're Sklavin jetzt in Freiheit ist.
Auch führt' ich viele nach der gotterbauten Stadt
Athen zurück, die teils mit Recht, teils wider Recht,
Verkauft gewesen; manche auch, die notgedrängt
In Rätsellauten sprachen und ihr Attisch schon
Auf vielen Wanderzügen eingebüßt.

Dann gab ich vielen, die ein schmählich Sklavenjoch
Hier beugte, dass sie zitterten vor ihrem Herrn,
Die Freiheit wieder. Solches tat und setzt ich durch
Mit Kraft und mit der Strenge, die Gerechtigkeit
Zugleich verbindend, meinem Manneswort gemäß.
Für hoch und nieder stellt' ich gleiche Satzung auf
Und schrieb ein schlichtes, jedem angepasstes Recht.
Ein anderer, der, wie ich, den Zügel nahm zur Hand,
War schlimm sein Trachten nur gerichtet auf Gewinn,
Er hielt nicht das Volk im Zaum und ruhte nicht
Bis er's verwirrt, und von der Milch den Rahm ge-
schöpft.

b. Warnung vor der Thraniss.*

Wolken entstammt die massige Wucht des Schnees und des Hagels
Und aus leuchtendem Blitz ringt sich des Donners Gewalt.
Doch von dem Mächtigen her kommt Drangsal, eines Alleinherrn
Joch hat sich über die nichtsahnenden Bürger gelegt,
Mählich nur strebt er empor; lässt man ihm Muße, so ist er
Schwer zu erwehren, drum nehmt jetzt schon auf alles Bedacht.

6. Spartanische Zucht.

Die Kanaben. Die Ephoren sollten dafür sorgen, dass
der Adel in Sparta den Periöken und Heloten an Kraft
ebensoweit überlegen bleibe, als er ihnen an Zahl nachstand, dass
er in allen kriegerischen Tugenden, in Tapferkeit, Abhärtung des
Leibes und Waffenübung, in Disziplin und Gehorsam das Höchste
leiste. Zu diesem Zwecke führten sie die Oberaufsicht über die Er-
ziehung der adeligen Jugend, welche der Staat ganz in seine
Hand nahm. Schon bei der Geburt des Kindes wurde von be-
sonderen Beamten entschieden, ob es zum lebenskräftigen Menschen
tauge oder nicht. War es verkrüppelt oder schwach, so wurde es

* Solon warnt die Athener vor Peisistratos, dem nachmaligen Th-
rannen der Stadt, dessen Pläne er durchschaut.

in die Wildnis ausgesetzt. Nur bis zum siebenten Jahre durfte der Knabe bei der Mutter bleiben, dann mußte er in die gemeinsamen Erziehungshäuser wandern, wo vom Staate bestellte Lehrer strenge Zucht übten. Gewöhnung an einfache Lebensweise und Abhärtung des Körpers war das Ziel. Die Jünglinge gingen barfuß und barhaupt, selbst im Winter nur leicht gefleidet, und schliefen ohne Decke auf bloßem Schilf, den sie selbst im Eurotas holen mußten. Die Kost war so mager, daß sie nur durch Diebereien ihren Hunger stillen konnten. Entdeckte man sie nicht darüber und zeigten sie es nachher an, so gereichte es ihnen zum Lobe; da man sie in der List üben wollte; geschah das Gegen teil, so bekamen sie Schläge. Gegen Hunger und Durst, Frost und Hitze, gegen körperliche Schmerzen jeder Art sollten sie unempfindlich sein. Alljährlich fand darin eine Art Prüfung statt, indem sie vor dem Altare der Artemis bis aufs Blut gepeitscht wurden. Wer die Geißelung am längsten aushielte, ohne eine Miene zu verziehen, war der Sieger; es kam vor, daß Knaben, ohne einen Schmerzenslaut unter den Streichen tot zu Boden sanken. Täglich übten sie sich im Laufen, Springen, Diskoss- und Speerwerfen, im Fechten und auch in kriegerischen Tänzen. Dazu kam noch etwas Musik und Singen von Liedern, wie sie die Spartaner bei Festen und im Kriege erschallen zu lassen pflegten. Da sangen z. B. die Alten: „Wir waren junge Männer einst voll Mut und Kraft.“ Darauf die Männer: „Wir aber sind es, hast du Lust, so erprob es.“ Und die Jünglinge: „Wir aber werden künftig noch viel besser sein.“ Sonst hatten sich diese der größten Ehrfurcht dem Alter gegenüber zu befleißigen. Bescheiden und gemessenen Schrittes, mit niedergeschlagenen Augen, die Hände in den Mantel gewickelt, mußten die Jünglinge auf der Straße erscheinen. Jeder Erwachsene war verpflichtet, Fehlbare, wo er sie traf, sofort mit dem Stocke zu züchtigen. Oft nahm man die Knaben zu den Mahlzeiten der Männer mit, damit sie an deren Gesprächen ihren Geist bildeten; aber niemals durften sie ungestraft dreinreden. Wurden sie um ihre Meinung befragt, so mußten sie diese kurz und bündig, ohne Wortschwall auszusprechen suchen. Daher waren die kurzen, treffenden *lakonischen* Antworten berühmt. Ähnlich wurden die Mädchen erzogen, und die Frauen Sparta waren infolgedessen als die schönsten und kräftigsten von ganz Hellas berühmt.

Die Jünglinge. Mit dem 18. Jahre traten die Jünglinge aus den Erziehungshäusern der Knaben in eine Art Käsernen über, wo sie in der Handhabung der Waffen und in militärischen Marschübungen unterrichtet wurden. Mit dem zwanzig-

sten Jahre begann die eigentliche Dienstpflicht. Aber bis zum dreißigsten mußten sie in der Kaserne bleiben und die täglichen Kriegsübungen mitmachen. Daneben lag ihnen noch eine andere Aufgabe ob, die Ueberwachung der Heloten. Jeden Winter mußten einige Hundert junge Spartaner, mit dem Schwerte umgürtet, den Manzen mit Lebensmitteln auf dem Rücken, ausziehen und jeder für sich so geheim als möglich das Land durchstreifen, um das Treiben der Heloten zu belauschen. Dabei hatten sie das Recht, jeden, der ihnen gefährlich schien, ohne weiteres niederrzustoßen. So schwebten die Heloten in beständiger Todesfurcht. Zugleich diente dieser Spionendienst als Vorschule für den Krieg; er gewöhnte die jungen Spartaner an List und Blutvergießen, Strapazen aller Art.

Die Erwachsenen. Mit dem dreißigsten Jahre wurde der Spartaner mündig; nun durfte er endlich einen eigenen Haushalt gründen. Aber auch jetzt noch mußte er mit seinen Waffenkameraden gemeinsam speisen, und der Staat schrieb die Speise vor, damit keinerlei Ueppigkeit und Weichlichkeit einreiche. Je fünfzehn taten sich nach freier Wahl zu einer Tischgesellschaft zusammen, die zugleich die unterste Abteilung des Heeres bildete. Jeder lieferte zur gemeinsamen Tafel einen Beitrag. Das Hauptgericht für alle, die Könige nicht ausgenommen, war die „schwarze Blutsuppe“, d. h. saures Schweinesleisch, in Blut gekocht; dazu durften noch Wildbret, das einer der Tischgenossen selber erlegt hatte, Gerstenbrot, Wein und Früchte kommen. Die Kleidung war für alle dieselbe, ein Hemd und ein Mantel von grober, ungefärbter Wolle. Keinerlei Luxus wurde geduldet. Ein Gesetz schrieb vor, daß die Decke des Hauses nur mit der Axt, die Türe nur mit der Säge bearbeitet sein dürfe. Damit nicht durch den Handel Luxuswaren ins Land kämen, hatte man in Sparta eisernes Geld, das in der Fremde wertlos war. Bei Todesstrafe war den Spartanern verboten, ohne Erlaubnis der Obrigkeit die Heimat zu verlassen. Ausländer durften sich nur vorübergehend, unter strenger Aufsicht in Lakonien aufzuhalten; sich anzustedeln, ward ihnen nie gestattet. So stand das Leben des Spartaners von der Geburt bis zum Tode unter hartem Zwang, ein jeder sollte fühlen, daß er nicht sich, sondern dem Ganzen angehöre. — Den übrigen Griechen schien ein solches Dasein einförmig und freudlos. Ein Sybarit meinte, es wundere ihn nicht, daß die Spartaner so todesmutig in den Kampf gingen; ein Leben, wie das ihrige, sei nicht besser als der Tod. In der Tat war es, als ob ihr wahres Dasein erst mit dem Kriege beginne. Da zogen sie ein purpurnes Festkleid an, kämmten sich sorgfältig Haar und

Bart und legten Kränze um ihre Helme. Unter dem Klange der Flöten, unter dem Schalle der Kriegslieder stürzten sie sich in die Schlacht. Diejenigen, die tapfer kämpfend fielen, wurden mit Lorbeerern geschmückt, und bei ihren Angehörigen überwog freudiger Stolz die Trauer. Wer geflohen, oder auch nur zurückgewichen war, galt sein ganzes Leben für ehrlos. „Kommt entweder in dem Schild zurück oder (tot) auf demselben“, riefen die Mütter den zum Kriege ausziehenden Söhnen zu; denn keinen größeren Schimpf gab es in Sparta, als den schweren Schild weggeworfen zu haben, um fliehen zu können. Gewiß verdient die Selbstverleugnung, mit der die Spartaner diese rauhe Zucht auf sich nahmen, die höchste Bewunderung. Aber man darf darüber nicht vergessen, daß sie dabei schließlich kein anderes Ziel im Auge hatten als das, ihre unnatürliche Gewaltherrschaft über ihre geknechteten Stammesbrüder zu behaupten. Diesen Zweck erreichten sie allerdings vollkommen. Dank ihrer unablässigen Turn- und Waffenübungen, ihrer Gewöhnung an Genügsamkeit und strengen Gehorsam wurden sie unvergleichliche Krieger. Sie galten als unüberwindlich und hielten es nicht für nötig, ihre Stadt mit Mauern zu umgeben, da ihr die Tapferkeit der Männer hinlänglich Schutz zu gewähren schien. Aber das war auch ihr Einziges. Die geistige Bildung vernachlässigten sie fast gänzlich; da es bei ihnen keine geschriebenen Gesetze gab, lernten sie kaum lesen und schreiben. Alles, was sonst das Leben schön und wert macht, fehlte in Sparta. Kein hervorragendes Kunstwerk schmückte die Stadt; ihre Tempel, ihre öffentlichen Gebäude waren müchtern und unschön, wie die Hütten der einzelnen Familien. Ausgezeichnete Krieger hat Lakedämon die Menge erzeugt, aber keinen Künstler, keinen Dichter, keinen Denker, ja kaum einen Staatsmann, der durch höhere Einsicht oder großartige Entwürfe sich einen hervorragenden Platz in der Geschichte errungen hätte.

Aus: „Bilder aus der Weltgeschichte“ von Wilhelm Oehsli.

7. Die olympischen Spiele.

(Prosabuch pag. 194.)

8. Der Zug des Xerxes.

Zum Sammelpunkt alles Volkes, das mit Xerxes ziehen sollte, war Sardes* bestimmt. Von hier aus sandte der König Herolde aus nach Hellas, die sollten zum Zeichen der Unterwerfung Erde

* Stadt in Kleinasien.

und Wasser verlangen. Nur nach Athen und Sparta schickte er keine Boten, denn das erste Mal waren diese von beiden Orten schmählich abgewiesen worden. Über den Hellespont hatte Xerxes eine Brücke schlagen lassen, allein ein großer Sturm zertrümmerte sie vollständig. Der Perserkönig ergrimmte darüber und befahl, dem Hellespontos 300 Geißelhiebe zu geben und ein paar Ketten in die tiefe See zu versenken. Den Aufsehern über den Bau ließ er die Köpfe abschneiden. Die neuerrichtete Schiffbrücke widerstand den Wellen und nun zog das Heer, welches in Sardes überwintert hatte, nach dem Hellespont. Voran gingen Lastträger und Zugvieh, nach diesen das Heer von allerlei Volk, bunt durcheinander, ungesondert. Dann folgten 1000 ausgesuchte persische Reiter und 1000 Lanzenträger. Hinter den zehn heiligen Pferden und dem von acht Schimmeln gezogenen Wagen des Zeus kam Xerxes selber. 1000 Lanzenträger folgten, dann 1000 Reiter und 10,000 Perser zu Fuß, dann 10,000 Reiter. Dahinter kam, in buntem Haufen, das übrige Volk. Das Heer war so zahlreich, daß der Fluß Skamandros nicht hinlänglich Wasser für Menschen und Tiere hatte und versiegte*. In Abydos übersah Xerxes von erhöhtem Sitz seine Macht und ließ ein Seegesecht abhalten, in welchem die phönizischen Sidonier Sieger blieben. Bevor das Heer den Hellespont überschritt, opferte Xerxes der Sonne, warf die Schale, einen goldenen Becher und ein persisches Schwert ins Meer (als Weihegeschenk der Sonne oder weil ihm die Züchtigung des Meeres reute). Als erste gingen 10,000 bekränzte Perser hinüber und ihnen folgte die Masse des Volkes. Der Übergang soll sieben Tage und sieben Nächte gedauert haben. Während das Landheer nach Süden marschierte, schiffte die Seemacht parallel der Küste, sich möglichst dicht am Land haltend. In Thrakien ordnete und zählte Xerxes sein Heer. 10,000 Mann wurden möglichst eng zusammengetrieben und um sie ein Zaun errichtet. In diesen Pferch trieb man dann andere hinein, und es soll derselbe 170 mal gefüllt worden sein*. Nach der Zählung wurden die Kämpfer nach Völkern geordnet, die in Tracht und Bewaffnung verschieden, ein buntes Bild darboten: Die Perser trugen ungefilzte Hüte, auf dem Leib einen bunten Ärmelrock mit eisernen Schuppen wie Fischschuppen, Hosen um die Beine, statt des Schildes ein Geflecht; darunter hing der Röcher. Sie hatten kurze Speere, große Bogen, Pfeile von Rohr, dazu hing am rechten Schenkel ein Dolch vom Gürtel herab. In eben derselben Rüstung gingen die Meder. Die Assyrer hatten auf den

* Uebertreibung.

Köpfen eherne Helme, auf sonderbare Art geslochten. Ihre Waffen waren Schild, Speer und Dolch, dazu mit Eisen beschlagene Keulen und linnene Kleider. Die Baktrier führten Bogen von Rohr und kurze Speere. Die Inder trugen Kleider von Baumwolle, Rohrbogen und Pfeile mit Eisenspitzen. Die Kaspier ebenfalls mit Bogen und überdies mit persischen Säbeln bewaffnet, hatten Pelze an. Wieder andere stachen hervor durch gefärbte Schuhe und Mäntel, die bis an die Knie reichten. Die Araber waren mit weiten Oberkleidern umgürtet und führten lange Bogen, auf beiden Seiten zu spannen, je nach Umständen. Die Aethiopier aber hatten Löwenfelle um, trugen Bogen, die aus dem Blütenstiel des Palmbaumes verfertigt, fast vier Ellen lang waren, dazu kleine Pfeile von Rohr, statt der Eisenspitze ein spitzer Stein. Außerdem führten sie Speere, deren Spitzen aus Antilopenhörnern bestanden. Ihren Leib hatten sie halb mit Kreide bestrichen. Die Libyer, in lederner Kleidung, führten vorn angebrannte Wurfspeere. Die Thraker trugen einen Fuchsbalg auf dem Kopf und um den Leib einen Rock, darüber hatten sie einen bunten Pelz umgehängt, um die Füße und um die Beine Stiefel von Hirschleder, außerdem Wurfspieß, Schild und Dolch. Im ganzen waren über 50 Völker! Das ganze Fußvolk befehligte Mardonios. Die Führer der einzelnen Völker ernannten die Hauptleute über 10,000 und 1000, und diese wiederum über 100. Die 10,000 Unsterblichen* führte Hydarnes. Reiter lieferten die mit ehernen Helmen geschmückten Perser, Meder, Baktrier und Inder, zusammen ohne die Wagen über 80,000**.

Die Zahl der Kriegsschiffe, hauptsächlich phönizische und ägyptische, soll 1207 (!) betragen haben. Auch die Ionier mußten 100 Fahrzeuge stellen. Auf allen Schiffen waren als Besatzung Perser und Meder, wie denn auch die Hauptleute des Landheeres diesen Völkern angehörten. Alles, was Xerxes in seinem Weitermarsch gegen Hellas antraf, wurde gezwungen, am Kampf teilzunehmen, alle thrakischen Völkergeschäften dieser Gegend wurden unterworfen und mußten das ungeheure Heer mit Lebensmitteln versorgen. Die Makedonier und sogar die Thessalier ergaben sich ohne Schwerftrech und erst bei den Thermopylen stellten sich ihm die Hellenen entgegen, um seinen Zug aufzuhalten.

Nach Herodot, gekürzt.

* Wenn einer der „Unsterblichen“ fiel oder starb, wurde er sofort wieder ersezt, sodaß die Zahl 10,000 immer voll war.

** Zahl ebenfalls übertrieben.

9. Der Kampf bei den Thermopylen.

Der gewaltigen Macht des Perserkönigs stellten die Griechen im Engpaß von Thermopyle, dem Eingangstor Mittelgriechenlands, nur 300 schwergerüstete Spartaner, 2800 weitere Peloponnesier und zirka 2000 andere Hellenen entgegen. Die übrigen Bundesgenossen waren allerdings gemahnt und die Küsten durch die Schiffe der Athener und Aegineten (Bewohner der Insel Aegina) gedeckt. Den Oberbefehl führte der König der Spartaner, Leonidas. Bei der Annäherung des Feindes wollten die meisten Peloponnesier zurückgehen und den Isthmos (die Landenge von Korinth) besetzen; Leonidas und die in erster Linie bedrohten Mitgriechen, beschlossen aber den Paß zu halten und sandten Boten um Verstärkung in die nächsten Städte.

Xerxes, der gehofft hatte, die Griechen würden vor der Uebermacht ohne Kampf zurückweichen, befahl am fünften Tage den Angriff. Allein Meder und Perse, ja selbst die „Unsterblichen“ konnten, da ihre Uebermacht in dem engen Paß nicht zur Geltung kam, nichts gegen die Tapferkeit der Griechen ausrichten. Der folgende Tag verlief für die Perse nicht glücklicher. Da verriet, auf eine große Belohnung hoffend, Epialtes, ein Griech aus der Umgegend, Xerxes einen Fußpfad über das Gebirge, der in den Rücken der griechischen Aufstellung führte. So konnte Hydarnes mit den „Unsterblichen“ Leonidas mit seiner Schar umgehen. Die Phoker, welche den Pfad verteidigen sollten, zogen sich vor der Uebermacht auf den Bergzipfel zurück, um sich hier auf Leben und Tod zu verteidigen, die Perse aber ließen sie unbehelligt und eilten den Berg hinab.

Als Leonidas den Anmarsch der Perse in seinem Rücken gewahr wurde, sandte er die Bundesgenossen nach Hause, nur die Spartaner, Thessaler und Thebäer blieben zurück, erstere, weil das Gesetz ihnen nicht gestattete, vor dem Feinde zu weichen, letztere, teils um die Spartaner nicht im Stiche zu lassen, teils, weil man sie zum Kampfe zwang. (Thebäer.)

Xerxes aber wartete, nachdem er der aufgehenden Sonne geopfert, noch eine Zeit lang, und ungefähr um die Stunde, da der Markt voll wird, rückte er heran, denn so hatte es Epialtes angegeben. Denn der Weg den Berg hinunter ist kürzer, als der Weg um den Berg und hinauf. Und die Feinde unter Xerxes rückten näher, und die Hellenen unter Leonidas, weil sie nun in den Tod zogen, gingen viel weiter vor in die Breite der Schlucht als zu Anfang, denn die Schutzwehr der Mauer deckte sie. Die vorigen Tage waren sie in den Engpaß hervorgekommen zum Streit, nun aber trafen sie sich jenseits des Engpasses, und da fielen eine Menge Feinde. Denn hinter den Gliedern standen die Hauptleute mit Geißeln, die hieben darauf los und trieben sie immer vorwärts. Viele von ihnen stürzten nun in das Meer

und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig von den andern vertreten; es mochte sterben, was starb. Denn, weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgangen, setzte ein jeglicher alle seine Kraft daran wider die Fremden, und schonte weder sein noch des Feindes.

Nun waren aber damals schon den meisten ihre Lanzen zerbrochen; da gingen sie den Persern mit dem Schwert zu Leibe. Und Leonidas fiel in diesem Getümmel, nachdem er heldenmütig gekämpft, und mit ihm viele angesehene Spartaner Aber es fiel auch von den Persern eine große Zahl, darunter auch zwei Söhne des Dareios

Zwei Brüder des Xerxes fielen hier also in dem Streit, und über dem Leichnam des Leonidas entstand ein großes Gedränge der Perser und Lakedämonier, bis die Hellenen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht jagten. Das dauerte so lange, bis die mit Epialtes dazukamen. Als aber die Hellenen diese ankommen sahen, da gewann der Streit eine andere Gestalt. Denn sie wichen zurück in die Enge des Weges und gingen wieder hinter die Mauer und kamen und setzten sich auf den Hügel, alle zusammen auf einen Haufen, außer den Thebäern. Dieser Hügel aber ist in dem Eingang, da, wo jetzt der steinerne Löwe zur Ehre des Leonidas steht. Hier an dieser Stelle wehrten sie sich mit den Schwertern, die noch solche hatten, und mit der Hand und Mund; aber die Feinde begruben sie unter ihren Schlägen, denn ein Teil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauern nieder, die andern aber umringten sie von allen Seiten.

Da nun die Lakedämonier und Tespier sich also hielten, soll sich doch am tapfersten gezeigt haben Dienekes von Sparta. Der soll folgendes Wort gesprochen haben, noch ehe es zum Treffen kam mit den Medern, als er hörte, daß, wenn die Feinde ihr Geschöß abschößen, würde die Sonne verdunkelt werden durch die Menge der Pfeile, so groß wäre ihre Menge; da soll er, unerschrocken und unbekümmert um die Menge der Meder, gesagt haben, das wäre ja recht schön für sie, wenn die Meder die Sonne verdunkelten, so würde man mit ihnen im Schatten fechten und nicht in der Sonne . . .

Die Hellenen wurden an der Stelle begraben, wo sie fielen und für sie, und die gestorben, ehe Leonidas die andern entlassen, ist eine Inschrift errichtet, die lautet also:

Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpften einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk.

Diese Inschrift geht auf alle; folgende aber auf die Spartaner besonders:

Fremdling, melde dem Volk von Lakedämon, daß wir
allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt.

Das ist für die Lakedämonier, aber für den Wahrsager* folgendes:

Allhier ist das Grab des Megistias, welchen die Meder
An des Spercheios Strom einst zu den Toten gesandt.
Wohl erkannte den kommenden Tod der geopferte Seher;
Dennoch verließ die Schar spartischer Helden er nicht.

Mit diesen Inschriften und den Säulen haben die Gotteshausbünde sie geehrt; die Inschrift auf den Wahrsager Megistias aber hat Simonides aus Freundschaft gemacht.

Es wird nun erzählt, zwei von den Dreihunderten, Eurytos und Aristodemos, hätten alle beide, wenn sie einig gewesen, sich zusammen retten können nach Sparta, weil sie von Leonidas aus dem Lager fortgeschickt waren und zu Alpheni lagen, wegen schwerer Augenkrankheit ... Eurytos, der eine, forderte, als er erfahren, daß die Perser über den Berg gegangen, seine Rüstung und legte sie an und befahl seinem Heloten, ihn zu den kämpfenden zu führen, und wie ihn dieser dahin geführt, lief der Führer davon, er selbst aber fiel in den Haufen und ward erschlagen. Aristodemos aber rettete sein Leben durch die Flucht. Wenn nun Aristodemos allein frank gewesen und nach Sparta zurückgekommen, oder wenn auch beide zusammen nach Hause gekommen wären, so hätten ihnen, glaube ich, die Spartaner nichts getan; da nun aber der eine gestorben war und der andere nicht hatte sterben wollen, obgleich er dieselbe Veranlassung hatte, so müßten sie notwendig auf Aristodemos sehr böse werden. Einige nun sagen, auf die Art hätte sich Aristodemos nach Sparta gerettet, und unter solchem Vorwand; andere aber sagen, er wäre als Bote abgesandt gewesen aus dem Lager und hätte noch können zur rechten Zeit wiederkommen zu der begonnenen Schlacht, hätte aber nicht gewollt, sondern hätte es unterwegs abgewartet, und so wäre er am Leben geblieben; jener aber, sein Mitbote, wäre noch zur Schlacht gekommen und erschlagen worden.

Als aber Aristodemos nach Sparta zurückkam, fiel er in Schimpf und Schande. Die Schande nämlich bestand darin, kein

* Der Wahrsager Megistias hatte den Spartanern tags vorher den Tod vorausgesagt.

Mensch in Sparta zündete ihm Feuer an, noch sprach mit ihm, der Schimpf aber darin, daß er der Flüchtling Aristodemos genannt wurde. In der Schlacht bei Platäa aber tilgte er alle seine Schuld wieder aus.

Man erzählt auch, daß noch einer von den Dreihunderten, der als Verte nah Thessalien verschickt worden, übrig geblieben sei. Der hätte sich, wie er nach Sparta zurückgekommen, und unehrlich geworden, erkennt.

Aber die Thebäer hatten so lange mit den Hellenen gefochten, weil sie mußten, wider des Königs Heer; als sie aber sahen, daß die Perseer die Oberhand gewannen, da die Hellenen mit Leonidas auf dem Hügel zusammengedrängt wurden, da trennten sie sich von ihnen, und streckten ihre Hände aus und gingen den Feinden entgegen, indem sie sagten, wie es denn in der Tat auch richtig war, daß sie medisch gesinnt wären und Erde und Wasser gleich unter den ersten dem König gegeben, daß sie aber, aus Not gedrungen, nach Thermopyle gekommen und ganz unschuldig wären an dem Verlust, den der König erlitten. Dadurch retteten sie ihr Leben, denn sie hatten auch die Thessalier zu Zeugen ihrer Rede. Doch kamen sie nicht ganz glücklich davon. Denn als sie herankamen, fassten die Feinde sie und töteten etliche von ihnen, die meisten aber brandmarkten sie auf Xerxes Befehl mit dem königlichen Male und singen mit ihrem Obersten an.....

Herodot, gefürzt.

10. Perikles.

Schon seit 469 v. Chr. erhob sich neben Simon* ein anderer Athener, der ihn bald weit überragte. Das war Perikles. Er war von schöner, kräftiger Gestalt; selbst sein Gang hatte etwas Würdevolles; nur sein Kopf war lang und unförmlich. Dichter nahmen hieraus oft Veranlassung zu witzigen Anspielungen; sie nannten ihn z. B. den Meerzwiebelköpfen. Seiner Mutter hatte wenige Tage vor seiner Geburt geträumt, sie habe einen Löwen geboren. Man betrachtete dies als Vorbedeutung seiner künftigen Größe. In der Tat trachtete er von Jugend auf nach den höchsten Dingen. Er wollte ein vollendet Staatsmann werden. Er fühlte, daß dazu große Bildung notwendig sei, und darum wurde er ein eifriger Schüler des berühmten Philosophen Anaxagoras, den man seiner Weisheit wegen „die Vernunft“ zu nennen pflegte.

* Simon, Führer der Aristokraten, der die politischen Rechte auf die Vornehmen beschränken wollte.

Ebenso war er ein Freund der Künste und hatte mit großen Künstlern vertrauten Umgang. In der Stadt sah man ihn nur auf einem Wege: dem zum Marktplatz oder zum Rathause. Einladungen zu Gastmählern und schwelgerischen Festlichkeiten schlug er allein aus.

Anfangs fürchtete er sowohl wegen seines Reichtums, als wegen seiner vornehmen Abkunft und seiner angesehenen Freunde das Scherbengericht. Er hielt sich daher ganz fern von allen öffentlichen Geschäften, und nur an den Schlachten nahm er, tapfer kämpfend, teil. Als aber Themistokles verbannt, Aristides tot und Simon durch den Krieg von Athen entfernt war, da meinte er, es sei Zeit hervorzutreten. Während Simon ein Freund der Aristokraten war, nahm er sich nun mit dem größten Eifer des ärmeren Volkes an. Durch Speisung der Armen, Freindlichkeit und Leutseligkeit gegen jedermann wußte er bald die Menge für sich zu gewinnen. Wenn er vor dem Volke auftrat, um öffentlich zu reden, so konnte ihm niemand widerstehen. „Wenn ich ihn zu Boden werfe“, sagte einer seiner Gegner, „so leugnet er, daß er gefallen sei; er behält recht, und überredet sogar die, die es gesehen haben.“ Man sagte von ihm, es donnere und blicke, wenn er rede; er trage die Waffen des Zeus im Munde. Man nannte ihn deshalb den Olympier. Um dem freigebigen Simon nicht den Vorrang zu lassen, mußte er auch darauf denken, dem Volke äußere Vorteile zu verschaffen. Er wurde jedoch zu Maßregeln getrieben, die er sonst missbilligt hätte, weil er einsah, wie gefährlich es sei, das Volk zu verwöhnen.

Schon auf Antrieb des Aristides waren alle Staatsbürger zu den Beamtungen zugelassen worden. Pericles nun ließ den Richtersold von einer auf drei Obolen (eine Obole zirka 11 Rappen) erhöhen. Wie sehr er sich dadurch um die Arbeiter verdient machte, geht daraus hervor, daß damals eine Familie mit etwa 400 Fr. ganz anständig ernährt werden konnte, somit drei Obolen für die Existenz des einzelnen Mannes hinreichten. Dadurch wurde zu den Geschworenenstellen eine Menge Leute hingelockt, die nun förmlich vom Rechtsprechern lebten. Menschen, die sonst tätig waren, wurden ihren Geschäftskreisen entzogen. Es schmeichelte der Eitelkeit, über Vornehmere richten zu können. Die Bestechungen mehrten sich von Tag zu Tage. Damit wuchs die Profitsucht der Athener. Den Armern wurde das Eintrittsgeld zu den Theatern geschenkt, wodurch sich bald ein Mangel an Geld für nötigere Bedürfnisse fühlbar mache, und die Tatkraft und Arbeitslust der Bürger zu Grunde ging.

Nach Kimon's Tod wurde Perikles unumschränkter Leiter Athens. Als solcher ließ er nun ein Volksfest auf das andere folgen. Schauspiele, feierliche Aufzüge, große Schausereien wechselten miteinander ab. Durch Aussendung vieler Kolonisten entfernte er den müßigen Böbel von Athen.

Die Bundesgenossen Athens wurden als Untertanen der mächtigen Stadt behandelt; diese herrschte über sie als gebietender Staat; ja manche durften sogar in wichtigen Fällen nicht selbst Recht sprechen, sondern mußten sich deshalb an Athen wenden. Die Bundeskasse war schon 460 v. Chr. nach Athen verlegt und die jährlichen Beiträge auf 600 Talente (à zirka 5500 Fr.) erhöht worden. Dies verschaffte dem Perikles auch die Mittel, eine Menge prächtiger Bauten und Bilderwerke in Athen ausführen zu lassen. Man machte ihm darüber Vorwürfe, da das Geld zu andern Zwecken bestimmt sei; er erklärte aber, er sehe nicht ein, warum Athen nicht den Überschuß zu dem verwenden solle, was der Stadt ewigen Ruhm und den armen Bürgern Brot verschaffe. Die berühmtesten Bauwerke, welche damals in Athen errichtet wurden, liegen in Trümmern; aber selbst diese werden jetzt noch angestaunt. Es sind dies das Parthenon, die Prophläen, das Odeon und mehrere Stoa oder Säulenhallen. Das Parthenon (Parthenos, Jungfrau) war der Haupttempel der Schutzmuttergöttin Athens (Pallas Athene oder Minerva, Göttin der Weisheit). Es stand auf der Akropolis. Dazu hinauf führten die Prophläen oder Vorhallen. Trat man in die Straße, welche auf den Berg führte, so erblickte man mit Erstaunen vor sich eine breite, hohe, glänzende, weiße Treppe von Marmor. War man hinaufgestiegen und wandte man sich rückwärts, welch' herrliche Aussicht genoß man da! Zu den Füßen prangte das mit unzähligen Tempeln und Gärten geschmückte Athen mit seinem unendlichen Menschengewimmel; dahinter der Hafen mit seinem Walde von Mastbäumen; darüber hinweg das dunkelgrüne Meer mit den Inseln Salamis und Aegina. In weitester Ferne bildeten die bläulichen Berge des Peloponnes einen würdigen Rahmen zu diesem herrlichen Gemälde. Hatte man sein Auge an diesem Anblicke geweidet, so trat man unter die Prophläen, ein großes fünffaches Säulendorf von Marmor mit prachtvollen Bildhauerarbeiten, an welches sich links und rechts zwei Flügelgebäude anschlossen. Eines derselben war eine Säulenhalle (Stoa), von der Hand des berühmtesten Malers mit Gemälden verziert. Das Tor führte auf einen großen Platz, in dessen Mitte das Parthenon stand. Dieses bildete ein mit Säulen umgebenes, längliches Biercf. Inwendig befand sich die herrliche Bildsäule der Göttin, von Phydias aus

Gold und Elfenbein aufs künstlichste gearbeitet. Aus Gold bestand das Gewand der 11 Meter hohen Bildsäule. Man hat dessen Wert auf etwa 3 Millionen Franken berechnet, und es war so gearbeitet, daß es im Notfall weggenommen werden konnte, um zu den Bedürfnissen des Staates verwendet zu werden. Der Schild war namentlich ein Meisterwerk der Kunst. Phydias hatte darauf eine Schlacht in erhabener Arbeit dargestellt und sein und des Perikles Bild treffend angebracht.

Auf dem höchsten Punkt der Akropolis stand eine andere Bildsäule der Athene, aus Erz gegossen. Den blinkenden Helm derselben soll man an dem fünf Meilen von Athen entfernten Vorgebirge Sunium gesehen haben. Um den Burghügel vollends zum Sammelplatz von Kunstsäulen zu machen, ließ Perikles am Fuße desselben das Odeon errichten, ein zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmtes Gebäude. Es glich seiner Gestalt nach dem einst erbeuteten Zelte des Königs Xerxes. Sein Dach war aus Masten und Segelstangen persischer Schiffe zusammengesetzt. Es diente auf diese Weise also zugleich als Denkmal des großen Freiheitskampfes.

So gelangte Athen unter Perikles Leitung auf den Gipfel des Glanzes und der Macht. Aber diese erregte den Neid Sparta's, und Athens eigenmächtiges Verfahren weckte auch den Widerstand der Bundesgenossen. Der peloponnesische Krieg brach 431 aus. Durch die Flotten seiner Vaterstadt ließ Perikles den Peloponnes verwüsten, und wenn die Peloponnesier raubend in Attika eindrangen, zogen sich dessen Einwohner in die Stadt und zwischen die langen Mauern zurück, welche jene mit dem Hafen Piräus verbanden. Aber gerade zur Zeit, als die Stadt mit Menschen überfüllt war, brach die Pest aus. Seine Freunde und Kinder sah Perikles der furchtbaren Geißel zum Opfer fallen. Die Bande der Ordnung und der Sitte lösten sich bei der Unsicherheit alles Bestehenden auf. Perikles blieb ungebeugt, bis auch sein letzter und liebster Sohn Paralos ins Grab sank. Auch ihn selbst ergriff dann die Pest, und in ihm erlag der größte Staatsmann seiner Zeit, 429 v. Chr.

Aus Wiesendanger.

11. Die Wohnungen der Griechen.

So großartig in Griechenland die öffentlichen Bauten waren, in denen der Staat seinen höchsten Glanz und Reichtum zur Schau stellte, so einfach waren, wenigstens in den bessern Zeiten, die Privatgebäude.

Nicht auf behagliches Leben im stillen, traurlichen Familienkreise, sondern auf öffentliche Tätigkeit war ja der Hellene angewiesen; nicht für sich, sondern für das ganze Volk, für den Staat sollte er leben. Ihm erschien daher das Haus nur als eine Herberge, eine Wohnung nur für die Frau. Auch die reichsten und angesehensten Männer wohnten nicht in Palästen und ihre Wohnungen waren um nichts besser als die der übrigen Athener. Es fiel sogar den Fremden auf, wie schlecht Athen gebaut war, so einfach waren die Häuser, und so unregelmäßig standen sie in den engen, krummen Gassen nebeneinander. Wo es anders war, betrachtete man es als eine Verirrung. Man machte z. B. den Bewohnern von Agrigent (Stadt in Sizilien) wegen ihrer prächtigen Wohnhäuser den Vorwurf, sie bauten, als dächten sie ewig zu leben. Erst als Eigennutz, Weichlichkeit, Genussucht überhand nahmen, da begann man auch auf den Bau von Privatwohnungen größeren Luxus zu verwenden.

Meistens hatten die Wohnhäuser nur ein Stockwerk, zuweilen aber auch einen Oberbau für die Frau und die Vorräte. Eine breite, meist zweiflügelige Tür führte von der Straße in einen mit Säulengängen und Hallen umgebenen Hof, an dessen innerer Seite die Wohnung war. In den Seitengebäuden wurden das Vieh und das Fuhrwerk untergebracht. Den vordern, größeren Teil des Hauses nahm die Männerwohnung ein, in welcher sich in größeren Häusern ein Speisesaal und Besuchzimmer befanden. Durch eine Tür und oft noch durch einen Hof von der Männerwohnung getrennt, folgte dann die Frauenwohnung mit dem Familienspeisezimmer, dem Wohnzimmer, dem Schlafgemach und den Zimmern für die Sklavinnen. Dort befanden sich auch unter der Aufsicht und Verwaltung der Frau Geschirre, Vorräte und überhaupt das ganze bewegliche Vermögen des Hauses außer dem baren Gelde. Ihr Licht erhielten die Zimmer teils durch die Tür, teils durch offene Lücken, durch die auch der Rauch abzog. Die Hauptfront des Hauses war dem Mittage zugewandt, um im Winter möglichst viel Sonnenchein zu haben. Im Sommer schützte dagegen eine vorgebaute Halle, die höher war als die übrigen, welche den Hof umgaben. Die Dächer waren gewöhnlich platt; doch kamen auch hohe Dächer vor. Von außen wie im innern machten die Gebäude fast den Eindruck der Bedürftigkeit. Die Wände der Zimmer waren bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges nur geweißt. Später dagegen wurden die Wände häufig mit Gemälden geschmückt. Der Fußboden war ein Estrich von Gips; erst später machte man solche aus Steingetäfel.

Noch einfacher als die Wohnungen der übrigen Griechen waren die der Spartaner. Durch Lykurgs Gesetze war bestimmt, daß die Decke nur mit der Axt und die Türen nur mit der Säge gearbeitet sein sollten. Man erzählt, ein spartanischer König habe einst bei einem reichen Manne in Korinth gespeist, und da er die Decke des Speisesaals prächtig getäfelt und verziert fand, habe er seinen Wirt gefragt, ob denn in Korinth das Holz vierzig wüchse. Wahrscheinlich waren also die spartanischen Häuser Blockhäuser aus unbehauenen Balken, deren Zwischenräume notdürftig ausgefüllt würden.

Den Athener hielt für die Nermlichkeit seiner Wohnung die Pracht des Hausgerätes einigermaßen schadlos. Es beurkundete durch seine einfachen, zweckmäßigen und schönen Formen den Kunst Sinn der Hellenen.

Tische, Stühle, Sessel, wie überhaupt das Zimmergerät waren zwar gewöhnlich von einfachem Stoffe und ohne kunsttreichen Schmuck. Dagegen fehlte wohl selten ein Spiegel aus Bronze, Silber, Gold oder gemischtem Metall. Spiegel aus Glas kamen noch nicht vor. Erst von Alexander des Großen Zeit an wurde das Glas in Griechenland allgemein bekannt. Man hatte auch äußerst kunstvoll gearbeitete Becher aus Ton, Kristall, selbst aus Silber und Gold; sogar die Oellampen, deren man sich statt der ursprünglichen Kiensackel bediente, zum teil aus Bronze, zum teil aus gebrannter Erde, hatten die gefälligste Form. Sie waren mit den sinnigsten Verzierungen geschmückt. Alles gewann unter den Händen des kunstsinngigen Hellenen eine schöne Gestalt. Nur die Spartaner entbehrten auch diese Art des Luxus. Wie ihnen überhaupt verboten war, edle Metalle zu besitzen, so durften sie natürlich auch kein aus denselben gefertigtes Hausgerät haben.

Aus Wiesendanger.

12. Das häusliche Leben und die Erziehung der Griechen.

Den Spartanern war durch die Gesetzgebung des Lykurg auch das einfachste häusliche Leben vorgeschrieben. Die leichtbeweglichen Athener gestalteten es viel schöner. Sie liebten nicht nur geschmackvolle Kleider, sondern vor allem auch die Freuden des Mahles. Bald waren es Geburtstage, nicht nur der Familienmitglieder, sondern auch hochgestellter Personen, bald Totenfeiern, bald die Ankunft oder Abreise eines Freundes, bald sonst ein wichtiges Ereignis, was Gelegenheit zu einem Festmahle gab. Neben-

waren die Athener beim Mahle sehr mäßig; dafür sorgten selbst die Gesetze. Es war nur erlaubt, mit Wasser vermischt Wein zu trinken. In einer Weinschenke zu essen und zu trinken, galt für unanständig. Ein Mitglied des Aeropagus, welches das getan hatte, wurde ausgestoßen. Wenn sich ein Archon betrunken finden ließ, wurde er mit dem Tode bestraft. Die Böoter und Thessalier waren durch übermäßigen Genuss von Speisen berüchtigt. Besonders üppige Mahlzeiten liebte man in den Koloniestädten Kleinasiens, sowie in Korinth. Vor allem aber waren in dieser Beziehung die Bewohner von Sybaris in Unteritalien in so üblem Ruf, daß der Name Sybarit zur Bezeichnung eines Schwelgers sprichwörtlich geworden ist. Man sagte ihnen, gewiß mit Übertreibung, nach, sie lüden zu großen Mahlzeiten ein Jahr vorher ein, damit Wirt und Gäste sich dazu gehörig einrichten könnten.

Am Morgen genoß man in Athen in Wein getauchtes Brot; mittags dagegen aß man das Frühstück, und erst gegen Abend, nachdem die Tagesgeschäfte beendigt waren, fand die Hauptmahlzeit statt. Im Heroenzeitalter saß man bei Tische; in der spätern Zeit aber lagerte man sich auf Polstern, sodaß immer zwei Gäste ein Polster einnahmen. Man stützte dabei den linken Arm auf das im Rücken liegende Kissen, während man den rechten frei behielt. Den Gästen wurden gewöhnlich ihre Plätze angewiesen; der zur Seite des Wirtes war der Ehrenplatz. Bevor man sich lagerte, ließ man sich von Sklaven die Sandalen abnehmen und die Füße waschen, wozu man in späterer Zeit sogar oft Wein oder wohlriechendes Wasser brauchte. Ehe die Speisen aufgetragen wurden, reichten Sklaven Wasser zum Waschen der Hände herum. Tischtücher und Servietten hatte man nicht, ebensowenig Messer und Gabeln, sondern man aß mit Hilfe der Finger; ja selbst statt des Löffels bediente man sich häufig nur eines ausgehöhlten Stückes Brot. Bei gewöhnlichen Mahlzeiten bereitete die Hausfrau die Speise; für Gastmäher aber mietete man sich auf dem Markte einen Koch. Besonders waren die Köche aus Sizilien berühmt. — Am Schlusse der Mahlzeit brachte man dem „guten Geiste“ ein Trankopfer dar, nachdem zuvor die Tische weggenommen, der Fußboden gereinigt, den Gästen Wasser zum Händewaschen gegeben und Myrtenkränze, mit Rosen und Veilchen durchflochten, gereicht waren.

Während des Essens trank man keinen Wein, sondern dies geschah erst bei dem nun folgenden Zechgelage. Bei diesem wählte man einen Vorsteher, dem jeder gehorchen mußte. Geistreiche Gespräche, Musik, Tanz, heitere Spiele, Lösung von Rätseln und Scherze aller Art wechselten mit einander ab.

Der griechische Tanz bestand nicht in sinnlosem Drehen und Springen, sondern es galt, eine innere Vorstellung durch die Bewegung des Körpers auszudrücken. Deshalb wurde der meiste Ausdruck in die Bewegung der Arme und Hände gelegt. Freilich fehlte es an mannigfältigen und künstlichen Geschritten auch nicht. Tänze wurden auch zur Verherrlichung der Götterfeste und bei Schauspielen aufgeführt. Für das Privatleben bildete sich nach und nach ein Vorurteil gegen das Tanzen und man hielt es nicht mit der Würde eines Mannes vereinbar.

Die Erziehung war in Athen nicht wie in Sparta dem Staate überlassen. Bis zum sechsten Jahre blieben die Kinder unter der Aufsicht der Wärterinnen. Dann wurden Knaben und Mädchen von einander getrennt, und der Unterricht begann. Die Erziehung der Mädchen überließ man ganz den Müttern, weil sie ja nur für das eng begrenzte Leben im häuslichen Kreise und für die Beschäftigung mit Spindel und Webstuhl bestimmt waren. Die Knaben dagegen wurden einem Sklaven, Pädagogus, übergeben, der sie überall hinbegleitete, namentlich auch in die Schulen, und ihnen die Schulbedürfnisse nachtrug. Unter seiner Aufsicht blieben sie bis zum Jünglingsalter. Kein Erwachsener außer den nächsten Verwandten durfte bei Todesstrafe während des Unterrichts die Schule betreten. Der Unterricht umfaßte Grammatik, Musik und Gymnastik. Zu dem ersten zählte man Lesen, Schreiben und Rechnen. Sobald der Knabe einigermaßen zu lesen imstande war, wurden Dichter, besonders Homer, gelesen und auswendig gelernt. Verstand und Herz wurden dadurch gebildet, und die jugendlichen Gemüter zur Nachreifung großer Taten angefeuert. Vom dreizehnten Jahre an verband man damit den Unterricht in der Musik. Der Knabe lernte die Lyra oder Kithara* spielen und sein Spiel mit künstlosem Gesange begleiten. Die Flöte kam bald außer Gebrauch, weil man, sie spielend, nicht singen konnte.

Über der geistigen Bildung wurde in Athen die leibliche keineswegs vernachlässigt. „Eine schöne Seele in einem schönen Körper“, das war die Erziehungsaufgabe. Auch die gymnastischen Übungen wurden daher auf jede Weise begünstigt. Das Schwimmen z. B. galt für so notwendig, daß man, um einen Menschen als höchst ungebildet zu bezeichnen, von ihm sagte: „Er kann weder schwimmen, noch die Buchstaben.“ Es gab in Athen für die Leibesübungen mehrere Gymnasien, die unter der besonderen Aufsicht des Areopagus standen. Da versammelten zugleich auch die Lehrer der Weisheit und Beredsamkeit ihre Schüler um sich.

Aus Wiesendanger.

* Vergleiche Leier, Zither!

13. Die Kraniche des Ibis.

(Poesiebuch pag. 46.)

14. Sokrates.

(Uzinger Prosabuch, alte Auflage, pag. 127.)

15. Demosthenes.

(Uzinger Prosabuch, alte Auflage, pag. 133.)

16. Aus Alexanders Jugend und Erziehung.

Schon als Knabe hatte Alexander manche Proben eines feurigen und ehrgeizigen Geistes gegeben und eine sehr unbiegsame Gemütsart gezeigt, die sich nicht mit Gewalt, wohl aber durch vernünftige Gründe und Ueberzeugung leiten ließ. Sein Vater Philipp sorgte mit großem Eifer für seine Erziehung und die Bildung seines Geistes, da er nicht für genügend hielt, wenn er in körperlichen Fertigkeiten und Künsten des Krieges unterwiesen würde. Nebst andern Lehrern berief er deshalb den berühmtesten griechischen Weisen Aristoteles zur Erziehung seines Sohnes und ließ ihm hierfür eine schöne Belohnung zuteil werden, indem er die Vaterstadt des Aristoteles, die er kurz vorher zerstört hatte, wieder aufbaute und den entslohenen oder in die Sklaverei verkauften Bürgern ihre Güter wiedergab. Gleich nach der Geburt seines Sohnes soll Philipp dem Weltweisen einen Brief geschrieben haben, worin er ihn bat, dessen Bildung dereinst zu übernehmen: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist; nicht, daß er geboren ist, sondern daß er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen und gebildet, wird er unserer würdig, und der großen Bestimmung, die einst sein Erbteil wird, gewachsen sein.“

Der Philosoph unterwies den Jüngling in den Wissenschaften, in Staats- und Herrscherkunst. Er gab ihm auch eine verbesserte Abschrift von Homers Ilias, die bald sein Lieblingsbuch wurde. Er legte dasselbe stets neben seinem Dolche unter das Kopfkissen. Große Partien konnte er auswendig. Sein Ideal war Achilles.

In der Liebe zu Künsten und Wissenschaften zeigten sich Vater und Sohn als echte Hellenen, welche über den körperlichen Übungen, dem Waffen- und Kriegshandwerk die Künste der Musen nicht vergaßen. Aber ebenso wenig versäumte Alexander die För-

perliche Ausbildung. Schon als Knabe war er ein ausgezeichneter Läufer. Als man ihn aber fragte, ob er nicht in Olympia bei den Kampfspielen auftreten wolle, antwortete er stolz: „Wenn ich Könige zu Mittäkämpfern haben werde.“ Frühe reiste in ihm ein hoher Geist und eine unbezwingliche Ruhmbegierde. Wenn Botschaft kam, daß sein Vater einen großen Sieg gewonnen, oder eine Eroberung gemacht, so vernahm er sie mit finsterer Miene und sagte zu seinen Gespielern: „Mein Vater wird mir alles wegnehmen und mir keine Gelegenheit lassen, mit euch große und glänzende Taten zu verrichten.“ Als man ihm sagte, daß Alles erwerbe ja Philipp für ihn, versetzte er: „Was nützt es mir, wenn ich vieles besitze, aber wenig unternehmen kann?“ Und als er einmal in Abwesenheit des Königs persische Gesandte bewirtete, richtete er an sie keine kindischen Fragen wie andere, über den goldenen Weinstock mit Trauben aus Smaragden und Edelsteinen, welchen ein reicher Untertan dem Perserkönig geschenkt habe, sondern er tat solche Fragen an sie, über die Länge des Weges, die Art und Weise im öbern Asien zu reisen, über den König selbst und die Macht der Perser, daß sie sich sehr verwunderten und die hochgerühmte Gewandtheit Philipps gegen den kühnen und unternehmenden Geist seines Sohnes für nichts rechneten.

Die Gewandtheit des Jünglings in ritterlichen Übungen erkennt man aus der Art, wie er das berühmte Pferd, Bukephalos (Stierkopf) genannt, bändigte. Ein Thessalier brachte dieses Pferd Philipp und bot es ihm für eine große Geldsumme zum Verkaufe an. Man begab sich auf's freie Feld, um es zu probieren, fand es aber ganz wild und unbrauchbar, weil es niemand aussöhnen ließ und sich gegen jeden bäumte, der ihm nahe kam. Als Philipp das Pferd unmöglich wegführen lassen wollte, sagte Alexander: „Um welch' treffliches Pferd bringt man sich da, bloß, weil man es aus Mangel an Mut und Geschicklichkeit nicht zu behandeln weiß.“ Er anerbte sich, den Preis des Tieres zu bezahlen, fasste es am Zügel und kehrte es gegen die Sonne, da er bemerk't hatte, daß es vor seinem eigenen Schatten scheute. Nachdem das Pferd beruhigt war, schwang er sich plötzlich auf dessen Rücken und tummelte es nun nach Belieben. Alle erhoben ein Freudengeschrei und Philipp sagte vor Freude weinend: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, das deiner würdig ist, Makedonien ist für dich zu klein.“ So hat Alexander das Pferd, auf welchem er Asien eroberte, sich selbst erobert, während kein anderer es bändigen konnte.

Auch am Kriege nahm Alexander schon in früher Jugend teil. In der Schlacht bei Chäronea, in welcher die Griechen ihre Un-

abhängigkeit einbüßten, soll er als der erste in die heilige Schar der Thebaner eingebrochen sein.

Die Unhänglichkeit und Liebe zwischen Vater und Sohn erlitt später allerdings Störungen. Als Philipp sich von der Mutter Alexanders, Olympia, abwandte und sich mit der jungen Kleopatra vermaßte, bat der Oheim dieser letztern die Götter, sie möchten Philipp noch einen Thronerben schenken. Darüber geriet Alexander in Wut: „Wie, Egender“, rief er, „bin ich kein echter Fürstensohn?“ und warf ihm einen Becher an den Kopf. Jetzt sprang Philipp gegen seinen Sohn auf und zog das Schwert; zum Glück aber taumelte er vor Trunkenheit und Zorn und fiel zu Boden. Alexander spottete seiner höhnend und sagte: „Seht, meine Freunde, dieser Mann, der Anstalten macht, aus Europa nach Asien hinüber zu gehen, kann nicht einmal, ohne umzufallen, von einem Tisch zum andern gehen.“ Nach diesem Vorfall brachte sich Alexander mit seiner Mutter in Sicherheit. Durch einen griechischen Gastfreund erfolgte dann aber später eine Aussöhnung.

G. Pfäker, gefürzt.

Bearbeiter: R. Witz, Winterthur.

17. Antonius hält Cäsars Leichenrede.

(Shakespeare, „Julius Cäsar“.)

Markus Antonius, ein Mann von bedeutenden Gaben, guter General und Hauptlehrer Cäsars, versuchte dessen Nachfolger zu werden. Er bemächtigte sich des Staatschätzes und des Nachlasses Cäsars. Er bewog den Cäsar'schen Anhang, mit den Mörfern in Verhandlungen zu treten, sodaß sie Amnestie erhielten. Zugleich aber erzwang er die Anerkennung aller Amtshandlungen Cäsars und dessen ehrenvolles Begräbnis. Sein wahres Gesicht zeigte er beim Leichenbegängnis. Als die Leiche des ermordeten Herrschers nach der Sitte der Zeit auf dem Forum niedergesetzt wurde, bestieg der Konsul Antonius die Rednerbühne:

Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäsar, nicht ihn preisen.
Was Menschen Uebles tun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So sei es auch mit Cäsar! Der edle Brutus
Hat euch gesagt, daß er voll Herrschsucht war;
Und war er das, so war's ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsar auch gebüßt.

Hier, mit des Brutus.* Willen und der andern,
(Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann,
Das sind sie alle, alle ehrenwert)
Komm' ich, bei Cäsars Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu:
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.
Er brachte viel Gefangne heim nach Rom,
Wofür das Lösegeld den Schatz gefüllt.
Sah das der Herrschsucht wohl von Cäsar gleich?
Wenn Arme zu ihm schrien, so weinte Cäsar:
Die Herrschsucht sollt' aus härterm Stoff bestehen.
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.
Ihr alle saht, wie am Lupercus-Fest**
Ich dreimal ihm die Königskrone bot,
Die dreimal er geweigert. War das Herrschsucht?
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und ist gewiß ein ehrenwerter Mann.
Ich will, was Brutus sprach, nicht widerlegen,
Ich spreche hier von dem nur, was ich weiß.
Ihr liebtet all' ihn einst, nicht ohne Grund:
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urteil, du entslohnst zum blöden Vieh,
Der Mensch ward unvernünftig! — Habt Geduld!
Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar,
Und ich muß schweigen, bis es mir zurückkommt.

(Große Bewegung unter dem Volke.)

Noch gestern hätt' umsonst dem Worte Cäsars
Die Welt sich widersehn: nun liegt er da,
Und der Geringste neigt sich nicht vor ihm.
O Bürger! strebt ich, Herz und Mut in euch
Zur Wut und zur Empörung zu entflammen,
So tät ich Cassius* und Brutus Unrecht,
Die ihr als ehrenwerte Männer kennt.
Ich will nicht ihnen Unrecht tun, viel lieber
Dem Toten Unrecht tun, mir selbst und euch,
Als ehrenwerten Männern, wie sie sind.
Doch seht dies Bergament mit Cäsars Siegel:
Ich fand's bei ihm, es ist sein letzter Wille.

* Einer der Mörder.

** Hauptfest des italienischen Herdengottes Faunus.

Vernähme nur das Volk dies Testament,
(Das ich, verzeiht mir, nicht zu lesen denke)
Sie gingen hin und küßten Cässars Wunden,
Und tauchten Tücher in sein heil'ges Blut,
Ja baten um ein Haar zum Angedenken,
Und sterbend nennen sie's im Testament,
Und hinterließen's ihres Leibes Erben
Zum kostlichen Vermächtnis.

(Die Bürger verlangen das Testament zu hören.)

Seid ruhig, liebe Freunde! Ich darf's nicht lesen;
Ihr müßt nicht wissen, wie euch Cäsar liebte.
Ihr seid nicht Holz, nicht Stein, ihr seid ja Menschen;
Drum, wenn ihr Cässars Testament erführt,
Es sezt' in Flammen euch, es macht euch rasend.
Ihr dürft nicht wissen, daß ihr ihn beerbt;
Denn wüßtet ihr's, was würde draus entstehen?

(Rufe: „Ihr müßt es lesen: Cässars Testament!“)

Wollt ihr euch wohl gedulden? wollt ihr warten?
Ich übereilte mich, da ich's euch sagte.
Ich fürcht', ich tu' den ehrenwerten Männern
Zu nah, von deren Dolchen Cäsar fiel;
Ich fürcht' es.

(Rufe: „Sie waren Bösewichter, Mörder! Das Testament! Lest das Testament!“)

So zwingt ihr mich, das Testament zu lesen?
Schließt einen Kreis um Cässars Leiche denn,
Ich zeig' euch den, der euch zu Erben machte.
Erlaubt ihr mir's? soll ich hinuntersteigen?

(Rufe: „Steigt herab! Platz für den edlen Antonius!“)

Wofern ihr Tränen habt, bereitet euch,
Sie jezo zu vergießen. Diesen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinn'r ich mich
Des ersten Males, daß ihn Cäsar trug,
In seinem Zelt, an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier* —
Hier schauet! fuhr des Cassius Dolch herein;
Seht, welchen Riß der tück'sche Casca** machte!
Hier stieß der vielgeliebte Brutus durch.
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,

* Volk im belgischen Gallien.

** Einer der Mörder.

Schaut her, wie ihm das Blut des Cäsar folgte,
Als stürzt es vor die Tür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus so unfreundlich klopfte.
Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäsars Engel.
Ihr Götter urteilt, wie ihn Cäsar liebte!
Kein Stich von allen schmerzte so wie der.
Denn als der edle Cäsar Brutus sah,
warf Undank, stärker als Verräterwaffen,
Ganz nieder ihn: da brach sein großes Herz,
Und in dem Mantel sein Gesicht verhüllend,
Grad am Gestell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäsar.
O meine Bürger, welch ein Fall war das!
Da fielet ihr und ich: wir alle fielen,
Und über uns frohlockte blut'ge Tücke.
O ja! nun weint ihr, und ich merk, ihr fühlt
Den Drang des Misleids: dies sind milde Tropfen.
Wie? weint ihr, gute Herzen, seht ihr gleich
Nur unsers Cäsars Kleid verletzt? Schaut her!
Hier ist er selbst, geschändet von Verrätern.

(Aufruhr und Geschrei des Volkes: „O blutiger Anblick! O Buben und Verräter! Wir wollen Rache, Rache! Auf und sucht! Sengt, brennt, schlägt, mordet! Laßt nicht einen leben! Wir wollen ihm folgen, dem edlen Antonius!“)

Ihr guten, lieben Freunde', ich muß euch nicht
Hinreissen zu des Aufruhrs wildem Sturm.
Die diese Tat getan, sind ehrenwert.
Was für Beschwerden sie persönlich führen,
Warum sie's taten, ach! das weiß ich nicht.
Doch sind sie weis und ehrenwert, und werden
Euch sicherlich mit Gründen Rede stehn.
Nicht euer Herz zu stehlen komm' ich, Freunde:
Ich bin kein Redner, wie es Brutus ist,
Nur, wie ihr alle wißt, ein schlichter Mann,
Dem Freund ergeben, und das wußten die
Gar wohl, die mir gestattet, hier zu reden.
Ich habe weder Schriftliches noch Worte,
Noch Würd' und Vortrag, noch die Macht der Rede,
Der Menschen Blut zu reizen; nein, ich spreche
Nur geradezu, und sag' euch, was ihr wißt.
Ich zeig' euch des geliebten Cäsars Wunden,
Die armen stummen Munde, heiße die
Statt meiner reden. Aber wär ich Brutus,

Und Brutus Marc Anton, dann gäb' es einen,
Der eure Geister schürt', und jeder Wunde
Des Cäsar eine Zunge lieh, die selbst
Die Steine Roms zum Aufstand würd' empören.

(Rufe: „Stedt des Brutus Haus in Brand! Sucht die Verschworenen auf!“)

Nun, Freunde, wißt ihr selbst auch, was ihr tut?
Wodurch verdiente Cäsar eure Liebe?
Ach nein! ihr wißt nicht. — Hört es denn! Vergessen
Habt ihr das Testament; wovon ich sprach.
Hier ist das Testament mit Cäsars Siegel.
Darin vermachts er jedem Bürger Roms,
Auf jeden Kopf euch fünf und siebzig Drachmen.

(Rufe: „O edler Cäsar! — Kommt, rächt seinen Tod!“)

Auch läßt er alle seine Lustgehege,
Verschlossene Lauben, neu gepflanzte Gärten,
Diesseits der Tiber, euch und euren Erben
Auf ew'ge Zeit; damit ihr euch ergeh'n
Und euch gemeinsam dort ergözen könnt.

Das war ein Cäsar: wann kommt seinesgleichen?

Die Menge geriet außer sich und trug Stühle, Bänke, Tische, Spezereien, Stoffe herbei und verbrannte Cäsars Leiche gleich auf dem Markte. Mit Brandfackeln stürzten einzelne Haufen gegen die Häuser der Verschworenen. Der Tribun Cinna, den man fälschlich für den Verschworenen gleichen Namens hielt, wurde in Stücke zerrissen. Die Mörder Cäsars aber flohen in die republikanisch gesinteten Landstädte.

Nachdem Antonius eine Zeit lang die Macht besessen, mußte er sie mit Cäsars Großneffen Octavian und dem Cäsarschen General Lepidus teilen (2. Triumvirat). Nachdem letzterer ausgestoßen worden war, beherrschte Antonius den gesamten Osten, wo er aber verweichlichte, sodaß das ganze Erbe Cäsars Octavian zufiel.

18. Der Triumphzug des Germanicus (16 n. Chr.).

Ein tiefblauer, wolkenloser Himmel wölbt sich über der Siebenbürgenstadt. Laub- und Blumengewinde schlängen sich von Haus zu Haus, von Straße zu Straße und vom frühen Morgen an wälzen sich ungeheure Menschenmassen dem Marsfelde zu. Rom feiert heute ein großes Fest: Cäsar Germanicus, der Neffe und Adoptivsohn des Kaisers Tiberius, will seinen feierlichen Triumph einzog halten. Gegen 1½ Millionen Menschen drängen sich auf den Straßen, nicht mitgerechnet die vielen Fremden, die das in der Kaiserzeit selten gewordene Schauspiel des großen Tri-

umphes herbeigelockt. Alte, Lahme, Krüppel, Kinder — alle wollen dabei sein; niemand bleibt zu Hause. Die Stadtteile, welche der Zug nicht passiert, sind fast ganz von Bewohnern entblößt, sodaß zum Schutze der Häuser gegen Diebe und Räuber auf Befehl des Kaisers Wachtmannschaften patrouillieren.

Ein Gewirr von Sprachen tönt an unser Ohr; alle Völker schickten Bewunderer nach Rom. Feingebaute Jünder, üppige Aegypter, sehnige Wüstensöhne aus Afrika, Aethiopier mit kraussem Wollhaar, safranduftende Cilicier*, Sabäer** aus dem Lande des Weihrauchs, hungrige Griechlein, Gallier mit ihren den Römern so auffälligen Hosen, blau-tätowierte Briten, von Pferdemilch genährte Sarmaten und Skythen*** mischen sich mit römischen Bürgern, italischen Landleuten und Sklaven, welche heute die seltene Freiheit genießen. Durch die lärmende Menge brechen sich Bahn riesigen Liburner**** und Cappadocier*, welche stolze Patrizier in Sänften tragen. Trefflich berittene numidische† Vorreiter sprengen das Volk auseinander für die nachfolgende Karosse, in welcher römische Schönheiten zu den reich mit Purpurteppichen und Blumen geschmückten Logen und Tribünen fahren, wo die edlen Frauen Roms, Senat und Ritterschaft und die kaiserliche Familie sich einfinden. Wie Sterne um die Sonne, so reihen sich um die greise Kaiserin-Mutter die adeligen Schönheiten Roms. Ihr aus lauter Goldfäden gewobener Mantel ist ein Prachtstück ersten Ranges. Mode sind teure, dünn und florartig gewobene Gewänder. Perlen aus dem indischen Ozean repräsentieren ganze Vermögen. An Hals und Armen blitzen goldene Ketten und Spangen, mit Edelsteinen besetzt. Am interessantesten sind der Kopf- und Gesichtsform angepaßte Frisuren, vom abenteuerlichen Turmwerk bis zum einfach gescheitelten, hinten in einen Knoten geschürzten Haar. Keine gleicht der andern; nur das ist allen gemeinsam, daß sie unverhältnismäßig viel von der Stirne bedecken. Der Duft der Blumen, vermischt mit dem in Menge verbrannten Weihrauch, berauscht die Sinne. Die Atmosphäre wird immer drückender und weiße und schwarze Sklavinnen wehen ihren Gebieterinnen mit großen Fächern von Pfauenfedern Kühlung zu. — In der vordersten Reihe sitzen auch die sechs vestalischen Jungfrauen, die Hüterinnen des

* Aus Kleinasien.

** Aus Arabien.

*** Aus Südrussland.

**** Aus Illyrien.

† Aus Nord-Afrika.

ewigen Feuers. — Würdevoll repräsentieren sich unseren Blicken die Senatoren in ihrer glänzend weißen, purpurverbrämten Toga. Weiter hinten, auf den amphitheatralisch ansteigenden Sitzen, glänzen die Vertreter der Ritterschaft, die reichen Bankiers Roms. Die zahlreichen Emporkömmlinge dieses Standes, deren Väter zum Teil noch Sklaven oder Freigelassene gewesen waren, tragen einen enormen Luxus zur Schau, der sich namentlich durch die Menge und Pracht der Fingerringe mit wundervoll gearbeiteten Steinen verrät.

Plötzlich im Volke entstehende Unruhe und herannahende kriegerische Musik verkünden die Ankunft des Kaisers. Ehrfurchtsvoll macht die Menge Platz — Tiberius, der zweite Kaiser der Römer, naht, getragen in prachtvollem, reich mit Purpur und Gold verziertem Stuhle. Er ist fast ganz verdeckt durch seine Begleitung, riesige Gestalten im malerischen Wappenschmuck ihrer germanischen Heimat. Stolze Prätorianerkohorten mit einem Musikchor eröffnen und schließen den Zug. Tausende von neugierigen und prüfenden Blicken richten sich auf den Beherrschter der Welt, als er seine Loge betritt. Von Wuchs ist er über Mittelgröße und wohl proportioniert; besonders fallen auf an ihm sein für einen Südländer außerordentlich weißer Teint und die großen, schönen Augen, mit denen er, wie man erzählt, auch des Nachts sieht. Doch gerade aus den Augen, wie übrigens aus allen seinen Zügen und seiner ganzen Haltung spricht trotz aller Selbstbeherrschung eine solche Müdigkeit und Bitterkeit, daß uns fast Grauen befällt. Erst drei Jahre Kaiser — und schon so übersättigt. Der Nechtesinn und die Kriecherei, namentlich der vornehmen Stände, widert ihn an; ihre Falschheit macht ihn mißtrauisch; das Bewußtsein, daß Millionen bereitstehen, auf den leisensten Wink auch das scheinbar Unmögliche zu vollbringen, all das läßt ihn mit grenzenloser Menschenverachtung auf seine Umgebung blicken.

Auf ein vom Kaiser gegebenes Zeichen erheben sich die Senatoren in Gesamtheit von ihren Sitzen, um, die Konsuln an der Spitze, in würdevollem Schritt dem siegreichen Heere nach alter Sitte bis zur Porta Triumphalis entgegenzugehen. Das Volk bricht in lauten Jubel aus; zugleich aber beginnt noch ein letztes, wildes Ringen um die besten Plätze. Entsetzlich ist das Gedränge; mit den Verwünschungen der Männer vermischte sich das Wehgeschrei von Frauen und Kindern, die nicht selten verwundet und ohnmächtig zusammenbrechen.

Kriegerische Musik verkündet das Herannahen des Zuges. Größnet wird er durch die gefürchteten Liktoren mit den Fasces, den Symbolen der Gewalt über Leib und Leben. Sie schaffen

Platz, wo das Militär nicht Spalier bildet. Nun folgen die Consuln und der Senat, die das siegreiche Heer empfangen haben und nun an dessen Spitze zurückkehren, um wieder die alten, reservierten Plätze einzunehmen.

Lautes Jubelgeschrei des Volkes übertönt beinahe den rau-schenden Siegesmarsch des Musikchors vor dem langen Zuge der Wagen, auf welchen jetzt die Kriegsbeute vorübergeführt wird. Germanische Schlachtrosse, von Pferdebändigern aus dem Zirkus geführt, ziehen Wagen voll erbeuteter Schutz- und Truhenwaffen. Mit geheimem Grauen betrachtet man den äußerst handlichen germanischen Speer, welchem Varus mit seinen drei Legionen erlegen. Bewunderung erregen die bemalten Schilde, die selten langen Stoßlanzen und die riesigen zweihändigen Schlachtschwerter, die noch vom Römerblute gerötet sind. Zum Sturme erhebt sich das Beifallsgeschrei, als neben den erbeuteten Feldzeichen zwei wiedergefundene Adler der unglücklichen varianischen Legionen vorübergetragen werden. Den Bernsteinstücken von den Gestaden der Ostsee, die später verarbeitet am Halse der Römerinnen prangen, folgen Wagen mit ungeheuren Tonnen, deren Aufschriften den Inhalt als germanisches Nationalgetränk bezeichnen, ein Gebräu aus Gerste und Korn. Ihm ist ein schlechter Ruf vorausge-gangen und besser gefallen die Gefäße, mit denen das edle Maß in Germanien geschürft wird, die riesigen, mit Silber beschlagenen Auerochsen-Trinkhörner.

Fast erdrückt wird das Fuhrwerk von einem Eichenstamm von wahrhaft riesigen Dimensionen aus einem heiligen Haine der Mars-ser*. Aus dem nämlichen Heiligtume stammen auch die schneeweissen, tadellos gebauten Pferde, welche den Wagen ziehen; sie galten den Germanen als heilig und ihr Wiehern und Schnauben war ein günstiges Vorzeichen für Priester und Häuptlinge. Für die kaiserliche Küche bestimmt sind ganze Wagenladungen Mohrrüben vom Niederrhein, eine zarte Aufmerksamkeit des Germanicus für seinen Stiehvater, der sie leidenschaftlich liebte.

Zum ersten Male sieht Rom die kolossalen Tiergestalten des germanischen Waldes: Renntiere, Elentiere und Auerochsen. Was Liktoren und Prätoren mit Mühe zustande gebracht, das gelingt diesen Tieren mit Leichtigkeit. Respektvoll weicht die Menge zu-rück vor den tödlich-wilden, blutunterlaufenen Augen und gewal-tigen Hörnern der Auerochsen, welche mit Mühe vermittelst Ma-senringen, Seilen und Ketten von den Tierwärtern des Amphitheaters gebändigt werden.

* Volk im Nordwesten Deutschlands. Durch Germanicus vernichtet.

Unter Vorantritt der Priesterschaft folgen die zum feierlichen Opfer bestimmten Tiere: über 100 Stiere, alle mit vergoldeten Hörnern, im Schmucke von Bändern und Kränzen; ihre jugendlichen Führer sind mit prachtvollen Gürteln zur Opferhandlung ausgerüstet und von Knaben mit goldenen und silbernen Opferschalen begleitet.

Den Abschluß des ersten Teils des Triumphzuges bildete eine verkörperte Geschichte des Feldzuges: Ansichten von Schlachten, Gegenden, Statuen, welche mühsam durchzogene Waldgebirge und überschrittene Ströme personifizieren. Unter allen ragt der Vater Rhein hervor; um den härtigen Flußgott mit dem schilfbekränzten Haupt gruppieren sich die minder großen Figuren der Elbe, Weser, Ems und Lippe. Am meisten interessiert der verhängnisvoll gewordene Teutoburgerwald, bis zu dem Germanicus vorgedrungen, um pietätsvoll die gebleichten Gebeine der drei vari-anischen Legionen zu bestatten.

Aufgeregt begrüßt das jubelnde Volk die Liktoren und den Musikchor, welche die zweite Hälfte des Zuges eröffnen. Wild schmettern die Tuben und Hörner, bacchantisch ertönen die Cymbeln und Pauken — Germaniens Söhne und Töchter nahen in flirrenden Fesseln. Voran schreiten hochgewachsene Kriegergestalten vom Jüngling bis zum Greise, ungebeugt, aus den blauen Augen blicken Troß und Verachtung, oder Ingrimm über das unverdiente Mißgeschick. Keine Klage geht über die Lippen, keine Trauer spricht aus den kühnen Zügen. Ueber den Helm gezogene Köpfe der Bären-, Eber- und Auerochsfelle erhöhen ihre Wildheit. Wer unbedeckten Hauptes geht, dem fallen die Haare, die über den Scheitel zusammengebunden sind, zopfartig nach hinten. Wild jauchtzt der Straßenpöbel beim Anblick eines besonders gehaßten Führers.

Doch plötzlich legt sich der Sturm. Die Röhesten weichen vor der hoheitsvollen Erscheinung, die den Zug der gefangenen Frauen eröffnet, zurück. Es ist Thusnelda, die Gemahlin des Arminius, des Befreiers der Deutschen. Marmorkalt sind ihre Züge, hoch trägt sie das stolze Haupt mit der Fülle blonder Locken; in prächtigen Falten fließt das ärmellose, schneeige Linnenkleid mit eingewobenen Purpurstreifen über ihren schönen Körper. An der Hand führt sie den dreijährigen Sohn, einen kräftigen Knaben mit blondem Kraushaar und trockigen blauen Augen. Mit Staunen und Bewunderung schauen die Römer all die schönen, stolzen, ungebeugten Frauen und Leben kommt erst in sie, als auf dem turmhähnlichen Triumphwagen, von schneeweissen, prächtig geschirrten Pferden gezogen, der Held des Tages naht.

Jung und schön, wie der Kriegsgott selbst, ausgerüstet mit allen Vorzügen des Leibes und des Geistes, — in seiner glänzenden, goldgestickten Triumphatorenracht eine prachtvolle Erscheinung — reißt er das Volk zu rasender Begeisterung hin. Ein Blumenregen droht ihn zu erdrücken. „Heil dem Sieger! Heil Germanicus, dem Freunde des Volkes!“ Alle wollen ihren Liebling sehen. — Bleich vor Erregung erwidert er die Grüße des Volkes, unterstützt von seinen drei jugendlichen Söhnen, die sich mit ihrer Mutter Agrippina und zwei Schwestern ebenfalls auf dem Siegeswagen befinden — ein Bild des reinsten und schönsten Familienglücks, wie es sich in dem sittlich faulen Rom so selten findet. Neidlos begleitet auf schneeweisem Hengst der Kaisersohn Drusus den berühmten Stiefbruder, zum großen Uerger des Vaters, der allem fremden Kuhme mißtraut.

Dem angebeteten Feldherrn folgen die treuen Gehülfen seiner Schlachten und Siege, alle auf weißen Pferden; denn weiß ist des Römers Glücks- und Lieblingsfarbe. Den ruhmgekrönten Führern auf dem Fuße marschieren die tapferen Truppen, ausgerlesene Abteilungen der acht am Rheine stehenden Legionen und der dazu gehörenden Hülfsvölker, lauter kräftige, kriegerische Gestalten. Nicht endenwollender Jubel begrüßt die tapferen, lorbeer geschmückten Scharen, aus deren Mitte Sieges- aber auch derbe Spottlieder ertönen.

Hinter den Linientruppen rasseln die gewaltigen Belagerungsmaschinen über das Pflaster. Den Schluß bilden die malerischen Hülfsvölker zu Fuß und zu Pferd in Nationaltracht, gefürchtete Schleuderer, luchsäugige kretische Bogenschützen und flinke Reitergeschwader.

Nach dem Passieren des Zirkus Flaminius betritt der stundenlange Zug durch ein Tor die innere Stadt und erreicht das Kapitol. Hier legt der Triumphator Germanicus seinen Lorbeerfranz in den Schoß Jupiters, die Priesterschaft beginnt das heilige Opfer.

Nach der Opferhandlung zerstreuen sich Soldaten und Volk; der Hof, die hohen Offiziere, Senat und Beamte treten zum großen Festmahl zusammen. Der heutige Tag ist ein Freudentag für den ärmsten Bürger. Im Namen des Triumphators hat der Kaiser 300 Sesterzien (66 Fr.) auf den Kopf austeilen lassen. Aus Garküchen und Wirtschaften ertönt der ausgelassene Gesang der Menge, die sich von den ausgestandenen Strapazen erholt und für neue stärkt; denn nachts, bei Fackelbeleuchtung, wird unter dem Vorsitz des Kaiserohnes ein großartiger Gladiatorenkampf mit Tierheze stattfinden. Eine dämonische Leidenschaft zieht alles

Volf in das Amphitheater auf dem Marsfelde*; dämonisch ist die Lust am rauchenden Blute der Arena und kein verwundeter Gladiator, der mit ausgestrecktem Zeigefinger um Gnade bittet, erhält heute Pardon.

Nach Dr. Franz Fröhlich.

19. Cäsarenwahnſinn.**

Augustus Nachfolger war sein Stief- und Adoptivsohn **Tiberius**, ein hochbegabter, aber verbitterter Regent, der ganz zum Despoten aussartete. Als dritter Kaiser folgte **Caligula**, der Sohn des Germanicus und Großneffe des Vorgängers. Als Knabe erhielt er von den Soldaten des Vaters den Kosenamen **Caligula** = Stiefelchen, da er Soldatenstiefelchen trug. Er regierte so wahnwitzig und grausam, daß man diese Entartung mit dem Namen **Cäsarenwahnſinn** belegt. Dieser äußerte sich besonders in einer maßlosen Ueberschätzung seiner Stellung und Person. Nach vierjähriger Regierung wurde der 26jährige durch Gardeoffiziere ermordet (41 n. Chr.).

Vorm Tempel des Jupiter Latiaris** in Rom trafen sich zwei Männer aus der Mittelschicht. Sie blieben beide stehen, um den neuen Tempel zu betrachten, der von allen andern verschieden war und aussah, als habe er ein Erdbeben durchgemacht. Der Sockel war nämlich wie ein Dachfirst gebaut, die Säulen standen auf dem Kopf der Kapitale, und das Dach war wie eine Grundmauer mit Kellerfenstern gemacht.

— So treffen wir uns wieder, hebräischer Mann, sagte der eine, der einem römischen Händler glich. War es nicht in Jaffa, wo wir uns zuletzt sahen?

— Jawohl, antwortete der Hebräer. Den Römer trifft man überall zu Hause; den Hebräer trifft man auch überall; aber er ist nirgends zu Hause. Doch sag mir: Wessen Tempel ist dies?

— Das ist der Tempel des wilden Tiers, des Kaisers, des Caligula, des Verrückten, des Mörders; er hat ihn sich selbst errichtet; sein Abbild steht drinnen und der Verrückte kommt jeden Tag, um sich zu verehren.

Dabei machte der Römer ein Zeichen auf seiner Stirn, den Zeigefinger der rechten Hand zuerst von oben nach unten, dann von links nach rechts führend.

* Ebene gegen den Tiber, wo die militärischen Übungen vorgenommen wurden.

** Aus „Historische Miniaturen“ (das wilde Tier) von Strindberg. Verlag Georg Müller, München. Broschiert Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.—. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages.

*** Der Latiner.

Der Hebräer betrachtete ihn erstaunt.

— Bist du nicht Römer?

— Doch, ich bin römischer Christ.

— Wo wohnst du?

— Hier unter Rom, in den Felsengängen.

Er zeigte auf eine Lücke im Boden, die denen glich, die zu den Kloaken hinunterführten.

— Wohnst du hier unter der Erde?

— Da wohnen wir Christen, dort liegen wir wie Samen in der Erde und keimen.

— Das sind ja Grabgewölbe dort unten.

— Ja, wir sind mit Christus begraben und warten auf die Auferstehung.

— Habt ihr einen Tempel dort unten?

— Wir halten unsern Gottesdienst dort ab, und heute feiern wir die Geburt Jesu.

— Es kommt jemand oben in der Gasse, sagte der Hebräer.

Der Römer öffnete die Lücke im Boden, um hinunter zu steigen.

Da war aus dem Innern der Erde ein Chorgesang zu hören:

Es braucht die Stadt nicht Mond noch Sonne,

Denn Gottes Herrlichkeit erleuchtet sie,

Das Lamm ist ihr Licht!

— Wer ist das Lamm? fragte der Hebräer.

— Jesus Christus, der Erlöser der Welt.

— Findest du, daß die Welt erlöst ist, wo dieser verrückte Caligula

— Die Welt wird erlöst werden, wenn wir still in der Hoffnung sind.

— Ihr habt also Israel die Verheißung genommen?

— Nein, wir haben die Verheißung geerbt; denn Christus war vom Stämme Israels.

— Es kommt jemand!

— Dann leb' wohl! Wir treffen uns immer; denn die Erde ist unser.

* * *

Im Tempel, der vom Volke die verkehrte Welt genannt wurde, schlich ein Mann ganz erschrocken an den Wänden entlang, als sei er bange, den Rücken zu zeigen. Es war das Gesicht eines Jünglings, aber ohne eine Einfassung durch Haar. Seine Oberlippe zog sich nach der linken Seite hinauf und zeigte

einen langen Raubzahn, während zugleich das rechte Auge einen schnellen Strahl wie einen giftigen Pfeil abschoß.

Längs der Wand schlich er bis zur Apsis*, wo ein Standbild errichtet war, ein Abbild des furchtsamen Mannes; so genau war er wiedergegeben, daß sogar die Kleider dieselben waren.

— Ist der Priester da? flüsterte der wahnsinnige Kaiser; denn er war es.

Keine Antwort erfolgte.

— Priester! lieber Priester, mir ist so bange, kommst du nicht?

Jetzt trat ein Oberpriester vor, fiel vorm Kaiser auf die Knie und betete ihn an.

— Jupiter, optimus maximus latiaris, verscheuch deine Feinde.

— Habe ich denn Feinde? Ja, und darum ist mir so bange. Glaubst du, daß ich Gott bin?

— Du bist es!

— Laß es denn donnern, so verscheuch ich meine Feinde.

Der Priester schlug auf eine Pauke, und es dröhnte im Tempel. Der Kaiser lachte so, daß alle Zähne zu sehen waren.

— Priester! rief er, indem er sich auf einen Thron setzte, jetzt sollst du mir opfern!

Der Priester stellte auf dem kleinen Altar vor dem Wahnsinnigen ein Feuer an.

Der Kaiser sprach:

— Es riecht gut! Jetzt bin ich der Mächtigste im Himmel und auf Erden. Ich richte über Lebende und Tote; ich werfe in den Tartarus, und erhebe ins Elysium: wie mächtig ich bin! Ich zähme die Wogen des Meeres und gebiete dem Sturm sich zu legen; ich herrsche über die Bahnen der Planeten; ich selber habe das Chaos geschaffen; und das Menschengeschlecht liegt mir zu Füßen, von den Urwäldern Britanniens bis zu den Quellen des Nils, die ich allein entdeckt habe. Ich habe mein Leibpferd Incitatus zum Konsul erhoben und das Volk hat sein Konsulat anerkannt. Priester, bete mich an! Oder vergißt du, wer ich bin? Nein, ich bin ich, der ich mich immer in meinem Standbild anbeten werde! Gaius Cäsar Caligula, ich verehre dich, Herr der Welt, wie ich mich selber verehre! Jupiter Latiaris Caligula.

Er fiel vor dem Bilde auf die Knie.

— Es kommt jemand! warnte der Priester.

— Töte ihn!

* Nische, meist von einer Halbkuppel überwölbt.

- Es ist der Tribun Cassius Chaeraea!
— Verscheuch ihn!
— Chaeraea läßt sich nicht verscheuchen.
Der Tribun trat ein, furchtlos, ohne Zeremonie.
— Caius Cäsar, dein Weib ist tot!
— Desto besser, antwortete der Kaiser.
— Dein einziges Kind hat man an der Mauer zerschmettert!
— Ach, wie angenehm! lachte der Wahnsinnige.
— Und jetzt sollst du sterben!
— Das kann ich nicht.. Ich bin unsterblich.
— Ich erwarte dich draußen. Nicht hier soll es geschehen!
— Kriech hinaus, Ameise, mein Fuß ist zu groß, um deine Kleinheit zu erreichen.
- Da stieg Gesang aus dem Fundament des Tempels oder aus der Erde heraus; es waren Kinderstimmen.
- Der Kaiser wurde wieder bange und kroch unter seinen Stuhl. Chaeraea, der an der Tür gewartet hatte, verlor die Geduld.
- Kommst du, Hund, oder ich schlage dich hier tot!
- Chaeraea, wimmerte der Kaiser, töte mich nicht, ich will deinen Fuß küssen.
- Dann küß' ihn, wenn ich dich jetzt tot trete!
- Und der riesenhafte Mann warf den Stuhl zur Seite, stellte sich auf den Wahnsinnigen, und mit dem Hacken zertrat er dessen Kehlkopf; die Zunge streckte sich aus dem Rachen heraus und spie noch im Tode Schmähungen.

20. Gegen die Seeräuber.

Die Seeräuberei war eine Hauptplage der alten Zeit. Namentlich Kreta mit seinen Felsenburgen und die Steilküste von Cilicien mit ihren Fjorden und Schären bildeten herrliche Schlupfwinkel für die Freibeuter des Meeres. Besonders während den Wirren des Bürgerkrieges strömten Heimatlose, Verbrecher und Geächtete in Cilicien zusammen. Die Küstenstädte des Mittelmeeres wurden geplündert, die Bewohner in die Sklaverei geschleppt. Italien und Rom selbst litten unter der Plage. Der Handel stockte, sodaß die Hauptstadt Mangel an Getreide litt. Erst Pompejus schaffte durch einen umfassenden Seekrieg Ruhe. Er nahm 1300 Piratenfahrzeuge, tötete 10,000 Seeräuber, zerstörte ihre Burgen, nahm 20,000 gefangen und siedelte sie meist landeinwärts an. Aber auch später wurden neue Verfolgungen nötig.

Ein paar Meilen südwestlich von Rom, am gleichnamigen Vorgebirge, lag die Stadt Misenum, einer der wichtigsten Plätze der italienischen Westküste; denn in ihrem Hafen lag die

halbe Kriegsersatzflotte Roms vor Anker*. Gestern war die Nachricht eingelaufen, daß die Seeräuber den Bosporus heruntergekommen seien, die Galeeren von Byzanz und Chalzedon** in den Grund gebohrt hätten und das Negäische Meer unsicher machten. Der Handel stockte und das unentbehrliche Getreide aus Kleinasien blieb aus. Von Ravenna ging eine Flotte von 100 Galeeren dorthin ab und ihnen hatte sich Arrius als Admiral anzuschließen. Bereits war die Galeere, die ihn aufnehmen sollte, in Sicht.

Das Schiff war lang und schmal, hatte stattlichen Tiefgang und manövrierte infolgedessen sehr leicht. Das zierliche Borderteil stieg in doppelter Mannshöhe über das Mitteldeck auf und war mit mischelblasenden Tritonen*** geschmückt. Unter der Wasserlinie, vorn am Riegel, befand sich der Schnabel, aus festem Holz und mit Eisen beschlagen; denn er diente in der Seeschlacht als Rammbock. Längs dem ganzen Bord lief ein starker Sims, darunter, in drei Reihen, waren die Löcher für die Ruder, sechzig auf jeder Seite. Quer über den Bug† endlich ließen, die Zahl der auf Borddeck geborgenen Anker anzeigen, zwei wuchtige Taue. Die Takelung beschränkte sich auf das, was zur Bedienung des großen, vierseitigen Segels und der Raaff††, an der es hing, notwendig war; sonst verließ sich die Mannschaft einzigt auf die Ruder. Es waren deren 120, die sich, wie von einer einzigen Hand bewegt, gleichmäßig hoben und senkten und die Galeere mit einer Geschwindigkeit vorwärts trieben, die dem Effekt der heutigen Dampfschiffe kaum nachstand. Mit Tollkühnheit schoß sie gegen das Land. Da fuhr der Mann, der mit Helm und Schild bewehrt vorn am Bug stand, mit der Hand durch die Luft, alle 120 Ruder hielten einen Augenblick in der Luft die Schwebe und schnellten dann senkrecht ins Wasser hinunter. Das Schiff erzitterte in allen Fugen. Dann stand es, wie von jähem Schrecken befallen, still und rührte sich nicht mehr. Wieder eine Handbewegung — wieder hoben sich die Ruder, jetzt aber sanken bloß die rechtsseitigen ins Wasser hinunter in der Richtung nach dem Heck†††, die linksseitigen dagegen fielen gegen die Bugseite und stauten rückwärts. Dreimal wiederholte sich das Manöver, dann drehte

* Die andere Hälfte stand bei Ravenna.

** Am Eingang des Bosporus, Byzanz gegenüber.

*** Meergott mit menschlichem Oberleib und Fischschwanz.

† Borderteil des Schiffes.

†† Wagrechte Segelstange.

††† Hinterteil des Schiffes.

das Schiff wie auf einer Achse, um gleich darauf langsam und ruhig mit seiner Breitseite vor den Damm zu legen. Ein Laufbrett flog vom Deck ans Land hinüber, der Tribun bestieg das Schiff und das Admiralswimpel stieg in die Höhe.

Der Tribun stand auf Steuermannsdeck, neben ihm der Hortator, der Hauptmann der Ruderer. „Wieviel Ruderer?“ fragte er. „250 und 10 Mann Ersatz.“ „Und der Dienst?“ „Ablösung alle zwei Stunden!“

Der Tribun war ein Seeman vom Scheitel bis zur Sohle. Zunächst wollte er seine Untergebenen kennen lernen. Er rief den Hauptmann der Matrosen, dann den Proviant- und Lagerverwalter, dann den Oberküchenmeister und den Oberherdmeister. Dann machte er einen Gang durch die verschiedenen Quartiere, stieg hinunter in die Kajüte und setzte sich zwischen die Mannschaft, der er zur Feier seines Antrittes Wein hatte vorsezzen lassen.

Sie lag im Mittelschiff. Drei breite, verschließbare Lücken vermittelten ihr das Licht. Hier konzentrierte sich das eigentliche Schiffssleben: hier wurde gegessen, geschlafen, exerziert, hier war der einzige Ort, wo Ruhe und Erholung gestattet war, überall anderswo herrschte die römische Schiffssdisziplin, die erbarmungslos und rücksichtslos war, wie der Tod selbst. — Am hinteren Ende der Kajüte führten einige Stufen zu einer Plattform, dem Platz des Hortators. Vor ihm stand der Resonanztisch, auf dem er mit hölzernem Hammer den Takt für die Ruderer schlug; neben ihm war die Wasseruhr, nach deren Lauf Wachen und Ablösungen sich regelten; über ihm, abgeschieden von der anderen Schiffswelt durch ein vergoldetes Gitter, befand sich das Quartier des Tribuns, ausgestattet mit Ruhebett, Tisch und Armsessel.

Hier saß Arrius und musterte mit kritischem Blick jeden Einzelnen der Ruderer. Sie waren geteilt in ein rechtes und linkes Kommando, in dessen Mitte der Hortator saß. Jedes Kommando hatte 3 Bankreihen inne, mit je 20 Sitzen, zwischen denen sich immer ein Abstand von einer römischen Elle befand; aber nur zweidrittel verrichteten ihre Arbeit im Sitzen, das letzte Drittel, dessen Ruder länger waren, musste im Stehen rudern. Die Ruder waren an den Griffen mit Blei beschwert und hingen im Schwerpunkte an freilaufenden Lederriemsen, die das als „Federn“ bekannte Manöverieren gestatteten, dabei aber eine größere Geschicklichkeit in der Hantierung bedingten.

Aller Verkehr unter sich und mit dem Schiffspersonal war den Ruderern streng verboten. Einen Tag wie den andern saßen oder standen sie auf ihren Plätzen, ohne ein Wort zu sprechen; keiner konnte während der Arbeit den andern sehen; die kurzen

Pausen gehörten der Ruhe und der Ernährung. Die Arbeit war wohl die schwerste, die zu jener unduldsamen Zeit unglücklichen Menschen aufgebürdet wurde, und die Galeeren, gleichviel, ob sie dem Krieg oder dem Handel dienten, rafften Menschen über Menschen hin. Verurteilt zu ihr wurden Kriegsgefangene, die zu solchem Dienst durch körperliche Stärke sich eigneten. Da die Galeere gleichbedeutend war mit dem Grabe, führte der Ruderer nur eine Nummer.

An der Ostküste von Cythere* sammelte sich die Flotte und nach genauer Musterung segelte sie nach Nagos, das halbwegs zwischen Griechenland und Asien liegt. Hier brachte eine von Norden kommende Galeere die Nachricht, daß die Seeräuber zur Zeit in den Buchten zwischen Euböa und Hellas einen sichern Unterschlupf suchen, um ihre unermessliche Beute in Sicherheit zu bringen.

Der Tribun war überaus zufrieden. Er teilte seine Flotte in zwei Treffen zu fünfzig Galeeren, die von beiden Seiten in die Meerestraße vorgingen. Getrennt schlagen, vereint siegen, war für den Kriegserfahrenen ein altes Gesetz.

Früher als sonst brannten die Schiffslaternen. Die Soldaten legten die Rüstungen an. Die Waffen wurden inspiziert, Speere, Wurfschäfte und Pfeile aufgeschichtet, daneben die Delfrüge gestellt und die Körbe voll entzündlicher Augeln aus Baumwolle, die wie Kerzen dochte lose gewickelt waren. Dann nahm der Tribun in voller Rüstung auf der Plattform Stellung. Gleich darauf erhob sich der Hortator, um unter die Sklaven zu treten. An jedem Sitz war eine Kette mit Beinschellen festgemacht, die er einem jeden umlegte. Das Schicksal des Schiffes war auch das ihre.

„Der Feind in Sicht!“ Gemessen stieg der Tribun auf Deck. Nun war das ganze Schiff lebendig. Die Offiziere eilten an ihre Plätze, die Soldaten traten auf Deck in Reih und Glied, alle Rudersklaven, die vom Dienste abgelöst waren, wurden von Wachen umgestellt. Über sich hörten sie, wie die letzten Zurüstungen getroffen wurden, wie die Segel gerefft, die Panzer über die Schiffswände gehängt wurden.

Da, ein Trompetenstoß, voll und hell. Der Hortator schlug auf den Resonanztisch, die Ruder wurden mit Wucht geführt, die Galeere krachte in allen Fugen und schoß wie ein Pfeil vorwärts Neue Trompetenstöße, laute Kommandos, ein Rennen nach vorn, daß die Galeere zukippen schien dann ein wuchtiger Schlag ... die Ruderer flogen auf ihren Sitzen rückwärts

* Cerigo, südlichste der ionischen Inseln.

.... schrilles Todesgeschrei Alles unter den Füßen schien zu prasseln, zu bersten alle blickten einander voll Entsetzen in die Augen. Da dröhnte vom Deck Triumphgeschrei: Der Römer war Sieger geblieben. Und weiter fauste die „Asträa“. Matrosen tauchten die Baumwollkugeln in Delfässer und triefend flogen sie zu den feindlichen Schiffen hinüber. Zu allen sonstigen Greueln gesellte sich das Feuer!

Noch viermal rannte die „Asträa“ feindliche Schiffe in den Grund Da, ein verzweifeltes Geschrei von allen Seiten her! Ein feindliches Schiff war von den Enterhaken des mächtigen Krähns gepackt und in die Höhe gehoben, dann unter Wasser getaucht worden und versank mit Mann und Maus in die Tiefe. Aber noch immer war die Schlacht nicht entschieden und schon mancher Römer war sterbend nach den Lücken geschafft worden. Brenzlicher Qualm drang herein von einem brennenden Schiffe, auf dem die angeschmiedeten Ruderer lebendig verbrannten.

Da, auf einmal ein Ruck. Die „Asträa“ hielt so unvermittelt, daß die Ruderer aus den Bänken geschleudert wurden. Dann krachten die Wanten, auf Deck ein entsetzliches Gestampf Zum ersten Male verhallte der Hammer des Hörtnators unter dem gräßlichen Lärme Da flog ein Leib kopfüber durch die Luke; es war ein halbnackter Riese des Nordens mit dichtem Blondhaar und einem Schild aus Bullenleder und Weiden, den der Tod um Beute und Rache gebracht hatte.

Die Römer waren im Kampfe auf ihrem eigenen Deck; denn ihr Schiff war geentert worden. Alles war in heilloser Verwirrung. Die Ruderer hingen wie gelähmt an ihren Ketten bloß der Hörtnator, das echte Bild der strammen Manneszucht, ließ den Hammer unbeirrt herniedersausen. Noch immer tobte die Schlacht, noch immer rannten die feindlichen Schiffe gegen die Wanten der „Asträa“ Die Ruderer rissen wie wahnförmig an den Ketten und heulten wie wilde Bestien, als sie ihrer Ohnmacht inne wurden. Die Manneszucht war gesprengt, der Schrecken herrschte. Auf dem Hinterdeck wogendes Handgemenge, in welchem der Angreifer viele, der Verteidiger wenige waren. Plötzlich ein Krach, ein Ruck, der Boden schwand unter den Füßen. Das Hinterteil des Schiffsrumpfes war mitten entzwei geborsten und wild schoß das Meer darüber hin, alles in seinen Strudel reißend.

Über dem Meere lag schwarzer Qualm; hin und wieder zuckte eine Flamme darin auf brennende Schiffe! Noch immer krachten die Schiffe aufeinander, fliehende Galeeren schoßen wie Gespenster vorbei.

Quintus Arrius trieb auf einer Planke im Meere und wurde von einer römischen Galeere aufgenommen. Er gönnte sich nur so lange Ruhe, bis alle Leute, die im Wasser trieben, aufgefischt waren. Dann hißte er von neuem seine Flagge und nahm mit aller Kraft die Verfolgung der fliehenden Feinde auf. Nicht ein Piratenschiff entkam, 20 Galeeren wurden eingefangen.

In Misenum, wohin Arrius zurücksegelte, wurde er mit allen Ehren empfangen. Im folgenden Monat aber feierte er im Zirkus seinen Triumph mit höchster Pracht. Die Wände waren behangen mit den Trophäen seines Sieges und im Hintergrund standen die erbeuteten Galeeren. Darüber aber, sodaß sie von den hunderttausend Zuschauern, die alle Räume des Zirkus füllten, gesehen werden konnte, prangte die stolze Inschrift: den Piraten, die er in der Bucht von Eryipus auf Haupt schlug, abgenommen von Quintus Arrius, dem Duumvir.

Nach „Ben Hur“ von Lewis Wallace.

21. Neros* Christenverfolgung.

Im Jahre 64 n. Chr. legte ein ungeheuerer Brand in neuntagigem Wüten die Hälfte der Stadt Rom in Asche. Ein gräßliches Elend kam über die Hunderttausende, ein Elend, dem zu steuern die verlotterte Regierung Neros weder die finanzielle noch die sittliche Kraft hatte. Nero zog vielmehr aus dem Brände insofern Vorteil, als er das freigewordene Areal größtenteils nicht mehr bebauen ließ, sondern auf ihm eine riesenhafte Palastanlage, sein „goldenes Haus“, schuf. So konnte das Gerücht entstehen, der Kaiser selbst sei Urheber des Brandes gewesen und habe ihn von den Zinnen seines Hauses, die Leier in der Hand, als Brand von Troja besiegen. Wenn sich auch diese Gerüchte nicht durch Beweise beglaubigen lassen, so zeigen sie doch, wessen man in Rom den Kaiser fähig hielt. Sie steigerten den Haß gegen Nero in einem Grade, daß er es für nötig hielt, den Zorn der Menge auf die Christen abzulenken.

Das Volk erwartete außergewöhnliche Szenen zu Gesicht zu bekommen, eine äußerst feindliche Stimmung herrschte unter den Zuschauern. Was hatten diese Menschen, auf die man jetzt harrte, nicht alles verschuldet! Durch sie war Rom mit seinen herrlichen Kunstdenkmalen zugrunde gerichtet worden, das Blut kleiner Kinder hatten sie getrunken, die Brunnen vergiftet, die ganze Mensch-

* Auf müchterlicher Seite Enkel des Germanicus. Ausgesprochener Cäsarenwahnsmann. Mörder des Bruders, der Mutter, der Gattin, seines Lehrers und tausend anderer.

heit verflucht, die schändlichsten Verbrechen begangen. Dafür genügten selbst die härtesten Folterqualen nicht und das Volk brannte vor Ungeduld, sich darüber zu vergewissern, ob die den Christen auferlegten Strafen auch deren Schandtaten entsprächen. Auf allen Gesichtern malte sich Haß und Abneigung.

Drei Schläge tönten gegen die Pforte. Die Eisengitter knirschten und rasch bevölkerte sich die Arena mit unzähligen Geschöpfen, die Waldgeistern glichen. Es waren das die Christen, welche in die Felle wilder Tiere genährt, Wölpen und Bären glichen. An den langen, über die Felle fallenden Haaren konnte man die Frauen erkennen. Manche hielten gleichfalls mit Fellen umhüllte Kinder in den Armen. Alle ließen rasch, feierlich in die Mitte der Arena. Dort sanken sie auf die Knie und hoben die Hände empor. Das Volk betrachtete dies als eine Bitte um Gnade. Wütend über eine solche Feigheit, geriet es außer sich. Die Zuschauer stampften, pfiffen, schleuderten leere Weinkrüge und abgenagte Knochen auf die Unglücklichen und schrien: „Die wilden Tiere, die wilden Tiere!“ Da geschah etwas Unerhörtes! Die Knieenden stimmten einen lauten Gesang an und zum ersten Male ertönte in einem römischen Zirkus die Hymne: „Christus regnat!“ Diese Schar bat nicht um Gnade, für sie gab es keinen Zirkus, keine Zuschauer, keinen Senat, keinen Kaiser. Von den Niedersten bis zu den höchsten Spitzen pflanzte sich die Frage fort: „Wer ist dieser Christus, der in den Herzen dieser dem Tode Geweihten herrscht?“

Inzwischen war ein zweites Gitter geöffnet worden und ganze Rudel wütend bellender Hunde sprangen in die Arena; alle absichtlich ausgehungert, alle mit eingefallenen Flanken und blutgierigen Augen. Das ganze Amphitheater schallte wieder von ihrem Heulen und Winseln. Der Gesang der Christen war verstummt. Unbeweglich, wie versteinert, lagen sie auf den Knien, indem sie im Chore flagend wiederholten: „Pro Christo, pro Christo!“ Die Hunde witterten wohl, daß sich unter den Fellen der wilden Tiere Menschen verbargen, doch wagten sie nicht, sich sofort auf sie loszustürzen. Einige drückten sich an die Brüstung, als ob sie unter die Zuschauer laufen wollten, andere rannten so toll umher, als ob sie auf ein unsichtbares Wild gehetzt worden wären. Das Volk geriet in Zorn. Ein wahrer Sturm brach los. Etliche der Zuschauer brüllten wie Bestien, manche ahmten das Geckläff nach, oder hetzten die Hunde auf die Christen. Die aufgereizte Meute stürzte schließlich auf die Christen los, zog sich aber ebenso schnell wieder zurück, um dann aufs neue schnuppernd vorwärts zu stürzen. Nun schlug einer der Hunde die

Zähne in die Schulter eines vor ihm knieenden Weibes und riß es zu Boden, und damit war der Anfang zu dem Blutbade gemacht. Die Hunde drangen jetzt auf ihre Opfer ein. Das Toben und Lärmen in dem Zuschauerraum machte einer plötzlichen Stille Platz und mit angestrengter Aufmerksamkeit folgte die Menge den Vorgängen. In eine unförmliche Masse zusammengeballt, wälzten sich Hunde und Menschen in der Arena. Das Blut floß in Strömen. Da und dort waren noch einzelne knieende Gestalten zu sehen, bald aber waren auch diese aufs schrecklichste verstümmelt.

Neue Opfer wurden in die Arena getrieben. Allein die Meute ließ sie fast unbehelligt. Nur einige wenige der Hunde stürzten sich auf die zunächst knieenden; die übrigen legten sich nieder, leckten sich mit ihren bluttriefenden Zungen und dehnten und streckten sich.

Doch die erregten, von dem Blute trunkenen, geradezu rasenden Zuschauer schrien nun mit heiserer Stimme: „Die Löwen, die Löwen heraus!“ Die Löwen hätten zwar erst am folgenden Tage in die Arena gelassen werden sollen, allein im Amphitheater herrschte das Volk. Sogar der Cäsar mußte sich unter dessen Willen beugen. Nero war bei solchen Gelegenheiten stets nachgiebig gewesen, lag ihm doch vor allem der Beifall des Volkes am Herzen. Und jetzt handelte es sich darum, daß durch die Feuersbrunst aufrührerisch gemachte Volk zu beruhigen und die Christen zu verderben, die man zu Brandstiftern gestempelt hatte.

Er gab das Zeichen, das Tor zu öffnen und sofort trat Stille ein, eine solche Stille, daß man das Tor knarren hörte. Sobald die Hunde der Löwen ansichtig wurden, zogen sie sich winselnd, in dicht gedrängten Haufen, an das andere Ende der Arena zurück. Die Löwen aber, ungeheuerre, fahlgelbe Tiere mit langen, zottigen Mähnen, trotteten langsam, einer nach dem andern, in die Arena. Sogar der Kaiser schenkte ihnen volle Aufmerksamkeit und hielt fortwährend den Smaragd* an sein Auge.

Trotzdem die Löwen hungrig waren, stürzten sie nicht sofort auf ihre Opfer. Von dem rötlichen Scheine in der Arena geblendet, zwinkerten sie mit den Augen, dehnten und streckten sich, und rissen gähnend ihre Rachen in einer Weise auf, als ob sie den Zuschauern ihre furchtbaren Zähne weisen wollten. Bald jedoch wurden sie unruhig. Der Blutgeruch, die umliegenden zerfleischten Menschenkörper wirkten auf sie ein. Ihre Mähnen sträubten sich, schnaubend blähten sich ihre Nüstern auf. Da auf einmal stürzte sich ein Löwe auf den Leichnam einer Frau, deren Gesicht vollständig zerfleischt war, legte die Vordertatze auf ihren

* Er war kurzsiglig.

Leib und beleckte mit seiner rauhen Zunge das geronnene Blut, ein zweiter aber näherte sich einem Manne, der ein mit Fell umhülltes Kind in den Armen hielt. Dessen Schreien und Weinen reizte den Löwen: Ein drohendes Gebrüll ausstoßend, tötete die Bestie das Kind mit einem Schlag ihrer Fauste, schnappte nach dem Kopfe des Vaters und zermalmte ihn in einer Sekunde.

Die anderen Löwen hatten sich inzwischen auf die knieende Christenschar gestürzt. Wohl stießen einige Frauen Schreckensrufe aus, allein die Zuschauer schlugen einen Moment wie rasend in Hände, hielten aber dann fast den Atem an, um sich ja nicht den kleinsten Vorgang in der Arena entgehen zu lassen. Da verschwanden die Köpfe der Opfer in den Rachen der Löwen, dort krachten die Knochen der Märtyrer zwischen den scharfen Zähnen. Einige der Löwen packten ihre Opfer an der Seite oder beim Kreuze und setzten mit ihnen in tollen Sprüngen über die Arena, als ob sie, um ungestört fressen zu können, einen verborgenen Winkel aussuchen wollten. Andere bekämpften sich wechselseitig, indem sie sich unter lautem Gebrüll ihren Raub zu entreißen suchten. Die Zuschauer standen von ihren Sitzen auf. Viele verließen die Plätze und eilten in die unteren Gänge. Dort konnte man alles besser sehen. Es hatte den Anschein, als ob sich das geradezu toll gewordene Volk, gleich den Löwen, auf die Christen stürzen wollten. Der Kaiser ließ den Smaragd nicht von den Augen.

Plötzlich neigte sich der Cäsar etwas vor und flüsterte, sei es aus Wahnsinn, sei es aus dem Wunsche, den Römern ein bisher nie dagewesenes Schauspiel zu bieten, dem Stadtpräfekten einige Worte zu. — — —

Staunen ergriff die Menge, als sich das Gitter abermals auftat und allerlei Bestien in die Arena getrieben wurden: Tiger vom Euphrat, numidische Panter, Bären, Wölfe, Hyänen, Schakale. Mit all diesen gefleckten, gestreiften, braunroten und fahlgelben Tieren glich die Arena bald einem wogenden Meere. In dem Chaos vermochte das Auge nichts mehr zu unterscheiden, als die Rückenwirbel der dicht aufeinander gedrängten Tierleiber. Zwischen dem Brüllen, Heulen und Winseln ertönte aus dem Zuschauerraum das durchdringende, krampfhafte Lachen der Frauen, deren Kräfte schwanden. Entsetzen erfüllte die Menge. Auf den Gesichtern der meisten Zuschauer spiegelte die bange Furcht, von allen Seiten schrie man: „Genug, genug!“

Doch es war viel leichter gewesen, die Tiere in die Arena zu bringen, als sie wieder zu entfernen. Allein der Cäsar wußte auch dafür Rat. Er wandte ein Mittel an, das gleichzeitig zur

Befriedigung des Volkes diente. In den die Sitzreihen durchschneidenden Quergängen erschienen truppweise hochgewachsene Numidier, mit Federn und Ohrgehängen geschmückt, den Bogen in der Hand. Unverweilt traten sie an das Gitter, spannten ihre Bogen und schossen mit ihren Pfeilen mitten in die Schar der wilden Tiere. Dieses neue Schauspiel erregte allgemeines Entzücken. Pfeil auf Pfeil flog in die Arena, bis alles Lebende zu Tode getroffen war.

Hunderte von Sklaven schafften die toten Menschen und Tiere hinweg, reinigten den Kampfplatz von dem Blute, ebneten ihn und schütteten frischen Sand auf.

Nero hatte noch für andere Unterhaltung gesorgt. Man verkleidete die Christen als Gladiatoren, damit sie sich gegenseitig bekämpften. Sie warfen aber die Waffen zu Boden, umarmten einander und ermutigten sich gegenseitig, Marter und Tod geduldig zu erleiden. Alle Wutschreie des Volkes nützten nichts, sodaß der Cäsar wirkliche Gladiatoren gegen sie schickte, welche die Wehrlosen niederschlugen.

Dann ließ er Scharen von Unglücklichen ans Kreuz schlagen, die so zahlreich waren, daß sie einem Gehölze glichen, in dem sterbende Menschen hingen. Es war ein Schauspiel, wobei das Vergnügen der Zuschauer darin bestand, das langsame Dahinscheiden der Opfer mit anzusehen. Keines schrie oder bat um Erbarmen.

Und nachts bot das Scheusal dem zum Teil trunkenen Volke noch ein außergewöhnliches Schauspiel. In den Kaiserlichen Gärten brannten lebendige Fackeln. Es waren dies wiederum Christen, die man mit Pech bestrichen, an Pfähle gebunden und in Brand gesteckt hatte. Und auch hier ertönte aus dem Munde vieler Unglücklichen Hymnen zu Ehren Christi.

Nach „Quo vadis“ von Sienkiewicz.
Verlag Benziger & Cie, Einsiedeln.
Mit gütiger Erlaubnis des Verlages.

22. Im Amphitheater.*

Bei dem großen Brande unter Nero wurden die Amphitheater, die alle aus Holz gebaut waren, ein Raub der Flammen. Sofort nach der schrecklichen Katastrophe ließ der Kaiser sie wieder aufbauen. Besonders eines ragte durch seine gewaltige Größe hervor: Tausende von Werkmeistern arbeiteten Tag und Nacht an der Einrichtung und der Ausschmückung des Riesenbaues. Das Volk erzählte sich Wunderdinge von der herrschenden Pracht. Die Brüstungen strohten von Bronze, Bernstein, Elfenbein, Perlmutt und Schildkrot. Mittelst Kanälen, die unter den

* Nach „Quo vadis“ von Sienkiewicz. Verlag Benziger & Cie., Einsiedeln. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages.

Sitzen weiter ließen, wurde von dem Gebirge eiskaltes Wasser hergeleitet und dadurch selbst bei der großen Hitze eine angenehme Temperatur erzielt. Ein ungeheures, purpurrotes Velarium* gewährte Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Zwischen den Sitzen standen Räucherpfannen umher, dazu bestimmt, die feinsten arabischen Düfte zu verbreiten; über den Sitzen waren Vorbereitungen angebracht, um die Zuschauer fortwährend mit Wohlgerüchen aus Verbena und Safran zu besprengen.

Schon vor Sonnenaufgang harrte eine zahlreiche Volksmenge auf das öffnen der Zugänge und lauschte voll Entzücken dem Gebrülle der Löwen, dem heiseren Geknurre der Panter und dem Geheule der Hunde. Seit 2 Tagen waren die Tiere nicht gefüttert worden; man hatte ihnen aber blutige Fleischstücke vorgehalten, um ihre Wut und ihren Hunger zu steigern. Zeitweise wurde daher das Gebrüll und das Geheul so furchtbar, daß die Leute vor dem Zirkus ihre eigenen Worte nicht mehr vernahmen, daß die weniger Beherzten vor Schrecken erbleichten. In eifrigen Gesprächen wurden alle Einzelheiten der kommenden Spiele erörtert. Parteien bildeten sich, von denen die einen den Löwen, die andern den Tigern eine größere Geschicklichkeit im Zerfleischen ihrer Opfer zuerkannten. Wetten wurden abgeschlossen über die Tiere und über die Gladiatoren.

Bald erschienen auch größere oder kleinere Abteilungen von Gladiatoren vor dem Amphitheater. Um sich nicht zu ermüden, hielten sie unbewaffnet ihren Einzug. Einige trugen grüne Büsche in der Hand, etliche hatten sich mit Blumen geschmückt, alle aber waren jung, schön und standen in der Blüte des Lebens. Die Umstehenden kannten viele der Gladiatoren persönlich; es ertönten daher fortwährend die Rufe: „Sei gegrüßt, Furnius!, sei gegrüßt, Leo! sei gegrüßt, Maximus!“ — Doch die Aufmerksamkeit der schaustürmischen Menge ward nun durch die mit Geißeln bewaffneten Männer erregt, deren Aufgabe darin bestand, die kämpfenden immer wieder anzutreiben. Nach diesen fuhr eine lange Reihe mit Mauleseln bespannter Wagen vor das Spolarium**, die darauf aufgetürmten Holzsärge erweckten als neuen Beweis für die große Zahl der zum Tode bestimmten Christen bei dem Volke einen wahren Jubel. Dann rückte eine Schar Männer heran, denen die Tötung der Verwundeten oblag. Ihnen folgten die Leute, welche für die Aufrechterhaltung der Ordnung und für Anweisung der Plätze zu sorgen hatten, sowie die Sklaven, welche die Erfri-

* Horizontal ausgespanntes Schutztuch.

** Raum, wo die Fechter sich an- und auszogen, besonders aber, wo die verwundeten Fechter getötet wurden.

schungen umherreichen mußten, schließlich aber kamen die Prätorianer, ohne deren Schutz der Cäsar niemals ein Amphitheater besuchte.

Als endlich die Tore geöffnet wurden, stürzte das Volk geradezu in den Zirkus. Doch die Schar der Schaulustigen war eine so große, daß der Andrang Stunden hindurch währte. Das Gebrüll der wilden, die Menschen witternden Tiere wurde immer lauter, die Zuschauer aber verursachten beim Einnehmen der Plätze ein solch donnerähnliches Geräusch, wie die Meerestwogen beim Herannahen eines Sturmes.

Jetzt aber nahte sich auch der Stadtpräfekt inmitten der Vigilien* und ihm folgten in langer, ununterbrochener Reihe die Sänfte der Senatoren, der Konsuln, der Prätoren**, der Aediles ***, der Behörden, der Palastbeamten, der Anführer der Prätorianer, der Patrizier, wie auch die Sänfte hervorragender Frauen. Vor einigen der Sänften schritten Liktoren, den Rutenbündel mit dem Beil tragend, vor andern eine Schar Sklaven. Hell glitzerten in der Sonne die Vergoldungen der Sänften, die weißen und farbigen Stoffe, die Federn, die Ohrgehänge, die Juwelen, der Stahl der Beile. Aus dem Zirkus ertönten schon die Rufe, mit denen das Volk beliebte und hervorragende Persönlichkeiten begrüßte, immer noch erschienen aber kleine Abteilungen der Prätorianer. Erst nach geraumer Zeit trafen die Priester der verschiedenen Tempel und nach ihnen die Vestalinnen ein, vor deren Sänften auch Liktoren einhergingen. Mit dem Beginn des Spieles wurde nunmehr noch auf den Cäsar gewartet. Doch Nero, der das Volk nicht ungeduldig machen, sondern es durch Pünktlichkeit gewinnen wollte, erschien rechtzeitig mit der Augusta† und umgeben von den Augustianern‡.

Welch ein herrliches Amphitheater! Der Anblick war in der Tat prächtig. Auf den unteren Säulen glänzten die blendend weißen Togen†† wie Schnee. Auf dem von Gold glitzernden Podium saß der Cäsar mit einem Halsband aus Diamanten geziert, einen goldenen Kranz auf dem Haupte, neben ihm die schöne,

* Die Wachen.

** Vorsitzende der Gerichte; Leiter der Spiele.

*** Leiter der gesamten Polizeiverwaltung (früher auch Leiter der Spiele).

† Kaiserin.

‡ Des Kaisers Gefolge. Meist reiche, ausschweifende Leute aus der Ritterschaft.

†† Mantelüberwurf. Nationalkleid. Die Römer hießen bei den Fremden auch die „Togaträger“.

aber düster blickende Augusta. Zu ihren beiden Seiten reihten sich die Vestalinnen, die hohen Würdenträger, die Senatoren in verbrämter Tunika*, die Kriegsobersten in blinkendem Waffenschmucke, mit einem Worte alles, was Rom an Macht, Glanz und Reichtum aufzuweisen hatte. In den oberen Sitzreihen hatte man den Rittern ihre Plätze angewiesen, in den höchsten Reihen, die für das Volk bestimmt waren, wogte ein wahres Meer von Köpfen, über denen sich von Säule zu Säule Gewinde von Rosen und Lilien, von Herbstzeitlosen, Ephem und Weinlaub hinzogen.

Unter der Volksmenge unterhielt man sich laut, die einen riesen den andern zu, man sang, lachte über ein Witzwort, das von Mund zu Mund lief und stampfte zeitweise vor Ungeduld mit den Füßen, um den Beginn des Spieles zu beschleunigen. Schließlich aber artete das Gestampf zu einen donnerähnlichen, andauernden Lärm aus, sodass der Stadtpräfekt, der schon mehrere Male mit ansehnlichem, glänzendem Gefolge die Arena umritten hatte, ein Tuch schwenkte und damit einen wahren Beifallssturm aus tausenden von Kehlen hervorrief.

Gewöhnlich fingen die Spiele mit dem Jagen der wilden Tiere an, wobei sich verschiedene der Barbaren aus dem Norden und Süden auszuzeichnen pflegten, dieses Mal jedoch machte man den Anfang mit den Gladiatoren, die mit verbundenen oder von dem Hjelme bedeckten Augen stochten. Eine ganze Schar von ihnen betrat gleichzeitig die Arena. Sie schlugen mit den Schwertern in die Lüfte, während die Antreiber bemüht waren, mittelst langer Spieße sie gegeneinander zu treiben. Bei den ausgesuchten Zuschauern erweckte dies Schauspiel nur Gleichgültigkeit und Verachtung, der Pöbel ergötzte sich an den ungeschickten Bewegungen der Gladiatoren und brach in lautes Lachen aus, wenn sie mit ihren Schultern zusammenstießen und versuchte sie durch die Rufe: „Mehr nach rechts! mehr nach links! in gerader Richtung!“ irre zu leiten. Da sich allmählich verschiedene zusammensetzten, begann der Kampf blutig zu werden. Die mutigeren Gegner warfen ihre Schilde weg, reichten sich gegenseitig die linke Hand, um beisammen zu bleiben und kämpften mit der Rechten um Leben und Tod. Der, welcher fiel, hob die Hand in die Höhe, zum Zeichen, dass er um Gnade bitte. Zu Beginn der Spiele verlangten indessen die Zuschauer gewöhnlich den Tod der Verwundeten, insbesondere, wenn deren Gesichter verhüllt und dadurch unkenntlich waren. Die Zahl der kämpfenden verringerte sich rasch. Zuletzt waren nur noch zwei übrig geblieben, die derart

* Wurde unter der Toga auf dem Leibe getragen; hemdartig.

auseinander getrieben wurden, daß sie, zusammenprallend, auf den Sand stürzten und sich wechselseitig erstachten. Während nun von allen Seiten der Ruf: „Es ist vollbracht!“ ertönte, schafften Bedienstete die Leichname aus der Arena, Knaben aber reichten die blutigen Spuren hinweg und streuten Safranblätter auf den Sand.

Alle, samt und sonders, sahen voll Interesse dem Kampfe entgegen, der nun beginnen sollte. Gar häufig gingen die jungen Patrizier Wetten ein, durch die sie ihr ganzes Hab und Gut einbüßten. So wanderten auch jetzt Täfelchen von Hand zu Hand, auf denen die Namen der beliebtesten Gladiatoren und die Summe der Sesterzien angegeben waren, die ein jeder auf seinen Künstling wetzte. Selbst der Cäsar ging Wetten ein und seinem Beispiel folgten die Priester, die Vestalinnen, die Senatoren, die Ritter und alles Volk. Viele unter den Plebejern, denen es an Geld mangelte, setzten ihre eigene Freiheit zum Pfande.

Todesstille trat unter den Zuschauern ein, als der Schall der Trompete ertönte. Tausende von Augen richteten sich auf eine große, mit einem eisernen Riegel geschlossene Pforte, der sich ein Mann in der Gestalt des Charon* näherte und drei gewaltige Hammerschläge darauf führte, wie um anzudeuten, daß alle, die sich hinter ihr bargen, dem Tode geweiht seien. Plötzlich öffneten sich hierauf die leichten Torflügel, die das dunkle Gewölbe verschlossen, aus welchem nun die Gladiatoren in die helle Arena schritten. Sie erschienen truppweise, immer 25 Leute zusammen. Anfänglich ließen sich vereinzelte zustimmende Rufe hören, nach und nach aber brach ein anhaltender Beifallssturm los. Wohin man auch blickte, sah man erregte Menschen, welche in die Hände klatschten und laut schrien. Gleichmäßigen, elastischen Schrittes umkreisten die Gladiatoren die Arena. Glänzend schimmerten ihre Waffen und ihre prächtigen Rüstungen. In stolzer, vornehmer Ruhe machten sie vor dem Podium des Cäsars halt. Die Fechter hoben die rechte Hand in die Höhe, richteten den Blick zu dem Kaiser empor und sprachen oder vielmehr sangen in langgezogenen Tönen:

Ave** Cäsar, Imperator,
Wir, die wir sterben, grüssen dich!

Dann stoben sie rasch auseinander, um die ihnen angewiesenen Plätze der Arena einzunehmen. Der Bestimmung zufolge sollten sie in Gruppen gegeneinander kämpfen, doch die Berühm-

* Fährmann, der die Schatten der Verstorbenen über die Flüsse der Unterwelt setzt.

** Gegrüßt seist du!

testen hatten die Erlaubnis erhalten, im Zweikampf ihren Mut, ihre Kraft, ihre Ausdauer zu beweisen. Aus der Mitte der Gallier trat daher Lanio hervor, der den ständigen Besuchern der Arena unter dem Namen „der Schlächter“ bekannt war. Mit dem großen, schweren Helm auf dem Haupte, Brust und Rücken von einem mächtigen Harnisch umschlossen, glich er in der glänzend geschmückten Arena einem gewaltigen Stiere. Der nicht weniger berühmte Netzfechter Calendio stellte sich als sein Gegner auf. — Unter den Zuschauern wurden neue Wetten abgeschlossen. „500 Sesterzien* für den Gallier!“ „500 für Calendio!“ „Bei Herkules 1000!“ „2000!“

Der Gallier war inzwischen bis in die Mitte der Arena geschritten. Nun aber zog er sich mit vorgestrecktem Schwerte und gebeugtem Haupte zurück, durch sein Visier aufmerksam seinen Widersacher beobachtend. Der leichtenfüßige, wunderbar schön gebaute Netzfechter, der außer einem Gurt um die Lenden völlig nackt war, sprang fortwährend um seinen schwerfälligen Feind herum, voll Anmut das Netz schwingend, den Dreizack hebend oder senkend und den bei den Netzfechtern üblichen Gesang anstimmend:

Nicht nach dir ziele ich, nach dem Fisch ziele ich;
Was suchst du dich mir zu entziehen, o Gallier?

Doch der Gallier floh nicht. Nur wenige Schritte ging er zurück, dann blieb er stehen, durch eine kaum merkliche Bewegung sich stets so wendend, daß er seinen Gegner fortwährend im Auge behielt. Die Zuschauer begriffen sofort, daß dieser geharnischte Gladiator darauf bedacht war, durch einen einzigen Stoß den Kampf zu entscheiden. Der Netzfechter sprang inzwischen bald auf ihn zu, bald wieder zurück, mit seiner zackigen Gabel sehr rasche Bewegungen ausführend, daß das Auge kaum zu folgen vermochte. Nur ein zeitweise ertönender Klang legte Zeugnis dafür ab, daß die Spitzen des Dreizacks den Schild getroffen hatten; doch Lanio wich und wankte nicht — der deutlichste Beweis für seine unendliche Kraft. Seine ganze Aufmerksamkeit war nicht auf den Dreizack, sondern auf das Netz gerichtet, das gleich einem unheil verkündenden Vogel beständig über seinem Haupte schwebte. Die Zuschauer wagten kaum zu atmen. Da plötzlich schien dem Gallier der geeignete Moment gekommen zu sein, und er führte einen raschen Stoß auf seinen Gegner. Doch dieser schoß mit Blitzesschnelle unter dem Schwerte hinweg, richtete sich dann hoch empor und warf sein Netz. Der Gallier jedoch, langsam an seinen

* Silbermünze im Werte von 25 Rp.

früheren Platz zurückkehrend, fing das Netz mit seinem Schilde auf. — Und abermals singen die Gladiatoren zu kämpfen an und ihre Bemühungen waren so gleichmäßig und schön, daß es den Anschein hatte, als ob sie nicht auf Leben und Tod stritten, sondern nur ihre Geschicklichkeit zeigen wollten. Zweimal wisch Lanio wieder dem Netze aus, dann zog er sich an das Ende der Angriff!" Lanio gehorchte und stürzte auf Calendio. Ein Blutwollten ihm keine Ruhe gönnen und schrien: „Zum Angriff, zum Angriff!" Lanio gehorchte und stürzte sich auf Calendio. Ein Blutstrom schoß plötzlich aus dem Arme des Netzfächters. Nun bot der Gallier alle seine Kraft auf. Rasch sprang er vor, um den letzten Streich zu führen. Doch in demselben Augenblicke wisch Calendio, der sich absichtlich unfähig zum Netzfächten gestellt hatte, geschickt zur Seite, stieß seinem Gegner den Dreizack zwischen die Beine und brachte ihn dadurch zum Falle.

Umsonst versuchte Lanio, sich wieder zu erheben. In einer Sekunde umfing ihn das Unheil bringende Gewebe, in dessen Maschen er sich mit jeder Bewegung mehr und mehr verwinkelte, während ihn Calendio mit dem Dreizack aufs neue niederrstieß. Doch noch einmal wand er sich hin und her, um sich aus dem Netze zu befreien. Es war zu spät. Seiner kraftlos gewordenen Hand entfiel das Schwert, er faßt sich an das Haupt und fiel rücklings zur Erde. Calendio aber, den Dreizack mit beiden Händen ergreifend und dessen Spitzen auf den Hals des bezwungenen Gegners setzend, wendete sich gegen das Podium des Cäsars.

Der ganze Zirkus dröhnte von dem Beifallsklatschen und den stürmisichen Rufen der Menge. Die, welche auf den Netzfächter gewettet hatten, stellten Calendio in diesem Augenblick höher als Nero, gleichzeitig schmolz aber der Haß gegen Lanio, der auf Kosten seines Lebens ihren Beutel füllte, daher war auch, nach den gegebenen Zeichen zu schließen, das Urteil der Zuschauer ein geteiltes. Auf den höheren Sitzreihen stimmte die eine Hälfte der Leute für den Tod des Besiegten, die andere Hälfte war für seine Begnadigung. Calendio aber, nur auf den Kaiser und die Vestalinnen schauend, harrete auf deren Entscheidung.

Zum Unglück für Lanio hegte Nero eine Abneigung für ihn, weil er früher gegen den Gallier gewettet und eine große Summe verloren hatte. So streckte er seine Hand über das Podium und zeigte mit dem Daumen zur Erde. Die Vestalinnen ahmten sofort sein Beispiel nach. Daraufhin kniete Calendio auf die Brust des Bezwungenen, schob dessen Rüstung ein wenig zurück, zog ein kurzes Messer aus dem Gurt und stieß die dreieckige Klinge bis zum Griff in den Hals des Gegners. Lanio versuchte noch einige Male

um sich zu schlagen gleich einem abgeschlachteten Stier, stieß mit dem Fuße in den Sand, streckte sich und blieb bewegungslos liegen.

Sein Tod war zweifellos. Keiner der Männer fand es notwendig, mit einem glühenden Eisen zu versuchen, ob er noch lebe. Rasch ward er hinweggebracht, und weitere Kämpfe wurden ausgesuchten. Die Menge nahm leidenschaftlichen Anteil daran, verwandte kein Auge davon. Man heulte, lärmte, psiff, klatschte Beifall, lachte und stachelte die Gladiatoren auf. Letztere kämpften mit der Wut von wilden Tieren, Brust an Brust. Die Körper verkrümmten sich förmlich in der tödlichen Umarmung, die Knochen krachten, ein Schwertstoß folgte dem andern, über die bleichen Lippen strömte das Blut in den Sand. Allgemach ergriff die Neulinge eine solche Angst, daß sie sich dem Menschenknäuel zu entziehen und zu fliehen trachteten. Allein die Untreiber trieben sie mittels Geißeln, an deren Ende Blei befestigt war, in den Kampf zurück. Große Blutlachen bildeten sich auf dem Sande. Reihenweise lagen die toten, mit Rüstungen versehenen Körper in der Arena. Doch inmitten dieser Leichname schöten die Lebenden weiter, strauchelten über Harnische und Schilder, rissen sich die Füße an den Waffen blutig und stürzten schließlich auch zur Erde.

Zum Tode getroffen lag schließlich die Mehrzahl der Gladiatoren auf der Erde, nur wenige Verwundete knieten in der Mitte der Arena und streckten mit der Bitte um Gnade zitternd ihre Hand gegen die Zuschauer aus. Nach der Belohnung der Sieger mit Kränzen und Olivenzweigen trat eine Ruhepause ein, die aber auf Befehl des allmächtigen Cäsars zu einem wahren Festgelage benutzt ward.

Die Druckwerke verbreiteten einen feinen Regen von Safran und Veilchenwasser über die Zuschauer, Wohlgerüche wurden in den Räucherpfannen verbrannt, erfrischende Getränke, Fleischspeisen, süßes Backwerk, Wein, Oliven und andere Früchte herumgereicht. Das Volk tat sich gütlich, schwätzte und rief dem Cäsar „Heil“ zu, um ihn zu noch größerer Freigebigkeit anzuregen. Nachdem Hunger und Durst gestillt waren, brachten hunderte von Sklaven allerlei Geschenke in unzähligen Körben herbei; aus denen Knaben in der Gestalt von Amoretten* die Gaben entnahmen und sie unter die Zuschauer warfen. In dem Augenblicke, da Lotterielose verteilt wurden, entstand jedoch ein wahrer Kampf. Die Leute balgten sich, warfen sich gegenseitig zu Boden, traten

* Liebesgötter.

sich mit den Füßen, riefen um Hilfe, sprangen über die Bänke, würgten sich, allein in der Hoffnung, durch einen glücklichen Treffer ein Haus mit einem Garten, einen Sklaven, ein prächtiges Gewand oder irgend ein wildes Tier zu gewinnen, das dann späterhin an ein Amphitheater verkauft werden konnte. Um diesem wüsten Treiben ein Ende zu machen, mußten die Prätorianer einschreiten; nach der Verteilung der Geschenke aber trug man viele mit gebrochenen Armen oder Beinen, manche sogar mit völlig zerstampftem Körper aus dem Zirkus.

23. Im Zirkus zu Antiochien.

Die Zirkusse waren langgestreckte Gebäude, etwa fünfmal so lang als breit; Arkaden in Stockwerken schlossen die Rennbahnen ein. Im Innern stiegen die Sitzreihen amphitheatralisch an. Das Gebäude war unbedeckt, doch schützten gespannte Tücher vor den Sonnenstrahlen. Es gab verschiedene Arten von Wettkämpfen: Pferde- und Wagenrennen, Ring- und Faustkämpfe, Wettslauf usw. Die Wagenrennen erregten das größte Interesse. Sie geschahen einer niederen Mauer entlang, welche die Rennbahn gleichsam in zwei Teile zerlegte. Dann mußte um ihr Ende gewendet und der Lauf auf der anderen Seite zurückgemacht werden und das gewöhnlich siebenmal. Durch Wegnahme von Zeichen — Delphinen und Augeln — wurden die Umgänge gezählt. Eröffnet wurden die Spiele, die oft ein Fest abschlossen, durch einen glänzenden Aufzug der Spielleiter und Wettkämpfer, wobei auch Götterbilder getragen oder gefahren wurden. Die Zuschauer bildeten Parteien, die weiße, rote, grüne usw., die in der Erregung sich oft in die Haare gerieten, sodaß nicht selten Blut floß. Schon am Tage vor dem Spiele besetzte man scharenweise jeden freien Platz in der Nähe des Zirkus, aus Angst, keinen Platz mehr zu finden. Waren nach der Eröffnung die Plätze gestürmt, so hätte nur ein Erdbeben, oder ein Heer mit den Waffen in der Hand das Volk vertreiben können.

Ohne Zweifel ernteten die Wagenlenker am meisten Beifall. Jeder trug eine wollene ärmellose Tunika* von der Farbe, unter der er im Programm aufgeführt war. Die Zuschauer erhoben sich, der Jubel wollte nicht enden.immer dichter wurde der duftige Blumenregen, der sich über die Lenker ergoß. Jeder einzelne der Zuschauer, Kinder, Männer und Frauen trugen ein Band über die Brust oder im Haar, das bei dem einen grün, beim andern blau, beim dritten gelb usw. war. Am zahlreichsten aber waren weiß und scharlach mit Gold vertreten.

Kurz und scharf erklang die Trompete: Sogleich sprangen

* Kleidungsstück, das unter der Toga auf dem Leibe getragen wurde.

hinter den Pfeilern des 1. Ziels 6 Männer hervor, die dazu bestimmt waren, Hilfe zu leisten, falls eines der Gespanne in Verwirrung geriete. Auf einen weiteren Trompetenstoß stürzten die Viergespanne hervor und wie mit einem Schlage erhob sich das zahlreiche Publikum, sprang auf die Bänke und erfüllte die Luft mit gellendem Geschrei. Dennoch hatte das Rennen noch nicht begonnen; denn erst mußten die Gespanne glücklich über ein gespanntes weißes Seil hinweg sein, das erst auf ein neues Trompetenzeichen fiel. Dadurch sollte ein gleichmäßiger Start erzielt werden. Jeder Leiter begehrte mit Unbedarf, den Platz an der Mauer zu erlangen und schon hiebei mußte sich zeigen, wer den Sieg erringen würde.

Die Gespanne näherten sich dem Ziele zur gleichen Zeit. Abermals ertönte kurz und scharf die Trompete, das Seil fiel und nicht einen Augenblick zu früh; denn schon traf es eines der Pferde Messalas mit dem Hufe, und der Römer schwang unerschrocken die Peitsche, ließ die Zügel schießen und gewann mit einem Triumphruf die viel begehrte Mauerseite.

„Jupiter mit uns!“ brüllte die ganze Partei des Römers. Als Messala in die Bahn einbog, traf der broncene Löwenkopf, mit dem das Ende seiner Wagenachse verziert war, das Außenpferd des Athener. Mit einem unruhigen Seitensprung flog das Tier gegen das Nebenpferd und das Gespann geriet in die tollste Verwirrung. Da der Athener nur den Korinther zur Rechten hatte, wollte er sein Gespann nach dieser Seite hinlenken, daß rannte zum Unglück der Byzantiner, der ihm zur Linken fuhr mit dem Rade gegen den Hinterteil seines Wagens an, und das Gestell zerschellte unter lautem Krachen; der unglückliche Kleontes stürzte unter die Hufe seiner eigenen Pferde. Aber weiter flogen der Corinther, der Byzantiner, der Sidonier; jubelnd schrien noch immer die Römer.

Beim Kampf um die Plätze hatte Ben Hurs Gespann die äußerste Linke inne gehabt. Im ersten Augenblick hatte ihn das grelle Licht der Arena geblendet, doch gleich darauf hatte er sich einen Überblick über seine Gegner zu verschaffen gewußt und ihre Absichten sofort erraten. Auf Messala warf er einen forschenden Blick. Dessen feines Patriziergesicht zeigte kalten Stolz und der prächtige Helm erhöhte noch die römische Schönheit. Ben Hur glaubte die Seele des Mannes zu durchschauen: grausam, verschlagen, verwegend, kaltblütig und siegesgewiß. Aber um jeden Preis wollte er seinen Todfeind hier vor allem Volke demütigen. Der Plan war gefaßt und voll Selbstvertrauen, Aufmerksamkeit und Umsicht begann er den Kampf.

Es war ihm sofort klar, daß Messala den Platz an der Mauer gewinnen mußte, falls kein Zusammenstoß stattfinde. Weiterhin durchschaute er auf der Stelle, daß der Römer durch den Spielleiter genau wußte, wann das Seil fallen würde, denn andernfalls ließ sich der beispiellose Leichtsinn nicht erklären, mit dem er sein Gespann vorwärts trieb, während die andern Lenker ihre Rosse vorsichtig zurückhielten. Während die übrigen Fahrer mit aller ihnen zu Gebote stehender Geschicklichkeit zu vermeiden suchten, daß sie in den Sturz des Athener hineingezogen würden, lenkte Ben Hur mit wunderbarer Geschicklichkeit seine Araber unter einem Winkel, bei dem so gut wie gar keine Zeit verloren wurde, an den 2. Platz neben die Mauer. Beifall erscholl auf allen Bänken und des Jüden Freund bot lächelnd enorme Wetten an. Alle Römer aber begannen zu glauben, daß Messala einen ebenbürtigen Gegner, ja vielleicht einen Meister gefunden haben könnte.

Seite an Seite sausten sie nun dahin, dem 2. Ziele zu hier herumzukommen, galt als das beste Kennzeichen eines geübten Wagenlenkers. Erst vor der gefährlichen Biegung schien Messala den Gegner zu bemerken. Mit geübter Hand schwang er die Peitsche und versetzte den treuen Arabern Ben Hurs einen Schlag, wie sie ihm wohl Zeit ihres Lebens noch nie gefühlt hatten.

Mit Unwillen und Staunen hatte die Menge diese schnöde Gemeinheit mit angesehen. Tiefe Stille herrschte auf einen Augenblick im weiten Raum, dann aber brach die Entrüstung im donnerähnlichem Getöse aus und mit Schmähungen wurde der Römer überhäuft, wo immer er vorbeikam.

Bei dem rohen Schlag taten die Rosse entsezt einen wilden Satz, waren sie doch immer nur mit Liebe und Zärtlichkeit behandelt worden. Ben Hur aber blieb fest und aufrecht stehen, mit riesiger Kraft hielt er die Rosse zurück, um ihnen im nächsten Augenblick wieder die Zügel zu lassen. Mit schmeichelnden und beruhigenden Worten vermochte er sie um die gefährliche Biegung herumzulenden. Als er sich dem 1. Ziele wieder näherte, war er bereits von neuem an Messalas Seite, überall mit Jubel begrüßt.

Sobald die Wagen das Ziel hinter sich hatten, erstieg ein Mann den Aufsatz am westlichen Ende und entfernte eine der Kugeln, gleichzeitig wurde am östlichen Ende ein Delphin herabgenommen. Auf diese Weise verschwanden die zweite und dritte Kugel, der zweite und dritte Delphin.

Im Verlaufe der fünften Runde gelang es dem Sidonier, einen Platz neben Ben Hur zu erringen, doch verlor er ihn so-

gleich wieder. Allgemach hatte die Schnelligkeit der Gespanne zugemommen. Ueberall beugten sich die Zuschauer weit vor und folgten starren Blickes den beiden Gespannen.

Messala hatte seine höchste Geschwindigkeit erreicht. Mit halbem Leibe lag er überm Wagenrand. Seine Zügel hingen lose wie flatternde Bänder. „Jupiter mit uns!“ schrien die Römer. Langsam, aber sicher gewann Messala Vorsprung. Tief hielten seine Rosse den Kopf gesenkt, sie schienen mit dem Leibe den Boden zu berühren, blutrot glühten ihre Nüstern und die Augen traten aus den Höhlen.

Die sechste Runde hatte begonnen. Als sie sich dem zweiten Ziele näherten, lenkte Ben Hur hinter den Wagen des Römers. Messalas Freunde heulten vor freudiger Aufregung. Nicht schnell genug konnte des Juden Freund die angebotenen Wetten in sein Täfelchen eintragen. — Die ganze sechste Runde hindurch blieb die Reihenfolge die gleiche. Messala hielt jetzt aus Furcht, seinen Platz zu verlieren, ganz scharf neben der Mauer, ein Fuß weiter und sein Wagen hätte am Gestein zerschellen müssen.

Nun lagen nur noch eine Kugel und ein Delphin auf den Gestellen; das Ende des Kampfes stand bevor. Der Sidonier schwang über dem Biergespann die Peitsche, daß es vor Schreck und Schmerz vorwärts stürzte und eine kurze Zeit lang Aussicht hatte, den ersten Platz zu gewinnen. Doch blieb er bald wieder zurück. Der Byzantiner und der Korinther machten den gleichen Versuch mit gleichem Mißerfolge. Alle Parteien, außer den Römern, setzten nun ihre Hoffnungen auf Ben Hur. Wo er vorbeifuhr, ertönten wilde Rufe der Ermunterung. „Laß den Arabern die Zügel! Gib ihnen die Peitsche!“ — Entweder hörte er nicht, oder er konnte nichts mehr ändern. Bis zum zweiten Ziele folgte er auch jetzt hintendrein. Um herumzulenken, zog Messala die Zügel der linken Pferde straffer, sodaß ihre Schnelligkeit vermindert wurde. Er war wohlgemut, Weihgeschenke gelobte er den Göttern und mehr als einen Altar gedachte er zu schmücken.

In diesem Augenblick beugte sich Ben Hur nach vorn und ließ den Arabern die Zügel schießen und über dem Rücken der Pferde wirbelte, ohne zu treffen, ermunternd und drohend zugleich die Peitsche. Blitzschnell gehorchten alle vier Pferde wie ein Tier und mit einem Sprunge war er an Messalas Seite. Ben Hur hatte sich diese gefährliche Ecke für seinen Streich aussersehen. Um an Messala vorbeizukommen, mußte er die Bahn kreuzen und zwar in möglichst geringem Abstande. Dies erforderte große Geschicklichkeit, wenn er nicht zurückbleiben wollte. Die tausendköpfige Menge begriff das alles — sah wie Ben Hur die Pferde antrieb

— sah, wie sie ihm augenblicklich gehorchten — sah, wie Ben Hur's Araber neben dem Wagen Messalas lagen — sah, wie das Innenrad sich hart hinter Messalas Wagen befand! Da mit einem Male erscholl ein jäher Krach und ein Regen von weißen und gelben Splittern prasselte über die Bahn hin. Der Wagen des Römers stürzte nach rechts, die Achse prallte vom harten Boden zurück, der Wagen zerschellte und Messala, in seine Bügel verwinkelte, stürzte kopfüber. Dicht hinter ihm sauste der Sidonier an der Mauer dahin und da er sein Gespann nicht mehr anzuhalten vermochte, jagte er mit all seiner Geschwindigkeit in den Trümmerhaufen hinein. Dann ging's über den Römer hinweg und zwischen die vor Furcht rasenden Tiere. Der Korinther und der Byzantiner jagten hinter Ben Hur her, der nicht eine Sekunde aufgehalten worden war.

Die Menge sprang von den Bänken empor und schrie durcheinander. Man sah Messala regungslos unter den Hufen seiner Pferde liegen. Die Mehrzahl aber folgte Ben Hur mit begeistertem Blick. Sie hatten freilich nicht die rasche Bewegung gesehen, mit der er im entscheidenden Moment nach links lenkte und Messalas Rad mit der eisernen Spitze seiner Achse fasste und zerschmetterte; aber sein verändertes, entschlossenes Wesen war ihnen aufgesessen. Und wie liefen seine Pferde! Eben waren der Byzantiner und der Korinther am zweiten Ziele vorbei, da fuhr Ben Hur schon durch das erste. Das Rennen war gewonnen!

Das Volk brüllte sich heiser, der Leiter der Spiele kam und krönte die Sieger. Durch das Triumphtor verließen sie den Zirkus: Das durcheinander wogende Volk, befriedigt durch den aufregenden Ausgang des Wagenrennens, überschüttete alle mit brausendem Beifall.

Nach „Ben Hur“ von Lewis Wallace.

24. Der Fall des Serapis.*

Der Serapistempel war der größte aller Tempel der hellenischen Welt und von gigantischem Umfange. Hunderte von Höfen, Sälen, Gängen und Räumen schlossen sich an die gewaltigen, dem Kultus gewidmeten Hallen, oder breiteten sich in verschiedenen Stockwerken unter ihnen aus. Da gab es lange Zimmerreihen mit mehr als hunderttausend Bücherrollen, die berühmte Bibliothek des Serapeums, mit Lesehallen, Schreibstuben und Versammlungszimmern für die Leiter des Tempels, für Lehrer und Schüler. In dem festen Unterbau lagen die ver-

* Eigentlich Osiris-Apis, d. h. der zum Osiris gewordene oder verstorbene Apis. Beherrscher der Unterwelt.

lassenen Zellen der Büßer und die Wohnungen der niederen Beamten und Sklaven des Tempels, welche nach Hunderten zählten. In den unterirdischen Räumen öffnete sich die geheimnisvolle Welt der für die Einführung in die Mysterien und die Uebung derselben bestimmten Säle, Grotten, Gänge und Schlünde. Auf dem Dache des Heiligtums waren Observatorien errichtet und erhob sich die große Sternwarte, wo Astronomen, Sterndeuter und Magier ihre Nächte verbrachten. Und in den Höfen des Tempels, um welche sich Ställe und Magazine reihten, floß das Blut der Opfertiere und wurden die Eingeweide der geschlachteten Kinder und Schafe geprüft.

An den Tempel des höchsten Gottes, des Schutzherrn der Stadt, schlossen sich Stiftungen und Schulen, welche Tausenden zugute kamen. In seinem Schutze wurde die Wissenschaft, auf welche der Alexandriner stolz war, noch immer gepflegt; zu dem Serapeum gehörte die medizinische Fakultät, welche noch den unbestrittenen Ruf genoß, die erste der Welt zu sein; auf seiner Sternwarte ordneten Astronomen den Lauf des Jahres und aus ihr ging der Kalender hervor.

Die eigentliche riesige Tempelhalle enthielt höhere Werte als der Schatz eines mächtigen Königs. Hier, wo die griechische Schönheit mit der Pracht und Großartigkeit des Morgenlandes sich vermählte, war keine architektonische Form, kein Werk des Bildhauers, Malers, Erzgießers, Mosaicisten oder Webers, welches nicht den Tempel gediegenen Wertes und hoher Vollendung getragen hätte. Der braunrote, gesprankelte Porphyr, der weiße, grüne, gelbe und rote Marmor waren das Schönste und Reinst, das Griechenhände jemals bearbeitet hatten. Jede der tausend Skulpturen war das Meisterwerk eines großen Künstlers.

An der Hinterwand des eigentlichen Tempelraumes befand sich die turmhohe Nische mit dem berühmtenilde des Serapis. Würdevoll thronte die reife Männergestalt des Gottes auf dem goldenen Königssthe, der mit Edelsteinen über und über besetzt war. Sinnend und ernst schaute sein schönes Antlitz den Andächtigen entgegen. Das reiche Lockenhaar und das Getreidemaß, das auf seinem Scheitel ruhte, waren von gediegenem Golde. Zu seinen Füßen lag der Cerberus* und reckte die drohenden Drillinge, seine Köpfe, aus denen Rubinäugen blickten, weit in die Lust. Von Gold und Elfenbein waren der edle Leib des Gottes — ein Musterbild ruhender Kraft — und das Gewand gebildet. Tadellos harmonisch und vollendet war dieses Abbild übermenschlicher Macht und Götterhöheit. Wenn dieser Fürst sich von seinem Sitz erhob, mußte die Erde wanken und der Himmel erzittern. Gewiß, das Heiligtum war das Herz des hellenischen Lebens in der Stadt Alexanders. Was Wunder, wenn die Heiden wöhnten, beim Sturze des Serapis und seiner Behausung werde die Erde, müsse die Welt in einen Abgrund versinken.

Und nun hatte Theodosius in Alexandrien verkünden lassen: „Wie in allen Staaten, so wird auch in Aegypten jede Lehre, welche diesem teuren Glauben (christlichen) widerspricht, verfolgt werden; die-

* Hund, welcher die Unterwelt bewachte.

jenigen also, welcher einer andern Lehre anhängen, sie verkünden, oder verbreiten, sollen als Pezzer angesehen und behandelt werden.“ Die erschreckten Heiden besetzten ihr Heiligtum, das Wahrzeichen der Stadt, auf das die Christenführer und die Stadtautoritäten es abgesehen. Römische Soldaten stürmten den Tempel und nun erschienen der Bischof und die fanatischen Mönche, um den Serapis zu fällen. Hundert Panzerreiter rückten an, mit Axtten in der Hand. Die Menge erwartete etwas Entsetzliches, Haarsträubendes. Selbst die Soldaten waren voller Angst und weigerten sich, aus Scheu vor dem Götter, Hand an das edle, tadellose Bauwerk zu legen.

Da trat der Befehlshaber festen Schrittes auf die Leitern zu, hob mit kräftigen Armen eine derselben von der Wand, lehnte sie an die Brust des Gottes, nahm die Axt, welche ihm am nächsten lag und stieg von einer Sprosse zur andern und auf einmal verstummte der Lärm der Heiden; es war so still in der weiten Halle, daß man hören konnte, wie sich bei den Panzerhemden eine Schuppe an der andern rieb. Mit atemloser Spannung folgte man jeder seiner Bewegungen. Da stand er schon an der Spitze der Leiter; da warf er den Stiel der Axt aus der Linken in die Rechte, da bog er sich zurück und schaute das Haupt des Serapis von der Seite her an. Er, der Soldat, der Christ, dem der Kriegsherr befohlen, das erhabene Gebilde eines gottbegnadeten Künstlers zu vernichten, schloß die Augen, als schaute er sich, das Werk seiner Hand zu schauen; dann griff er in eine der Füßen des göttlichen Bartes, holte mit der Rechten zu einem gewaltigen Schlage aus, ließ die Axt auf die Wange des Serapis niedersausen, sodaß schön geglättetes Elfenbein in großen und kleinen Scheiben auf den steinernen Boden niederfiel, von demselben elastisch abprallte oder klimpend in Stücke sprang. Ein Lärm ohnegleichen, wie hallender Donner und das Brausen der Brandung, brach los, als sich das erhabene Götterbild in der Nische in einen formlosen, häßlichen Holzklotz, zu dessen Füßen in wirrem Gehäuf Elfenbeinschalen, Goldplatten und zerbrochene Marmorstücke lagen, verwandelte. Auf den Sprossen der vielen Leitern, die jetzt aufgerichtet wurden, standen nun in buntem Durcheinander Panzerreiter und Mönche und führten das Werk der Zerstörung zu Ende.

Es gab keinen Serapis mehr, der Himmel der Heiden hatte seinen König verloren. In dumpfem Ingrimm und doch mit angstentlasteten Seelen drängten die Anbeter des gestürzten Gottes ins Freie und suchten an dem blauen, reinen, in heiterem Sonnenlichte strahlenden Himmel vergebens nach rächenden Wolken.

Mönche rissen den entheiligen Kloß ins Freie und führten ihn im Triumph durch die Straßen. „Verbrennt ihn, nieder

mit den Götzen!" schrien tausende. Andere Mönche und christliche Bürger, welche die Zerstörungswut ergriffen, trugen die Glieder anderer Götzen und zerschlagener Statuen des Apollo, der Athene und Aphrodite auf den Schultern, um sie dem hölzernen Serapiskloze nach in die Flammen zu werfen. Der Pöbel hatte die Nasen von den Götterköpfen geschlagen, den Marmor mit Pech bespritzt oder mit roter Farbe, welche man in der Schreibstube des Serapeums gefunden, wunderlich bemalt. Wer den gefallenen Göttern nahe kam, bespie sie, schlug oder stach nach ihnen und kein Heide wagte es, diesem Treiben Widerstand zu leisten.

Glühender Feuerschein schmückte den nächtlichen Himmel, die Mönche hatten Feuer in den Fristempel geworfen. Freveltat auf Freveltat wurde von den Christen begangen. Was die Kunst geschaffen, wurde jubelnd zerstört.

Mit dem Heidentum verloß auch die Größe und der Glanz der alten Griechenstadt und von all den Herrlichkeiten des zweiten Ortes der Welt, der Stadt des Serapis, ist nichts übrig geblieben als eine gewaltige, heute noch zum Himmel ragende Säule, welche zu dem hehren Tempel jenes Götterfürsten gehört hat, dessen Sturz das Ende eines großen Abschnittes im geistigen Leben der Menschheit bezeichnet.

Nach „Serapis“ von Georg Ebers.

25. Römische Siedelung und Kultur im Kanton Zürich.

Als die Helvetier von ihrem zweiten Auszuge nach Gallien, durch Cäsar geschlagen, 58 v. Chr. heimkehrten, dienten sie im römischen Interesse als eine Art „Wacht am Rhein“. Die römische Herrschaft schlug stärkere Wurzeln besonders von der Zeit an, da in der östlichen Schweiz auch die Rätier bezwungen wurden, 15 v. Chr. Die Römer organisierten das Land, begründeten eine Verwaltung und Einteilung und ließen sich nach und nach in den fruchtbaren Landstrichen nieder.

Für das römische Weltreich bildete bis Ende des 1. Jahrhunderts unser Land als Grenzgebiet einen nicht unwichtigen Bestandteil. Durch dasselbe führte die große nördliche Militärraststätte, die vom Hauptwaffenplatz der Römer in Helvetien, dem Lagerplatz Vindonissa — wo bis 69 n. Chr. die XXI., später die XI. Legion ihren Standort hatten —, nach Osten, zum Bodensee, sich zog. Diese durchquerte unseren Kanton in der Richtung von West nach Ost. Spuren davon, und Reste der schützenden Kastelle und Hauptansiedlungen lassen erraten, daß sie von Otelfingen über Buchs, bei Rümlang vorbei nach Aarau

(Claudia), dann in der Richtung über Brütten auf Oberwinterthur (Bitudurum) zu, und in der Richtung gegen Ellikon in den Thurgau nach Pfyn (Ad fines) führte. Das stärkste Kastell auf dieser Route befand sich bei Bitudurum, wo bei der Kirche und in den Kellern der Häuser ansehnliche Überreste römischen Gemäuers sich finden und das ganze Dorf größtenteils auf römischen Ruinen steht.

Um 1. Jahrhundert haben wir uns auf dieser Straße einen regen Militärverkehr zu denken, bis so gegen 100 n. Chr. die Römergrenze weiter an die Donau vorgeschoben wurde.

Eine wichtige Zubehör dieser römischen Militärorganisation bildete die Grenzwacht am Rhein. Von den etwa 30 Wachttürmen, die längs des Rheines von Stein a. Rh. bis Basel sich erhoben, entfallen mindestens 6 auf unseren Kanton: bei Feuerthalen, bei Benken, Ellikon a. Rh., Berg a. J. (Ebersberg), Rheinsberg und bei Weizach. Die Türme waren viereckig; ein Holzstoß, sowie ein Heuschober befanden sich daneben, oft war auch eine Ringmauer da. Von einem dieser Wachtposten konnte man auf den andern sehen und mit Rauch am Tage oder Feuer bei Nacht leicht Zeichen geben. Von einem Wachtturm zum andern patrouillierten römische Soldaten.

Nachdem die Grenzlinie nach Norden geschoben worden war, kamen ruhigere Zeiten. Viele Römer ließen sich im Lande nieder; abgedankte Soldaten erbauten Landhäuser (Villen) und erfreuten sich am Landbau. Die Wildnisse begannen sich zu lichten; ein behagliches Leben, mit aller Bequemlichkeit, zum Teil auch mit dem ganzen Luxus und Komfort der römischen Kaiserzeit entfaltete sich.

Die Grundbedingung für die Entwicklung dieser Kultur bildete der Verkehr, gefördert durch den Straßenzug. Außer jener großen Militärstraße legten die Römer noch kleinere Verkehrswägen mehr lokaler Art an, wodurch die wichtigsten Knotenpunkte römischen Lebens in Verbindung gebracht wurden. An den Maschen dieses Netzes lagen die römischen Ansiedelungen, deren man mindestens etwa 70 kennt (St. Zürich).

Auf der Stätte des helvetischen Dorfes Turicum erstand auf beiden Seiten der Limmat eine fleckenartige römische Ortschaft. Den beherrschenden Punkt dieser Niederlassung bildete auf dem Lindenhof, einem uralten Moränenhügel, ein Kastell (castrum), dessen Mauern jetzt noch im Unterbau der Ringmauer des Lindenhofplatzes erhalten sind. Auf der Nordseite befand sich ein Graben; auf der Südseite war das Tor. In diesem Zentrum stand unter einem Befehlshaber eine Garnison,

eine Abteilung der Legion, die in Vindonissa stationiert war; sie sollte den Flußübergang, die Straßen, den Ort und dessen Verkehr schützen und die nahen Warttürme besetzen.

Zürich war dazumal schon ein für den Handel wichtiger Verkehrsort, nahe an der Provinz Gallien, gegen Rätien und Vindelicien; darum befand sich hier eine Zollstation, die „Statio Turicensis“, und zwar wahrscheinlich bei der „Schipfe“, wo der Hafen oder Schiffsort war, der dieser Stelle den Namen gab, und von wo die Römerbrücke über den Fluß führte.

Augenscheinlich war unser Zürich schon dazumal der wichtigste Platz in unserem Lande. Aber schon befanden sich in seiner Nähe viele römische Niederlassungen. Auf der Kuppe des Uetliberges erhob sich ein römischer Wartturm, der vom Zentrum auf dem Lindenhof aus besetzt und unterhalten wurde. Trotz dieser Kulisse und des angebahnten Verkehrs müssen in Zürichs Nähe noch große, dichte, ungelichtete Waldungen mit viel Wild, selbst gefährlichen Bären, zu finden gewesen sein. Denn aus einer Inschrift zu schließen, muß es da wahrscheinlich Bärenjäger gegeben haben, welche in Fallgruben oder vermittelst starken Necken lebendige Bären einfingen und an die Geschäftslente verkauften, welche die Lieferung der wilden Tiere für die Tierhezen in den Amphitheatern übernahmen.

Die Helvetier nahmen vielfach Anteil an der römischen Kultur, und wenn auch ihre einfachen und ärmlichen Lehmhütten stark abstachen gegen die glänzenden Villen der Römer, so nahmen sie doch manchen Luxus von ihnen an.

Mit dem 3. und 4. Jahrhundert änderte die Szenerie. Die römische Herrschaft wurde bedroht durch die von Norden anstürmenden germanischen Völkerschäften, besonders die kriegerischen Alamannen. Ofttere Einfälle und Raubzüge derselben offenbarten den Römern ihre gefährdete Lage und stachelte sie zu energischen Verteidigungsmaßregeln auf. Seit circa 250 n. Chr. wurde der Rhein wieder zur Grenzwehr; das Militär zog sich vom germanischen Grenzwall in die verlassenen Kastelle und Lagerplätze unseres Landes zurück. Alte Kastelle wurden verstärkt (Ober-Winterthur) und hie und da neue Schutzwehren gebaut. Aus dieser Zeit stammt das merkwürdige, in seinen Fundamenten bloßgelegte Kastell zu Jegenhausen, östlich vom Pfäffikonsee, ein Bau wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, mit Mauern von zwei Meter Dicke und bewehrt von nicht weniger als acht Türmen, je vier in den Ecken und vier in den Mitten der Seiten. Wahrscheinlich diente dieses eigenartige Fort zum Schutze der zahlreichen, in dortiger Gegend befindlichen

Siedelungen und der Straße, die von Vitudurum gegen das heutige Rapperswil hinführte, sowie des Zuganges zu den rätischen Pässen.

Alle diese Maßregeln hatten auf die Dauer keinen Erfolg. Wie sehr die Furcht vor den wilden, räuberischen Barbaren die Leute beherrschte, davon geben die zahlreichen, mit römischen Münzen gefüllten Töpfe Zeugnis, die man in der Erde vergraben fand. Verzweifelt war nun wieder das Ringen am Rhein. Hinüber und herüber wogten Kampf und Erfolg. Die Überreste römischer Bauten zeigten mitunter eine mehrfache Zerstörung; zuletzt blieb nur der kleinste Teil von Ansiedlungen noch zurück. Die Bevölkerung zog meist ab und das Land bewahrte nach diesen Kämpfen den Charakter der Verwüstung und Verödung. Ende des vierten Jahrhunderts hören die Spuren der Lebenstätigkeit der Römer in unserem Lande auf.

(Aus der Geschichte der Stadt und des St. Zürich.) Von Karl Dändliker.

Druck und Verlag von Schultheß & Cie., Zürich.

Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers.

26. Der Tod des Tiberius.

Von Geibel.

27. Vor Kapua.

Von Leuthold.

Bearbeiter: J. Stelzer, Meilen.

28. Grenzwache.

Auf der Berghöhe stand an dem Berghau, das die Wälder der Thüringe von den Ratten schied, der junge Wächter und hütete den steilen Pfad, welcher aus den Gründen der Ratten nach der Höhe führte. Er trug den Wurfspeer in der Hand, auf dem Rücken am Riemen ein langes Horn, nachlässig lehnte er am Baum und horchte auf die Stimmen des Waldes.

Plötzlich bog er sich vor und lauschte; auf dem Pfad vor ihm klang leiser Fußtritt, durch das Baumlaub wurde die Gestalt eines Mannes sichtbar, der mit schnellem Schritt zu ihm heraufstieg. Der Wächter drehte den Riemen des Hörns und fasste den Speer zum Wurfe; als der Mann aus dem Gehölz auf den freien Grenzrand trat, rief er ihn an, die Spitze des Wurfspeers entgegenhaltend: „Steh, Waldgänger und sage den Spruch, der dich

von meinem Eisen löst!" Der Fremde schwang sich hinter den letzten Baum seiner Seite, streckte die geöffnete Rechte vor sich und sprach hinüber: „Ich grüße dich friedlich, ein Landfremder bin ich, unkundig der Lösung! Weit komm' ich her über Berg und Tal, ich suche das Gastrecht in deinen Höfen“. — „Bist du ein waldfremder Mann, so mußt du harren, bis meine Genossen dir das Land öffnen. Unterdessen gib mir Frieden und nimm ihn von mir“, sprach der Wächter.

Die beiden Männer hatten einander mit scharfen Augen beobachtet, jetzt lehnten sie ihre Speere an die Grenzbäume, traten in den freien Raum und boten sich die Hände. Beim Handschlag prüfte einer des andern Antlitz und Geberden. Dann hob der Wächter sein Horn an den Mund und blies einen lauten Ruf in die Täler seines Volkes. Die wilden Klänge tönten im Widerhall der Berge. Drunten um die Hütten in der fernen Lichtung wurde eine Bewegung sichtbar; nach kurzer Zeit eilte ein Reiter der Höhe zu. Während ihn die beiden Männer beim Verhau erwarteten, tauschten sie Worte über Herkunft und Volksgebräuche. Da trabte der Reiter heran, der Wächter übergab ihm Horn und Speer und bot das neue Pferd dem Fremden an. Dann wandten sie sich dem Tale zu.

G. Freitag.

29. Eine gotische Volksversammlung.

Herrlich tauchte am Morgen die Sonne aus dem Meer und ihre Strahlen glitzerten auf den blanken Waffen von vielen tausend Gotenkriegern, welche das Blachfeld von Regela belebten. Aus allen Provinzen des weiten Reiches waren die Scharen herbeigeeilt, gruppenweise, sippeweise, oft mit Weib und Kind, sich bei der großen Musterung, die alljährlich im Herbst gehalten wurde, einzufinden. An den Ufern des Flusses wurden die Rosse abgezäumt, die Gespanne zu einer Wagenburg zusammen geschoben und Zelte errichtet. Da suchten und fanden sich Freunde, die sich seit langem nicht gesehen. Da stand der vornehme Edle mit reichvergoldetem Panzer und neben ihm ragte ein rauher, riesiger Gotenbauer, der in dem Tann dem Wolf das zottige Fell abgerungen hatte, das er um die bärenhaften Schultern schlug. Feste, vom Kampf gehärtete Männer standen neben friedlichen Schafshirten, die, ohne Acker und ohne Haus mit ihren Herden von Weide zu Weide wanderten. Sie fühlten sich Alle als Söhne eines Volkes. Wie ein Bienenschwarm wogten und rauschten die Tausende durcheinander.

Plötzlich tönten von dem Kamm der umgrenzenden Hügel her eigentümliche, feierlich gezogene Töne und augenblicklich legte sich das Gesumme der brausenden Stimmen und Aller Augen wandten sich nach den Hügeln, von denen ein geschlossener Zug ehrwürdiger Greise nahte. Sie waren in weiße, wallende Mäntel gehüllt, die Hämpter eichenbefranzt, sie führten weiße Stäbe und altertümlich geformte Steinbeile. Es waren die Gerichtswärter. Sie begrüßten mit dreifachem, langgezogenem Hornruf noch einmal die Versammelten, die mit klirrenden Waffen antworteten.

Als bald begannen die Bannboten* ihr Werk. Sie teilten sich nach links und rechts und umzogen mit Schnüren von roter Wolle, welche alle zwanzig Schritt um einen Haselstab, den sie in die Erde stießen, geschlungen wurden, die ganze weite Ebene und begleiteten diese Handlung mit uralten Liedern und Sprüchen. Genau gegen Aufgang und Mittag wurden die Woll schnüre auf manns hohe Lanzen schäfte gespannt, sodass sie die zwei Tore der nun völlig umfriedeten Thingstätte bildeten. Die Fronboten hielten mit gezückten Beilen Wache, um alle Unfreien, Fremden und Weiber fernzuhalten.

Nun traten die beiden Altesten unter die Speertore und riefen mit lauter Stimme:

Gehegt ist der Hag
Altgotischer Art,
Nun beginnen mit Gott
Mag gerechtes Gericht.

Aus der Mitte der Versammlung erscholl ein alles übertönen der Klang. Im Mittelgrund des Platzes, an den Rücken einer hohen Steineiche gelehnt, stand eine hohe ragende Gestalt, die in den hohlen, vor den Mund gehaltenen Sild den Schlachtruf er tönen ließ. Als er den Schild senkte, erkannte man das mächtige Antlitz des alten Hildebrand. Er rief:

„Goten, der König kommt nicht, wie es seine Pflicht wäre, er meint damit das Gericht zu stören. Aber das Volk kann Recht finden ohne König und Gericht halten ohne Königsgrafen; beim Volk allein ist alle Gewalt; das Gotenvolk ist frei.“

„Ja, wir sind frei“, rief ein tausendstimmiger Chor, „und Hildebrand soll unser Thinggraf sein.“

Als der alte Führer gewählt war, kamen 12 Wärter, errichteten am Stamme der Eiche einen Richterstuhl aus herbeigetragenen Steinen, dann warfen sie einen blauen, weitfältigen Wollmantel mit breitem, weißem Kragen über Hildebrands Schultern,

* Gerichtswärter.

gaben ihm den oben gekrümmten Eschenstab in die Hand und hängten links zu seinen Häupten einen blanken Stahlschild an die Zweige der Eiche. Dann stellten sie sich in zwei Gruppen zu seiner Rechten und Linken auf; der Alte schlug mit dem Stab auf den Schild, daß er hell erklang, dann setzte er sich, das Antlitz gegen Osten gerichtet, und sprach:

„Ich gebiete Stille, Bann und Frieden! Ich verbiete Unrecht: Hastmut und Schelbtwort und Waffenzücken und alles, was den Thingfrieden stört. Und ich frage: Ist es an Jahr und Tag, an Zeit und Stunde, an Ort und Stätte, zu halten ein frei Gericht gotischer Männer?“

Da traten die nächststehenden Goten heran und sprachen im Chor:

„Hier ist rechter Ort, unter hohem Himmel, unter rauschender Eiche, hier ist rechte Tageszeit, bei klimmender Sonne, auf schwertgewonnenem gotischen Erdgrund zu halten ein frei Gericht gotischer Männer“. Aus Felix Dahn: „Ein Kampf um Rom“.

30. Lösung von Blutrache.

Friduhelm war durch das Schiffsal weit hinausgetrieben worden aus dem heimischen Tannenwald. Rauchende Nordmänner, die einst mit Sengen und Brennen den Rhein hinaufführten, hatten ihn und viel andere Heerbannleute gefangen mitgeschleppt und er war bei ihnen geblieben über Jahresfrist und er hatte den Seemannsdienst gelernt und war wild und trozig geworden in der Strandluft des Meeres, und wie sie ihn wieder freigaben, trug er die Sehnsucht nach dem Meer mit in den schwäbischen Wald. Die Gesichter der Heimat gesielen ihm nimmer wieder, die der Mönche und Priester am wenigsten und das Unglück fügte es, daß er in zornigem Aufbrausen einen wandernden Mönch erschlug, der ihn gescholten hatte.

Da führten ihn die Gerichtsmänner vor seine Hütte im Weiterdinger Walde, er sollte für den Erschlagenen sechs-hundert Schillinge Vergeld bezahlen. Statt dessen wies er den Richtern sein Haus und seine Hofmark zu und mit zwölf Eides-helfern schwur er, daß er nichts unter und nichts über der Erde mehr zu eigen habe. Darauf ging er in sein Haus, sammelte eine Hand voll Erde, stand auf die Schwelle und warf mit der Linken die Erde über seine Schultern auf seines Vaters Bruder, als Zeichen, daß seine Schuld auf diesen, seinen einzigen Verwandten, übergehen solle. Er aber griff seinen Stab und sprang im leinernen Hemde ohne Gürtel und Schuhe über den Baum seines

Hofes, und damit war er der Blutrache, aber auch seiner Heimat ledig. Er ging in Wälder und Wüsten und ging wieder ins Dänenland zu seinen Nordmännern und kam nimmer zurück.

J. V. Scheffel: „Ekkehard“.

31. Weltanfang und Weltende.

Ungeheure Abgründe waren der Uransang aller Dinge; „gaffende Gähnungen“ hießen sie in der Sprache der Germanen. Am äußersten Ende dieser Klüste lag hoch im Norden N i f l h e i m , wo schaurige Kälte und Dunkelheit herrschte; am entgegengesetzten Ende im Süden aber glutete die lodernde Flammenwelt M u s - p e l h e i m .

Im geheimnisvollen Niflheim war ein ewig sprudelnder Brunnen, von dem sich zwölf Ströme in die unermesslichen Gähnungen ergossen und sie allmählich anfüllten. Aber die Kälte gewann Macht über die Wasser, daß sie gefroren und die Abgründe mit Eis ausfüllten. Nun war eine feste Welt da, aber noch regte sich kein Leben auf ihr, nur Sturm und Wasser brausten von Niflheim über sie hin.

Einst flog ein Funke des ewigen Feuers in Muspelheim herüber in die Eisgesilde, welche die Gähnungen ausfüllten. Wo er niedersfiel, schmolz die starre Masse und riesengroß erhob sich das erste lebende Wesen.

Das war Ymir, der Urriese. Bald kam ein zweiter Funke aus Muspelheim herangesflogen, und aus dem Eise entstand eine Kuh, von deren Milch der Riese sich nährte. Als er sich zum Schlaf niedergelegt hatte, entstanden aus seinen Schultern und Gliedern neue Riesen; die Frost-, Sturm- und Feuerriesen, Vermenschlichungen der ungezügelten Naturgewalten.

Aber aus dem Salze des Eises, das aus dem Meerwasser entstanden, bildete sich ein neues geistiges Wesen, denn das Salz ist das Sinnbild aller geistigen Kraft. Der Sohn dieses Wesens war W o d a n . Von den Eisgründen hinweg schwang er sich in den blauen Nether, wo er ein Götterreich gründete, das sich zahlreich bevölkerte.

Mit Staunen und Schrecken sahen die Riesen dem Werden der Götter zu. Sie fühlten sich im Besitze der Welt bedroht, und darum stürmten sie gegen Wodan, um ihn von seinem Himmels-thron zu stürzen. Aber die Götter erschlugen die Riesen. Aus dem Leichnam Ymirs schufen sie die Erde, die sein Blut als Meer umfloß; seine Knochen wurden zu Bergen aufgetürmt, die seiner Haare wirrer Wald dicht bestand. Die Bähne und Kinn-

baden rückten die Götter als scharfe Klippen und Felsen ins Meer hinaus, die Augenbrauen zogen sie als Schutzmauer um das Land, das nun geschützt zwischen dem Reich der Riesen und dem der Götter lag; darum hieß es Midgard (Garten der Mitte). Über das Ganze deckten sie des Riesen Hirnschale, daraus die Wölbung des Himmels sich formte. Dann sammelten die Götter die Funken, die immer noch aus Muspelheim auffsprühten und bildeten die Sonne und den Mond und die Sterne am Himmelsbogen. Aus der Ulme und der Esche erschuf zuletzt Wodan das erste Menschenpaar.

Hoch aber über der blauen Himmelswölbung breitete sich das Heim der Götter, Asgard geheißen, wo sich Wodans Walhalla erhob. Eine lichte Brücke führte von der Erde hinauf; da schreiten die Götter oder Asen nach Gefallen auf und nieder, aber kein Irdischer kann sie betreten, denn ein Feuerstreif lodert in der Mitte, den niemand, außer den Göttern, unversehrt betritt. Ein Wächter hütet die Brücke und läßt aus einem mächtigen Horn den Warnungsruß ertönen, wenn sich Feinde ihr nähern.

Erhaben thront hier Allvater Wodan, in einen blauen Mantel gehüllt, auf den sein schimmernder Bart lang und breit hierniederrwallt. Auf seinen Schultern sitzen zwei Raben (Gedanke und Erinnerung heißen sie), die er täglich aussendet, die Zeit zu erforschen, und was sie auf ihrem Weltfluge erfahren, raunen die Zurückgekehrten dem lauschenden Götter ins Ohr, daß er die Geschicke der Menschen und Völker erkenne und richtig leite.

Von der Erde ragt die „Weltesche“, deren Wipfel hoch über Asgard sich wölbt. Mit drei ungeheuern Wurzeln haftet sie in den gähnenden Gründen, aus deren Vereisung einst die Welt entstand. Unter diesen Wurzeln sprudelt der ewige Brunnen, der Uransang alles Lebens; die Nornen, drei ernste Schwestern, hüten ihn; sie kennen die Vergangenheit, die Gegenwart, und die Zukunft und mit geheimnisvollen Fäden spinnen und weben sie die Geschicke der Götter und Menschen*. In den laubigen Zweigen des Wipfels reifen goldrote Apfel, deren Genuss den Göttern ewige Jugend, Schönheit und Kraft gibt. Einst aber wird der Weltenbaum fallen, denn ein heftiges Einhorn sucht ihn nagend zu stürzen; sein Untergang kommt unabwendbar, wenn die Schuld Macht gewinnt über die Unschuld.

* Die Erinnerung an die drei Nornen hat auch das Kinderlied: „Rite, rite Rößli“, sowie manches Märchen, z. B. die 3 Spinnerinnen, aufbewahrt.

Umsonst hatten die Götter gewähnt, der Riesen Geschlecht sei ausgerottet. Einer von ihnen hatte sich bei Ymir's Tode doch gerettet und in den Heden Niflheims ein neues Riesengeschlecht gegründet, das voller Haß war gegen die Erde, die aus ihres Ahnherren Gebeinen erschaffen war, und gegen die Menschen, die sie bewohnten. Auch dem Sonnenlicht trugen sie, die immer im Dunkel wohnten, grimmen Haß entgegen und sandten die Nacht aus, damit sie es in ihrer schwarzen Umarmung vernichte. Doch kann sie es trotz ihres Rosses „Reismähne“, dem im rasenden Lauf der Schaum vom Gebisse auf die Erde träuft, wo er morgens noch oft als Reif liegen bleibt, nicht einholen.

Aus ihren Hinterhalten stürmten die neuen Riesen der Luft, des Wassers und Feuers gegen die Himmelsburg Wodans. In den schweren Kämpfen gegen sie griffen die Götter, um sich den Sieg zu sichern, zu Hinterlist und Trug und verstrickten sich so selbst in Schuld und Fehle. Von nun an herrschten Eidbruch und Mord in der Welt, wo das Böse rasch überhand nahm.

Schon warf es seinen Schatten nach Asgard; er verdunkelte den Lichtglanz Baldurs, des fehllosen Sohnes Wodans, des Lieblings der Götter und Menschen. Schwere Träume über das Schicksal seines Lieblings ängstigten den Allvater. In nächtlicher Stille stieg er tief in die Erde hinab zu dem Lebensbrunnen an der Wurzel des Welteschenbaums, wo die Nornen woben das Walten der Welt, um von diesen zu erfragen des Sohnes Los. Schaurig war der Ritt an Niflheim vorbei, wo die bleiche Hel, die Todesgöttin, häuste, deren blutschäumender Hund ihn anbellte. Aber unentwegt setzt er seinen Weg fort, bis er zu den alles schauenden Greisinnen kam. Eines seiner Augen mußte er opfern, ehe er Antwort erhielt. Nun kündete ihm die Seherin den nahen Tod Baldurs und den Untergang des Göttergeschlechtes.

Während Wodan bei den Nornen weilte, machte sich Freia auf, um über die ganze Welt zu schreiten und alle Dinge in Eid zu nehmen, daß sie Baldurs Leib nie verleihen wollten. Nur ein Ding, die kleine Mistelstaude, vergaß sie dabei. Einer der Götter, der böse, zwiespältige Feuergott Loki, hatte das erkundet und bei einem Spiele der Götter tötete er damit den arglosen Baldur. Als Wodan wieder zurückkam, war das Unheil, das er abwenden wollte, schon geschehen.

Was nützte es nun, daß sie den treulosen Loki auf drei scharfkantige Felsen schmiedeten und eine ungeheure Giftschlange über seinem Haupte befestigten, daß das fressende Gift ihm ins Antlitz tropste? Sein treues Weib aber fing die Gifttropfen in einer Schale auf, die sie leerte, wenn sie gefüllt war. Daß frei-

lich brannten die giftigen Eiterropfen wie Feuer im Antlitz Lokis, und er sträubte sich in wütendem Schmerz, daß die ganze Erde schütterte; das war dann Erdbeben.

Alle Zeichen deuteten darauf, daß die Macht der Riesen wuchs. Die goldenen Äpfel am Weltenbaum, die den Göttern Kraft und immerwährende Jugend gegeben hatten, fielen ab in der eisigen Nachtlust, welche die Reisfriesen herausbrachten. Von Mitternacht stieg heran die reißkalte Nacht, die alles Leben in Schlaf versenkte. Dann kam der schreckliche Fimbulwinter mit seinen rauhen Stürmen, die in ihrem Gestöber Sonne und Mond verschlangen. Da bebte die Erde und die Berge stürzten ein und alle Feinde der Götter wurden frei; das Ende der Lichtasen, die Götterdämmerung, brach herein. Ein grimmwütender Kampf entspann sich zwischen den Göttern und den Riesen, die auf der goldenen Brücke das Himmelstor stürmten. Donar, der Blitzschleuderer, fällt, es fallen Ziu und die übrigen Götter, zuletzt auch Walvater Wodan. Da schleudert der Feuerriese Lohen über die Welt, „schwarz wird die Sonne, ins Meer sinkt die Erde, vom Himmel schwinden die heiteren Sterne. Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum“; krachend stürzt er zusammen*. Das ist der Welt Ende.

Nach der Edda und Amerlan.

32. Auszug aus der Heimat.

In den jungen Männern der Walddörfer des Gaues regte sich die Reiselust, als die Reiser der Bäume vom Saft schwollen und das junge Laub aus den Knospen brach. Es war ein heimliches Summen in den Höfen und frische Gesellen hielten im Waldversteck stillen Rat; denn nicht die Alten und Weisen hatten den Auszug geboten und nicht die heiligen Opfer sollten ihn weißen, nur Unzufriedene lösten sich von der lieben Heimat willkürlich und auf eigene Gefahr, weil ihnen der Sinn nach bessern Landlosen stand. Anfangs waren nur wenige entschlossen, ihr Glück in der Fremde zu suchen, bald aber ergriff die Sehnsucht auch andere, jüngere Söhne ehrbarer Leute, neben ihnen wilde Gesellen und Waldläufer, die sich lieber rauften als bauten, auch mancher Haussvater, dem die Nachbarn gehässig waren, zog mit. Einzeln und mit wenig Geräusch wollten sie aufbrechen, um sich jenseits der Gaugrenze zu geordnetem Zuge zu sammeln.

* Eine blasse Erinnerung an diese Götterdämmerung und den letzten Asenkampf bewahrt noch das Kinderspiel: „Wir wollen über die goldne Brück.“

Im ersten Morgenlicht standen die Wagen mit Saatkorn und Hausrat bepackt. Ueber dem festen Bohlengefüge spannte sich die Decke von Leder, die gejochten Kinder brüllten, Frauen und Kinder trieben das Herdenvieh hinter dem Wagen zusammen und große Hunde umschlossen das Fuhrwerk. Die Geschlechtsgenossen und Nachbarn trugen zum Abschied herzu, was als Reisekost diente oder ein Andenken an die Heimat sein konnte. Durchaus nicht fröhlich war der Abschied, auch dem mutigen Manne bangte heimlich vor der Zukunft. Unsicher war, ob die Götter der Heimat auch in der Fremde Schutz gewährten. Auch die Kinder fühlten das Grauen, sie saßen still auf den Säcken und die Kleinen weinten. Mit der aufgehenden Sonne erhoben sich die Fahrenden, der älteste des Geschlechts sprach den Reisegen und alle flehten murmelnd um gutes Glück. Die andern Dorfleute aber, welche daheim blieben, blickten scheu auf die Wanderer, wie auf verlorene Menschen.

Die Wagen bewegten sich knarrend zu den Bergen; von der Höhe sahen sie noch einmal nach dem Lande der Väter zurück; mancher unzufriedene Geselle warf auch einen Fluch zurück wider seine Feinde, die ihm die Heimaterde verleidet hatten. Dann nahm der Bergwald Alle auf. Mühsam war die Fahrt auf den holprigen Wegen, in welche das Schneewasser tiefe Furchen gerissen hatte. Oft mußten die Männer von den Rossen steigen und mit Haue und Spaten die Bahn fahrbar machen; wild erscholl Ruf und Peitschenschlag der Treiber, die Knaben sprangen hinter den Wagen und hemmten den Rücklauf durch Steine und doch zerrten die Tiere machtlos, bis ein Gespann dem andern half oder Männer und Frauen die starken Schultern an die Räder stemmten. War die Reise wegsamer, dann umritten die Männer spähend den Zug mit gehobener Waffe, bereit zum Kampf gegen Raubtiere oder rechtlose Waldläufer. Als die Wanderer nach der ersten Tagfahrt ein einsames Waldtal erreichten, bereiteten sie sich zur Nachtruhe. Die Zugtiere wurden abgeschirrt, die Wagen zu einer Burg zusammengestoßen und im Ringe herum die Nachtfeuer auf zusammengetragenen Steinen entzündet. Während die Haustiere weideten, von bewaffneten Jünglingen und von Hunden gehütet, bereiteten die Frauen die Abendkost; die Männer schlügen aus Stangenholz den nächtlichen Pferch für die Herde und verteilten die Wachen. Als das Nachtmahl beendet war, wurden die wertvollsten Rosse und Kinder im Wagenring gesammelt und die schlaftrunkenen Kinder und die Frauen unter dem Lederdach geborgen. Die Männer hüllten sich in Decken und legten sich an die Feuer oder unter die Wagen. Es wurde stiller, nur der Wind blies von den Bergen, die Wächter umschritten den Wagenring und den

Pferch und warfen zuweilen Holzscheite in die lodernden Feuer. Aber unablässig bellten die Hunde, denn aus der Ferne klang heiseres Geheul und um den Flammenring trabten gleich Schatten im aufsteigenden Nebel die begehrlichen Raubtiere.

So zogen sie Tage lang durch den Bergwald; der Regen rann auf sie nieder und der Wind trocknete ihnen die durchnässt Kleider. Dann durchfuhren sie eine Grenzwildnis, unfruchtbare Kieshöhen mit knorrigen Kiefern. Niemals hatte ein Siedler hier einen Hof gebaut, selten war hier der Schlag einer Art erklungen; unheimlich lag der öde Strich. Aber jenseits des Kiefernwaldes sahen die Wanderer von der Höhe freudig in ein weites Tal, das mit ansehnlichen Hügeln und dichtem Laubwald eingefaßt war. Dort hofften sie eine neue Heimat zu finden. Nach wenigen Tage reisen kamen sie hin und das Volk, das hier wohnte, nahm sie auf. Die Scharen stiegen einen Berg hinauf, wo ein Opferstein war. Um den sammelten sich die Männer des Tales und die neu Angekommenen. Zweimal drei Stiere wurden den guten Göttern an den Stein geführt, drei für jedes Volk. Ueber dem Opferkessel banden sich die Männer zu einem Bunde und gelobten einander Treue.

Nach Freitag: „Ingo“.

33. Schlacht zwischen Alamannen und Römern.

In der hohen Königshalle stand der Sänger Volkmar und sprach: Die Kriegshunde des Gottes hörte ich heulen im Winde und die bunte Wolkenbrücke erblickte ich, auf der die Helden in endloser Schar zu der Halle der Götter hinaufstiegen. Den Rheinstrom sah ich dahin fließen in roten Wellen, bedeckt mit Leibern der Männer und Rosse und die Walstatt schaute ich und das blutige Tal, wo die Hügel der Erschlagenen liegen zum Fraß für die Raben. Ich kenne die Könige, die mit gefesselten Gliedern im Römerlager den Beilschlag erwarten.

„Erzähle Volkmar, wir hören!“ rief der Fürst.

Der Sänger fuhr durch die Saiten und es ward still in dem Raume. Und er begann singend den Bericht von der Schlacht zwischen den Alamannen und den Römern. Er nannte die Könige und Königskinder, welche mit den Alamannen über den Rhein dem Cäsar entgegen gezogen und zuerst die Reiter der Römer in die Flucht schlugen. Aber hinter der zweiten Schar der Römer ritt gebietend der Cäsar, über ihm schwante als Banner das Drachenbild, der Riesenwurm mit gewundenem Leib, das heilige Schlachtzeichen der Römer; purpurrot war der Wurm und aus seinem aufgesperrten Rachen fuhr die züngelnde Flamme. Und der Cäsar rief

die Bataver* vor und die Franken: „Auf, ihr Germanenhelden, nicht zwingen meine Welschen den Sturm der Feinde!“ Der He-rold ritt und die Franken hoben sich hellleuchtend vom Boden, die Scharen geordnet. Sie zogen heran in geraden Reihen, die weißen Schilde mit dem Stierbild geschmückt; hart war der Drang, ihr Schwert räumte die Walstatt vom Sturm der Alamannen. Doch in neuem Keil sprangen die Alamannen herein, voran die Könige und wieder wichen die Römer. Da mahnte der Cäsar seine letzte Schar, die im Römerheer der Dornhag des Feldherrn heißt. Dort stand als Führer über hundert Mann ein hünenhafter Gesell, der Thüring Archimbold und Eggo sein Brudersohn, wohl erfahren im Kriegsbrauch der Römer. Sie stemmten das Knie im Boden fest, sie deckten den Leib mit dem Lindenschild und wehrten als dreifache Schildburg mit starrenden Speeren. Und wieder brachen die Alamannen heran, die Schilde krachten im Hieb der Axt, die Speere fuhren durch Rüstung und Leib, die Toten sanken in langen Reihen und über die Leiber der Gefallenen drängte der Schwall, Schild an Schild und Brust gegen Brust, wie Kampf der Tiere in umhegtem Pferch. Da schied sich das Schlachtenglück von den Alamannen, sie fuhren rückwärts, ihnen graute vor dem Haufen der sterbenden Genossen. Die Sonne sank und das Kriegsheim schwand. Sie wälzten sich flüchtig zum Ufer des Stromes und hinter ihnen stürmten mit Schwert und Speer die Römer, wie die Meute hinter dem Hirsch; in den Rhein hinab sprang das flüchtige Volk, die Sieger am Ufer mit lautem Geschrei waren die Speere in ein wildes Gewühl von Männern und Rossen, von toten Leibern und ertrinkenden Helden. Der Miz des Stroms streckte die Krallenhände umher und zog die Helden zur Tiefe in seine Behausung.

Der Sänger hielt an, ein lautes Stöhnen ging durch die Halle. Dann fuhr er fort:

Der Cäsar trat an den Uferrand und sah lachend hinab in der Männer Not. Er rief seinem Bannerträger, der den Drachen trug, das rote Scheusal aus Purpur gewirkt, darin ein Gott der Römer gefügt den Siegeszauber und den Tod der Feinde: „Laß schweben den Drachen über der Flut, daß er seine Zähne zeige und die flammende Zunge dem sterbenden Volke!“ Da rächte den Hohn der letzte Held, der mit den Waffen in der Hand die Römer bestand, Ingo von Vandalenland. Er hatte gekämpft voran im Kampfe, ein Schrecken der Römer. Da das Schlachtenglück sich wendete, schritt er zurück mit seinem Gefinde, langsam wie ein

* Germanen, welche am Niederrhein wohnten.

brummender Bär zum Ufer, wo die Kähne lagen am Fuße des Felsens. Dort trieb er zusammen die Frauen des Heeres, die Schicksalsverkünderinnen und zwang sie zur Absfahrt, daß die heiligen Mütter entrannen dem Schwerte der Römer, er umschänzte mit Waffe und Leib die Stelle der Absfahrt. Gelöst war das Leitseil, die Kähne schwieben, umschwirrte von den Speeren der Römer auf grüner Flut, die Feinde drängten und mühsam kämpfte die Schar am Fuße des Felsens. Da schaute der Held auf dem Steine über seinem Haupte den Drachen des Cärs und im Sprunge durchbrach er die Wachen des Römers; er sprang auf den Stein, mit Bärengriff fasste er den Riesen, der das Banner trug und warf ihn vom Felsen. Leblos tauchte in die Fluten der Römer, und der Held, das Banner erhebend und den Schlachtruf ausschreiend, stürzte sich mit dem Drachen in den Strom. Ein Wutschrei gellte aus Römermunde; das heilige Zeichen zu retten, warf Mann und Roß sich wie toll in den Strom. Doch abwärts trieb im wirbelnden Strome der rote Drache, der siegreiche Held. Der Cäsar ließ suchen an des Stromes Rand auf beiden Ufern mit trübem Sinn; zwei Tage darauf fand weit abwärts ein Späher am Alamannenufer gebrochen den Bannerspeer; den Drachen des Feindes brachte keiner zurück. Nach Gustav Freitag: „Ingo“.

34. Attila.

Ein stattlicher Zug von Reitern, Wagen und Fußgängern fuhr eines Tages gen Norden in das Hunnenreich. Als Wegführer jagte ein Reitergeschwader voraus auf kleinen, zottigen, mageren aber unermüdlich ausdauernden Gäulen. Es waren hunnische Reiter; auch auf der alten, teilweise noch brauchbaren Römerstraße, schwärmt sie herum. Langsam rückte der Zug vorwärts, denn die schwerfälligen Wagen kamen nur mühselig von der Stelle, obwohl jedes Gefährt von sechs, acht, zehn Maultieren gezogen ward. Die Wagen waren alle hochbeladen, manche glichen gewaltigen Truhen; die vier Wände aus starkem Eichenholz waren mit gewölbten, eisernen Deckeln versehen und diese mit mächtigen eisernen Riegeln und Schlössern versichert. Andere waren durch wasserdichte, ungegerbte Häute und durch starke Lederdecken sorgfältig gegen Regen und Sonnenbrand geschützt. Breite Siegel waren über den Schlüssellochern der Schlösser und an den Verschnürungen der Lederdecken angebracht. Neben den hochräderigen Wagen schritten wohlgewaffnete Krieger; in tiefem Schweigen gingen sie und spähten wachsam in die Runde. Sie bewachten den Tribut, den der oströmische Kaiser dem Attila zu entrichten hatte.

Nach drei Tagen erreichte der Zug das Hauptlager Attilas. Es bestand aus zahlreichen Holzhäusern sehr verschiedenen Umfangs; es war einer Stadt vergleichbar, nur fehlte die Ummauung. Von weitem war das Wohnhaus Attilas erkennbar, denn wie ein Bienenkorb wurde es rings im Kreise umschwärmt von unzähligen Hunnen zu Pferd und zu Fuß. Von elf Wachtringen war es umgürtet, hunnische, germanische, sarmatische* Krieger standen so dicht beieinander, daß sie sich mit den Speeren berühren konnten.

Das Haus war aus Holz und Brettern gebaut. Das glänzend-weiße Birkenholz stach in der grellen Sonne der Steppe ab von den fräkenhaft verzerrten Bildern von Menschen, Rossen, Wölfen, Drachen, Schlangen, die hellblau und hellrot darauf gemalt waren. In der Nähe lagen zahlreiche andere Gebäude, die Wohnräume seiner Vertrauten und Frauen.

Jetzt waren die Gesandten mit dem Tributwagen vor dem Hause Attilas angekommen. Sie hatten gehofft, sofort vor den mächtigen Herrscher geführt zu werden. Aber sie erhielten den Bescheid, Attila sei soeben ausgeritten, um in den Donausümpfen Wisent und Ur zu jagen, denn, habe er gesagt, „die Kaiser können warten, aber meine Jagdlaune nicht.“

So mußten sie sich zufrieden geben. Nach einigen Stunden ertönte plötzlich in der Ferne ein lauter schriller Ruf des Hifthorns. Sofort sprangen alle Wächter, die am Boden horchten, auf und griffen zu den Waffen. Das ganze Lager geriet in aufgeregte Bewegung, vergleichbar einem Ameisenhaufen, der plötzlich aufgestört wird. Ein paar hunnische Reiter kamen herangesprengt, und verkündeten die bevorstehende Rückkehr des „Herrn“. Jetzt drängten sich Männer, zu Fuß und zu Ross, Frauen, Kinder, Freie, Knechte, Mägde, Hunnen, Germanen, Römer, zur Stadt hinaus, Attila entgegen. — Fernher wirbelte Staub empor: Attila nahte.

Voran dem Zuge ritt ein dichter Haufe hunnischer Reiter. Sie trugen weitflatternde Mäntel, welche mit Riemen zusammengeschnürt waren und manchmal als Pferdedecken verwendet wurden. Ein Wams aus ungegerbten Pferdehäuten deckte Brust und Rücken, Arme und Beine waren nackt. Um die Ferse war ein Riemen geschnürt, der den aus einem starken spitzen Dorn bestehenden Sporn festband. Die Haut an Gesicht, Hals, Armen und Beinen war braun wie gebeiztes Holz, denn nie wurde der Staub der Steppe abgespült. Das schmutzige, braune Haar hing ihnen in langen, dichten Strähnen vorn ins Gesicht; es glänzte und roch weitheim, denn die Frauen hatten es ihnen mit Pferde-

* Aus den Ebenen Polens und Russlands.

talg eingerieben. Die Wimpern waren schwarz und kurz, die Brauen fehlten den schmalen, geschlitzten Augen fast völlig; die Backenknochen waren spitz und häflich vorstehend. Der Mund war breit und oft durch künstlichen Schnitt fast bis zu den Ohren vergrößert. Nur am Kinn starzte ein Bärtchen von steifen, borstenartigen Haaren wagrecht hinaus.

Alle Reiter trugen als Waffen den Langbogen und kleine schwarze Bolzen von Rohr oder Holz, deren Spitze durch Tauchen in den Saft der Tollkirsche oder des Bilsenkrautes vergiftet war; auch trugen sie Lanzen, unter deren Spitze ein Büschel Menschenhaare flatterte, die mit einem roten Band zusammengeschnürt waren, und eine mörderische Geißel aus fünf bis neun Strängen vom stärksten Büffelleder. In diese Stränge waren faustdicke Lederknoten geschürzt, in die Bleikugeln oder Steine eingenäht waren. „Attila“ nannten die Völker diese furchtbare Waffe.

Auf diesen Reitervortrab folgten in großer Zahl, ebenfalls zu Pferde, hunische, germanische, slavische Fürsten; die Hunnen starrend und flirrend von Gold und funkeln und blickend in dem hellen Schein der Sonne. Hinter ihnen, in beträchtlichem Abstand, ritt ganz allein Attila auf prachtvollem Rapphengst, fast ohne allen Schmuck, auch er hatte Arme und Beine unbedeckt. Die Hunnen jauchzten ihm zu, — es tönte fast, wie wenn Wölfe heulen — und er winkte ihnen mit dem rechten Arm.

Hinter dem Herrscher kam eine zweite Schar von Fürsten aus allen unterworfenen Völkerschaften seines Reiches, dann folgten wieder Lanzenreiter, die eine erstaunlich große Jagdbeute überwachten. Ein riesiger, von Attila gefällter Auerochs, Bären, Wölfe, Elche, Hirsche, Eber, Luchse, Reiher und Krane wurden auf Karren heimgeführt.

Die Lanzenreiter vollführten allerlei Reiterkünste zur Belustigung des Volkes. Da sprang einer vom Roß, jagte es von dannen, und holte es wieder im Sprung ein; sich an der gesäzten Mähne haltend, schwang er sich wieder auf den Rücken. Dort saßte einer mit der Linken die Mähne, mit der Rechten den Schweif und hielt sich so wagrecht längs der Seite des Tieres. Ein anderer sprang aus der Reitstellung auf den sattellosen Rücken des Pferdes, ein vierter umklammerte mit beiden Füßen Bauch und Rücken des Pferdes und ließ den Kopf nach unten hängen. Wieder ein anderer schoß reitend eine Schwalbe aus der Luft herunter.

So kam der Zug in das Lager. Da sprang Attila vom Pferd — auf den Nacken eines niedergeknieten Slavenfürsten, den diesmal die Reihe zu diesem Dienste traf. Nach Dahn: „Attila“.

35. Der Ostgoten Untergang.

1. Die Schlacht am Vesuv.

Nach dem Tode Theoderichs vollendeten sich rasch des Gotenvolkes Geschicke. Von den Italiern und den ihnen verbündeten Oströmern in einer furchtbaren Schlacht geschlagen, rettete König Teja sein flüchtendes Heer und Volk gegen den Vesuv. Auf seinem Marsche kam er nach der Stadt Cumae*, wo in einer tiefen Felsenhöhling die Leiche Theoderichs des Großen mit samt dem reichen Gotenschatz vor den Fremden verborgen lag. Beides, Königsleiche und Königshort, hob er aus der Tiefe und sagte seinen Kriegern: Nicht sollen die Feinde die heiligen Schätze der Ehre nach Byzanz schleppen. Wunderbar ist das letzte Schlachtfeld, das ich uns gekoren, es soll die letzten Goten, ihre Schätze und ihren Ruhm verschlingen und verbergen. Dies Schlachtfeld heißt „Monte Vesuvius!“ Königboten eilten überall hin, den zerstreuten Gotenscharen das ausgegebene Sammelwort zuzutragen.

Die Flüchtlinge zogen einzeln und scharenweise dem feuerspeienden Berge entgegen. Zwischen dem Vesuv und dem gegenüber liegenden Milchberg, an beiden Ufern des Flusses Drako, hatte Teja seine Stellung gewählt. Mächtig hatte er den Lagerplatz durch vielerlei Arbeiten noch verstärkt. Und überall her hatte er Lebensmittel aus der strohend reichen Landschaft nach dem Berge schaffen lassen, ausreichend, um sein Volk so lange zu nähren, bis der letzte Tag den Goten leuchten sollte. Den einzigen Zugang zu diesem Zufluchtsorte bildete ein enger Felsenpaß, der an seiner Südöffnung so schmal war, daß ihn ein Mann mit seinem Schilde bequem ausfüllen konnte. Diesen Zugang bewachten abwechselnd je eine Stunde der König Teja und sieben der tapfersten Goten.

Oberhalb des Engpasses, den wir die Gotenschlucht nennen mögen, wölbte sich eine schmale Höhlung in den schwarzen Lavafels: in ihren Tiefen hatte König Teja die heiligen Schätze des Volkes — den Königsleichnam und den Königshort — geborgen.

Theoderichs Banner war vor der Mündung aufgestellt.

Ein purpurner Königsmantel, an vier Speeren aufgespannt, bildete den dunkel glühenden Vorhang des Felsgemachs, wo der letzte Gotenkönig seine Königshalle errichtet hatte: ein Lavablock, von dem Felle des schwarzen Tigers bedeckt, war sein letzter Thron.

Dann erschien das Römerheer unter dem greisen, krüppelhaften Narrus. Im Halbkreis umschloß es das Gotenvolk, in dessen Rücken der Feuerschlund des Berges rauchte. Dort sollten die Go-

* Am Meere in der Nähe von Neapel.

tenfrauen, anstatt in die Hände der Feinde zu fallen, Rettung im Tode suchen. Unaufhörlich, bald von fern, mit Pfeilen, Schleudern und Wurfspeeren, bald aus der Nähe in fühlrem, plötzlichen Anlauf unternahmen die Vorposten des Marses Angriffe auf die Gotenschlucht.

Doch die heldenhaften Wächter wehrten sich so tapfer, daß die erschlagenen Feinde, die niemand fortzutragen wagte, in Verwesung übergingen und den Aufenthalt in der Schlucht unmöglich zu machen schienen. Marses zählte darauf. Aber König Teja befahl, zur Nacht die Leichen über das schroffe Lavageklipp zu werfen, sodaß sie, grauenhaft zerrissen, von der Nachfolge hinwegzuschrecken schienen.

Es war ein wunderbarer, goldener September-Morgen, voll Schimmer des Lichts und Schimmer des Dufts über Land und Meer.

Die tiefen, dichten Kolonnen der Feinde standen, wohlgegliedert, staffelförmig von dem Meeresufer an bis auf Speerwurfweite vor des Passes Mündung hintereinander aufgestellt: ein prachtvoll schöner, aber furchtbarer Anblick.

König Teja warf den Purpurmantel zurück, welchen er über der schwarzen Stahlrüstung getragen, hob die mächtige Streitaxt am Lanzengleichen Schaft und mit dem Ruf: „zum Tode!“ trat er an die Spitze seines Volkes. Hinter ihm standen zwei Führer, hinter diesen drei, hinter ihnen vier, darauf in steigender Breite je fünf, sechs, zehn Goten. Den Schluß bildeten dichte Haufen, je nach Zehnschaften geordnet. Da ertönte aus gotischem Heerhorn das Schlachtzeichen. Und nun brach die Sturmschar aussallend aus der Schlucht.

Sofort schleuderten die Feinde einen Hagel von Speeren und Pfeilen auf die vorbrechenden Goten.

Zuerst sprang gegen den König, welchen die Zackenkrone auf dem schwarzen, geschlossenen Helm kennlich machte, Althias, der Armenier.

Sofort fiel er mit zerpaltenem Haupt.

Der zweite war der Heruler Rodulf; diesem stieß Teja die Lanzengleiche Spitze des Schlachtbeiles in den Leib. Ehe er die Waffe aus dem Geschupp des Waffenrockes reißen konnte, kamen drei andere auf ihn losgestürmt; den einen warf er mit dem Schnabel des Schildes über den glatten Lavasteig, dem zweiten schlug der Hintermann den Arm mit samt dem Schwerte glatt vom Kumpf; dem dritten zerschlug der alte Hildebrand mit der Streitaxt Bisier, Antlitz und Gehirn. Aber wie Wogen gegen einen Felsen wälzten sich neue Scharen gegen den König. Hinter ihm hatten

die Ferngeschosse den größten Teil seiner von ihm aus der Schlucht geführten Genossen dahingestreckt.

„Zurück zum Paß!“ rief der König. Teja nahm seine alte Vorkämpferstellung an der Mündung des Passes wieder ein und lehnte, sich verkuhlend, auf seinem Beilshaft. „Gebt mir drei Speere“, sprach Teja.

Furchtbar war der Kampf um den Engpaß, wo Teja war. Vor der Schlachtreihe der Seinen stand er, allen sichtbar, mit dem Schilde gedeckt, den Speer zückend. Alle tapfersten Römer stürmten nur gegen ihn, denn mit seinem Fall, meinten sie, sei der Kampf zu Ende. Alle schleuderten und stießen auf ihn mit den Lanzen; er aber fing sie mit dem Schilde, den er wieder an sich genommen, auf und tötete im jähren Aussprung einen nach dem andern. Und wenn der Schild so schwer von Geschossen starzte, daß er ihn nicht mehr halten konnte, winkte er dem Schildträger, daß er ihm wieder einen neuen reiche. So stand er fest, wie in die Erde gemauert, dem Feinde mit der Rechten den Tod bereitend, mit der Linken den Tod von sich abwehrend.

Den Römern, den Persern, allen entfiel der Mut, als sie die Kühnsten der Krieger, von dem Speer des Königs erreicht, fallen sahen. Da schritt Cethagus, Tejas grimmigster Feind, hochaufgerichtet, mit dem Rufe: „Roma, Roma eterna!“* auf diesen zu. Von zwölf Lanzen starre Tejas Schild, da warf er ihn weg und rief: „Keinen Schild, mein Schlachtbeil!“ Das Schlachtbeil hoch schwingend, sprang er aus dem Engpaß auf Cethagus los. Plötzlich standen die beiden Feinde einander gegenüber, einen Augenblick nur, dann sausten Speer und Beil durch die Luft. Cethagus fiel tot zurück; nicht tot, aber sterbenswund, trugen die Goten ihren tapfern König zurück.

2. Die Heimkehr.

Während der Kampf um den Engpaß tobte, und alle Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine Wikingerflotte an die Küste gekommen, den Goten Hülfe zu bringen. Ihr Führer forderte von Narses freien Abzug der Goten oder drohte, dessen Heer im Rücken anzugreifen. Narses, so von zwei Seiten bedrängt, gewährte ohne Besinnen den Abzug der Goten.

In langer, vom Berg bis an das Meer reichenden Doppelreihe bildete das Heer des Narses Spalier. Da erschollen feierlich und ernst die Rufe der gotischen Heerhörner in langen Pausen. Dazwischen erklangen eintönig, ernst, ergreifend die alten Totenlieder des Gotenvolkes.

* Rom, ewiges Rom!

Boran schritt in vollen Waffen, aufrecht, in troßiger Haltung, eine halbe Tausendschaft. Darauf folgte auf seinem letzten Schilde hingestreckt, von den langen schwarzen Locken das bleiche Gesicht umrahmt, König Teja, bedeckt mit rotem Purpurmantel, von vier Kriegern getragen. Als die Bahre an Narses Sänfte gelangt war, gebot dieser Halt und rief: „Mein ward der Sieg — aber ihm der Vorbeer. König Teja, ich grüße dich als den größten Helden aller Zeiten!“ Und er legte den Vorbeerfranz, den ihm sein siegreiches Heer gewunden, auf des Toten bleiche Stirn.

Die Träger nahmen die Bahre wieder auf und unter den Tönen der Hörner schritten sie zum Meer. Dicht hinter Teja wurde ein hochragender Purpurthron getragen; auf diesem ruhte die hohe, schweigende Gestalt Theodorichs, den Kronhelm auf dem Haupt, den hohen Schild am linken Arm, den Speer an die rechte Schulter gelehnt. Als die Leiche an Narses vorbeigetragen wurde, beugte dieser, sie ehrend, vor der Leiche das Haupt. Hierauf folgten, auf Tragbahnen oder gestützt, die Verwundeten. Daran schlossen sich die Truhen und Laden, Kisten und Körbe, in denen der Königshort von dannen getragen wurde. Hierauf wogte der große Haufe der Frauen, Mädchen, Kinder, Greise; die Knaben aber vom zehnten Jahre ab, hatten ihre Waffen nicht abgeben wollen und bildeten eine besondere Schar. Narses lächelte, als die kleinen, troßigen Helden zornig zu ihm emporblickten. Den Schluss des ganzen Zuges bildete der Rest des gesamten Volksheeres, nach Hundertschaften geordnet. So schifften sich die Ueberbliebenen auf den hochbordigen Drachenschiffen der Nordmänner ein. Glühend sank die Sonne ins Meer. Purpur deckte das Meer wie ein weiter Königsmantel. Da rief der Flottenführer: „Auf, lasst die Anker lichten!“ und einen Falken hoch in die Luft werfend, schrie er ihm zu: „Weise den Weg nach Norden! Heim bringen wir die letzten Goten!“

Aus Felix Dahn: „Ein Kampf um Rom“.

36. Vorbereitungen zur Hunnenschlacht.

Der März kam heran, schwere Stürme sausten übers Land, in der ersten Sternennacht stand ein Komet am Himmel und der Storch, der auf der Burg Dachfirst wohlgenut häuste, war acht Tage nach seiner Rückkehr wieder von dannen geflogen. Unheimliche Stimmung lagerte sich über die Gemüter.

Ein Mann kam von der Reichenau zu der Herzogin auf dem hohen Twiel. „Was bringt ihr Gutes?“ fragte sie ihn. „Nichts Gutes! Sie sind wieder auf dem Wege zwischen Donau und Rhein.“

„Wer?“

„Die alten Freunde von drüben herüber, die Kleinen mit den tiefliegenden Augen und den stumpfen Nasen.“ Er zog ein seltsam gesformtes Hufeisen mit hohem Absatz aus dem Gewand: „Kennt ihr das Zeichen? Kleiner Huf und kleines Roß, krummer Säbel, spitz Geschöß, blitzesschnell und sattelfest, schirm uns der Herr vor dieser Pest!“

„Die Ungarn?!" fragte die Herzogin betroffen.

„Ja!“ sprach der Bote. „Der Bischof Pilgrim hat's von Passau melden lassen. Ueber die Donau sind sie schon geschwommen, wie die Heuschrecken fallen sie auf's deutsche Land, geschwind wie geslügelte Teufel sind sie, eher fängst du den Wind auf der Ebene und den Vogel in der Luft. Seit Jahren schwärmen ihre Hauen durch das zerrüttete Reich; von den Ufern der Nordsee, wo die Trümmerstätte von Bremen Zeugnis ihres Einfalls gibt, bis hinab an die Südspitze Calabriens, wo der Landeingeborene, Mann für Mann, ein Lösegeld für seinen Kopf zahlen muß.“

Die Herzogin verabschiedete den Boten mit einem Geschenk.

Fest entschlossen traf sie die Vorbereitungen zum Empfang des Feindes. Vom Turme des hohen Twiel wehte die Kriegsfahne weit ins Land hinaus; durch Wald und Feld bis an die fernsten, in den Talgründen versteckten Meierhöfe klang das Heerhorn, die Männer aufzubieten; nur Armut befreite von Kriegspflicht. Der hohe Twiel sollte der Sammelplatz sein. Boten durchflogen das Hegau; das Land hub an, sich zu rühren. An die Türen der Pfarrherren, der Alten und Bresthaften ward geklopft, wer nicht ausziehen konnte, sollte beten.

Der Hofraum ward in den nächsten Tagen zum fröhlichen Heerlager. Emsig ward geschafft an allem, was des baldigen Krieges Notdurft heischte. Schon ehe die Sonne aufstieg, weckte der Schmiede Gehämmer die Schläfer. Pfeile und Lanzenspitzen wurden gefertigt; beim Brunnen im Hof stand der große Schleifstein, dran wehten sie die rostigen Klinge. Der alte Korbmacher von Weiterdingen war auch herausgeholt worden, der saß mit seinen Buben unter der Linde, die langen, zu Schilden zugeschnittenen Bretter übersponnen sie mit starkem Flechtwerk von Weidengezweig, dann ward ein gegerbtes Fell darüber genagelt: der Schild war fertig. Am lustigen Feuer saßen Andere und goßen Blei in die Formen zu spitzem Wurgeschöß für die Schleuderer — eschenreiche Knittel und Keulen wurden in den Flammen gehärtet: „wenn der an eines Heiden Schädel klopft,“ sprach einer und schwang den Prügel, „so wird ihm aufgetan“. Die Gelegenheit zu ernster Tat sollte bald kommen.

J. V. Scheffel: „Erfehard“

37. Die Herzogin von Schwaben im Kloster St. Gallen.

1. Ankunft.

Von ihrer Burg Hohentwiel führ im lichten Schein eines Frühmorgens Hadwig, die gestrenge Herzogin von Schwaben, nach dem Bodensee. Ueber die kristallklare Fläche brachte sie ein beslagtes Schiff ans Ufer von Rorschach, wo sie von den Leuten, die mächtige Tannenzweige schwangen, mit einem rauhen: Heil Hero! Heil Hero! begrüßt wurde. Von da aus ritt sie mit ihrem Gefolge nach dem Kloster St. Gallen.

Auf dem Torturm stand der Wächter, wie immer, treulich und aufrecht im mückendurchsummierten Stüblein.

Wie er durch den nahen Tannenwald Rößgetrabe hörte, spitzte er sein Ohr nach dieser Richtung. Acht oder zehn Berittene! sprach er nach prüfendem Lauschen. Er ließ das Fallgatter vom Tor herunterrasseln, zog das Brücklein, das über den Wassergaben führte, auf, und langte sein Horn vom Nagel. Und weil sich einiges Spinnweb drin festgesetzt hatte, reinigte er dasselbe.

Jetzt kamen die vordersten des Zuges am Waldsaum zum Vorschein. Da griff der Wächter sein Horn und blies dreimal hinein. Es war ein ungefügiger, stiermäßiger Ton.

Der jagte im stillen Kloster die jungen, neugierigen Gesichter der Schüler an die Fenster und die Mönche von den Betten, wo sie nach dem Gebot des Ordens sich dem Mittagschlummer hingegeben hatten. Auch der Abt Eralo sprang aus seinem Lehnsstuhl zum offenen Söller und schaute hinab. Nicht gering war sein Schrecken, als er seine Base, die Herzogin erkannte. Sofort ordnete er seine Rute, sein Haar, hängte das goldene Kettlein mit dem Klosterstiegel um, nahm seinen Abstab und stieg hinab in den Hof. Die Herzogin, die schon ungeduldig geworden war, begehrte Einlaß. Aber der Abt entschuldigte sich, daß nach der Klostersatzung kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setzen dürfe. Doch die Herzogin bestand auf ihrem Begehrten.

Da schritt der Abt zurück, um die heiße Sache der Ratsversammlung der Brüder vorzutragen. Fünfmal erklang jetzt das Glöcklein von der Kapelle neben der Hauptkirche. Lautlos kamen die berufenen Brüder; die Beratung ward stürmisch, lange redeten sie hin und her.

Da hob sich unter den Jungen einer, der hieß Ekkehard und erbat das Wort. Er sprach: „Die Herzogin ist des Klosters Schirmvogt und wenn keine Frau den Fuß über des Klosters Schwelle setzen darf, man kann sie ja darüber tragen.“ Da hei-

terten sich die Stirnen, beifällig nickten die Kapuzen und Ekkehard ward gewählt zum Vollstrecken des eigenen Rates.

Abt Cralo eröffnete der Herzogin die Bedingung, die auf den Eintritt gesetzt ward. Sie war damit einverstanden und mit starkem Arm trug sie Ekkehard über die Schwelle. Weil aber kein weltliches Wesen in den Klosterräumen weilen sollte, nahm der Abt aus einer geöffneten Truhe im Gang eine funkelnde Rute und sprach: „So erinne ich des Klosters Schirmvogt zum Mitglied und Bruder und schmücke ihn mit des Ordens Gewandung.“ Die Herzogin fügte sich. Das Gefolge mußte sich der gleichen Umwandlung unterziehen.

2. Im Kloster.

Als Frau Hadwig am Grabe des heiligen Gallus ihre Andacht verrichtet hatte, mußte ihr der Abt des Klosters Schmuck, Zierrat und prächtige Gewandung zeigen.

Er ließ die gebräumten Schränke öffnen, da war viel zu bewundern an purpurnen Meßgewändern, an Priesterkleidern mit Stifkereien und gewirkten Darstellungen aus heiliger Geschichte. Hernach wurden die Truhen aufgeschlossen, da glänzte es vom Schein edler Metalle, silberne Ampeln leisteten herfür und Kronen, Streifen getriebenen Goldes zur Einfassung der Evangelienbücher und der Altarverzierung; Mönche hatten sie, ums Knie gebunden, aus weisschen Länden über unsichere Alpenpfade gebracht. kostliche Gefäße in seltsamen Formen, Leuchter in Delphinengestalt, Leuchttürmen gleich, Weihrauchbehälter und viel anderes war da — ein reicher Schatz. Auch ein Kelch von Bernstein war dabei, der schimmerte lieblich, so man ihn ans Licht hielt. Mitten im Bernstein war ein Mücklein, so fein erhalten, als wär's erst neulich hereingeslogen und hat sich dies Insekt, wie es in vorgeschichtlichen Zeiten vergnüglich auf seinem Grashalm saß und vom zähflüssigen Erdharz überströmt war, auch nicht träumen lassen, daß es in solcher Weise auf die Nachwelt übergehen werde.

Dann lenkten die Herzogin und der Abt ihre Schritte in den Klostergarten. Der war weitschichtig angelegt und trug an Kraut und Gemüse viel nach Bedarf der Küche, zudem auch nützliches Arzneigewächs und heilbringende Wurzeln. Beim Baumgarten war ein großer Raum abgeteilt für wild Getier und Gevögel, wie solches teils in den nahen Alpen hauste, teils als Geschenk fremder Gäste dem Garten verehrt war. Da erfreute sich Frau Hadwig am ungeschlachten Wesen der Bären, daneben erging sich ein kurznäfiger Affe, der mit einer Meerfauke zusammen an einer Kette durchs Leben tollte. Ein alter Steinbock stand in seines Raumes Enge, er

senkte sein Haupt still und geduckt. In anderm Behältnis waren dickhäutige Dachse. Wieder anderswo lief ein Rudel Murmeltiere den Rühen zwischen künstlich geschichteten Felsen zu. Dort standen Kräne und Reiher und ein schmucker Silberfasan, der sein perlgrau glänzendes Gefieder im Sonnenschein wiegte.

Herr Cralo führte seinen Gast nach seinen Gemächern. Sie kamen an einem Gelaß vorbei, des Türe war offen.

An kahler Wand stand eine niedere Säule, von der in halber Manneshöhe eine Kette niederhing. Über dem Portal war in verblaßten Farben eine Gestalt gemalt, sie hielt in magern Fingern eine Rute. Frau Hadwig warf dem Abt einen fragenden Blick zu. „Die Geißelkammer!“ sprach er. Wer gegen die Ordensregel* fehlte, ward an die Säule gebunden und nach Ausziehung der Oberkleider mit den Fußwerkzeugen, die ihrem Rang nach an der Wand hingen, von der einfachen „Wespe“ bis zum neunfältigen „Skorpion“ hinauf, gegeißelt.

3. Mahlzeit im Kloster.

Nachdem die Herzogin ihren Rundgang durch das Kloster gemacht hatte, ruhte sie in einem einfachen Lehnsstuhl vom Wechsel des Erschauten aus. Es war noch eine Stunde bis zum Abendimbiß.

Jeder Bewohner des Stiftes fühlte, daß einer Frau Huldigung gebühre. Dem grauen Tutilo, der am liebsten vor der Schnitzbank saß und wunderfeine Bildwerke in Elfenbein schnitzte, war es aufs Herz gefallen, daß der linke Ärmel seiner Kette mit einem Loch geschrumpft war, jetzt besserte er den Schaden, mit Nadel und Zwirn auf seinem Schragen sitzend; sonst wär's wohl bis zum nächsten hohen Feiertag ungeflickt geblieben. Und weil er gerade im Zug war, legte er auch seinen Sandalen eine neue Sohle an und festigte sie mit Nägeln. Er summte eine Melodei, daß die Arbeit besser gedieh. In einer andern Zelle saßen der Brüder sechs unter dem riesigen Elfenbeinkamm, der an eiserner Kette von der Decke herabhing. Die vorgeschrivenen Gebete murmelnd, erwies einer dem andern den Dienst sorglicher Glättung des Haupthaars.

Jetzt läutete das Glöcklein; es war der Ruf zur Abendmahlzeit. Abt Cralo geleitete die Herzogin ins Refektorium (Speisesaal). Sieben Säulen teilten den luftigen Saal hälfstig ab; an vierzehn Tischen standen des Klosters Mitglieder. Abwechselnd hatte jedes eine Woche lang das Amt des Vorlesers vor dem Im-

* Gesetze des Ordens hießen die Regel.

bis zu übernehmen. Diese Woche stand es bei Ekkehard. Nun erhob er seine Stimme und begann einen Psalm zu lesen. Dann gab der Abt das Zeichen, daß sich männlich zu Tische setze.

Die Mahlzeit begann. Zuerst erschien ein dampfender Hirsebrei, wie er für gewöhnliche Tage vorgeschrieben war. Heute aber folgte Schüssel auf Schüssel, bei mächtigem Hirschziemer fehlte der Bärenschinken nicht, sogar der Biber vom obern Fischteich hatte sein Leben lassen müssen; Fasanen, Rebhühner, Turteltauben und kleinere Vögel folgten, der Fische aber eine unendliche Auswahl.

Dem Kämmerer der Herzogin, der ein großer Trinker war, hatte man Weltliner aufgestellt, den der Bischof von Chur dem Kloster gespendet hatte.

Der stattliche Nachtisch, auf dem Pfirsiche, Melonen und trockene Feigen geprangt hatten, war verzehrt. Lebhaftes Gespräch an den Tischen deutete auf nicht unsleißiges Kreisen des Weinkrugs.

Dann zupften und nötigten einige am Tutilo, sie wollten ein schönes Lied anstimmen. Wie er endlich nickte, stürmten etliche hinaus, bald kamen sie wieder mit Instrumenten. Der brachte eine Laute, jener eine Geige, worauf nur eine Saite gespannt war, ein anderer eine Art Hackbrett* mit eingeschlagenen Metallstiften, wiederum ein anderer eine kleine, zehnsaitige Harfe. Und sie reichten ihm den Taktstock von Ebenholz. Da erhob sich lächelnd der greise Künstler und gab ihnen das Zeichen zu einer Musik, die er selbst in jungen Tagen aufgesetzt hatte; mit Freude hörtens die Andern.

Zu unterst am Tische aber saß ein stiller Gast mit blaßgesinem Angesicht und schwarzkrausem Gelock. Er war aus Welschland und hatte von des Klosters Gütern im Lombardischen die Saumtiere mit Kastanien und Del herübergeleitet. In wehmütigem Schweigen ließ er die Flut der Töne über sich erbrausen. Dann erhob er sich und schlich leise von dannen. Es hats keiner im Kloster zu lesen bekommen, was er in jener Nacht noch ins Tagebuch seiner Reise eintrug:

„Wahrhaft barbarisch ist die Rauheit solch abgetrunkener Lehren; wenn sie einen sanften Gesang zu ermöglichen suchen, klingt es wie das Fahren eines Wagens, der in Winterszeit über gefrorenes Pflaster dahin knarrt.“

Endlich sprach die Herzogin: „Es ist Zeit, schlafen zu gehen!“ und ging mit ihrem Gefolge nach dem Schulhaus hinüber, wo ihr Nachtlager sein sollte.

* Mit Stahlhainen bezogenes Schlaginstrument.

4. In der Klosterschule.

Als der Abt die Herzogin durch den Garten geleitet hatte, kamen sie an einen Apfelbaum, worauf ein Bruder Aepfel pflückte, die er in Körbe sammelte. Da ertönte es wie Gesang zarter Knabenstimmen. Die Zöglinge der innern Klosterschule kamen herein, der Herzogin ihre Huldigung zu bringen; blutjunge Bürschlein, trugen sie bereits die Kette und mancher hatte die Tonsur aufs eifjährige Haupt geschoren. Wie sie aber in Prozession einherzogen, geführt von ihren Lehrern, den Blick zur Erde geschlagen, und ernst und langsam singend, da flog ein leiser Spott über Frau Hadwigs Antlitz. Mit starkem Fuß stieß sie den nahestehenden Korb um, daß die Aepfel lustig unter den Zug der Schüler rollten und an ihren Kapuzen empor sprangen. Aber unbeirrt zogen sie ihres Weges; nur der Kleinste einer wollte sich bücken nach der lockenden Frucht, doch streng hielt ihn sein Nebenmännlein am Gürtel.

Frau Hadwig war gerührt. „Sind alle Schüler so gut gezogen?“ fragte sie.

„So ihr euch überzeugen wollt“, sprach der Abt, „die Großen in der äußern Schule wissen nicht minder, was Zucht und Gehorsam ist.“ Die Herzogin nickte. Da führte sie der Abt zur äußern Klosterschule, wo zumeist vornehmer Herren Söhne und diejenigen erzogen wurden, die sich weltgeistlichem Stande widmen wollten.

Sie traten in die Klasse der Altesten ein. Auf der Lehrkanzel stand Ratpert, der Bielgelehrte, und unterwies seine Jungen im Griechischen. Geduckt saßen die Schüler über ihren Pergamenten, kaum wandten sich die Häupter nach den Eingetretenen. Der Lehrmeister gedachte Ehre einzulegen. „Notker Labeo!“ rief er. Der war die Perle seiner Schüler, die Hoffnung der Wissenschaft; auf schmächtigem Körper war ein mächtiges Haupt, dran eine gewaltige Unterlippe in die Welt hervorragte; sie war die Ursache seines Übernamens.*

Der Aufgerufene ließ seine Neuglein über den griechischen Text hingleiten und übersetzte mit gewichtigem Ernst. Aber unterdessen streckten etliche die jungen Köpfe zusammen und flüsterten, und flüsterten lauter — selbst der Schüler Hepidan, der einen Teufel mit doppeltem Flügelpaar und Ringelschwanz in die Bank einschnitt, stellte seine Arbeit ein. Die Bewegung in den Schulbänken ward stärker, es summte und brummte wie ferne Sturmglöckchen. Plötzlich stürmten die Schüler auf die Herzogin ein, rissen sie von

* Notker Labeo = Notker der Großlippige.

des Abts und des Kämmerers Seite. „Gefangen! Gefangen!“ schrien sie und begannen sich mit den Schulbänken zu verschanzen: „Gefangen! Wir haben die Herzogin von Schwaben gefangen! Was soll ihr Lösegeld sein?“

Die Herzogin fügte sich in ihre Gefangenschaft, weil das einen neuen Reiz für sie hatte.

Ratpert, der Lehrmeister, holte eine mächtige Rute hervor und schwang sie dräuend zur Umkehr. Erneuter Halloruf war die Antwort. Schon war der Saal durch Schulbänke und Schemel abgesperrt. Der Abt war sprachlos, die Geduld war ihm lähmend in die Glieder gefahren.

Die hohe Gefangene stand am andern Ende des Saales, umringt von ihren fünfzehnjährigen Entführern.

„Was soll das Alles, ihr schlimmen Knaben?“ fragte sie lächelnd. „Was heischtet ihr für ein Lösegeld?“

„Der Bischof Salomo von Konstanz war auch unser Gefangener“, sprach ein Schüler, „der hat uns drei weitere Ferientage erwirkt im Jahr und Fleisch und Brot für eine Pause.“ (?)

„O nimmersatte Jugend!“ sprach Frau Hadwig, „so muß ichs zum mindesten dem Bischof gleich tun. Habt ihr schon Felsen aus dem Bodensee verspeist?“

„Nein“, riefen die Jungen. „So sollt ihr jährlich sechs Felsen zum Andenken an mich erhalten. Der Fisch ist gut für junge Schnäbel.“

„Gebt ihrs mit Brief und Siegel?“ — „Wenns sein muß.“ — „Langes Leben der Frau Herzogin in Schwaben. Heil ihr, Heil, sie ist frei.“ Die Schulbänke wurden in Ordnung gestellt, der Ausgang geöffnet, springend und jubelnd geleiteten sie die Herzogin zurück. Im Hintergrund flogen die Pergamentblätter als Freudenzeichen in die Höhe und Frau Hadwig sagte: „Sie waren recht huldvoll die jungen Herren, wollet die Rute wieder beiseite tun, Herr Professor.“

Nach „Eckehard“ von Scheffel.

38. Der Bannspruch Gregors VII. wider Heinrich IV.

Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, verleihe mir ein gnädiges Gehör und höre mich, deinen Knecht, den du von Kindheit an beschützt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen errettet hast, welche mich um deinetwillen haßten und noch hassen. Du bist mein Zeuge, daß ich wider meinen Willen zur Leitung deiner heiligen Kirche berufen worden bin. Und deshalb glaube ich, daß es dir gefällt, daß die Christenheit mir besonders folgsam sei, und daß mir von Gott die Gewalt gegeben sei, zu bin-

den und zu lösen im Himmel und auf Erden. Auf diese Zuver-
sicht bauend, und zur Ehre und zum Schutz der Kirche, spreche ich
ab im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes,
und des heiligen Geistes, dem König Heinrich, der sich gegen die
Kirche mit unerhörtem Hochmut erhoben hat, die Herrschaft des
gesamten Reiches über Deutschland und Italien. Ich löse alle
Christen von dem Bande des Eides, welchen sie ihm geleistet ha-
ben oder noch leisten werden und ich untersage jedem, diesem Kön-
ig fürderhin zu dienen. Und weil er es verschmäht hat, wie ein
Christ zu gehorchen und meine Ermahnungen verachtet, und sich
von der Kirche losreißt, indem er sie zu spalten trachtet, so binde
ich ihn mit dem Bande des Fluchs, daß alle Völker es wissen
und erkennen sollen, daß du Petrus bist, der Felsen, auf den der
Sohn Gottes seine Kirche gebaut hat, die auch die Pforten der
Hölle nicht zu überwältigen vermögen.

* * *

Der Bannfluch, den man gewöhnlich aussprach, hieß so:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes, und in der Kraft
des heiligen Geistes, schließen wir den N. N. von dem Schoße
der Kirche aus und verfluchen ihn zu ewiger Verdammnis, sodaß
er nie wieder aufgenommen werden oder mit Christen Umgang
haben kann. Verflucht sei er in der Stadt und auf dem Felde,
verflucht sei seine Scheune, verflucht seine Gebeine, verflucht die
Frucht seines Landes. Verflucht sei sein Eingang und sein Aus-
gang, verflucht sei er, im Hause und wenn er übers Feld geht.
Es sollen über ihn kommen alle Flüche, welche Gott durch Moses
über das Volk kommen zu lassen beschlossen hat. Alles ewige
Verderben werde über ihn gehäuft. Kein Christ biete ihm den
Gruß des Engels (Ave Maria). Kein Priester wage es, vor ihm
eine Messe zu halten, seine Beichte zu hören, wenn er Krank ist;
noch ihm die heilige Kommunion (Abendmahl) selbst im Augen-
blicke des Todes zurreichen. Sein Begräbnis sei das eines Esels
und auf einem Düngerhaufen über der Erde soll er liegen, damit
er ein Beispiel der Schmach und des Fluches sei für die gegen-
wärtigen und zukünftigen Geschlechter.“

39. Juden und Kreuzfahrer.

In der kleinen Stadt Tiberias am See Genezareth saß der
alte Jude Gleacar mit seiner Familie, bereit, Passah oder die Aus-
wanderung aus Aegypten zu feiern. Es war der zehnte Tag im
Monat Nisan des Jahres 1098. Der See lag klar und seine Ufer

grünten, die Oleander blühten, die Lilien waren aufgegangen in der lieblichen Zeit, da „der Boden sich freut“.

Der Abend war da, alle Mitglieder der Familie waren wie zur Reise gekleidet, die Füße beschuht und den Stab in der Hand. Sie standen um den gedeckten Tisch, auf dem das gebratene Lamm in der Schüssel dampfte. Der Wein füllte den von den Vätern ererbten Becher, und das weiße, ungesäuerte Brot lag auf einer Schüssel daneben.

Nachdem der Hausvater seine Hände gewaschen, segnete er die Gaben Gottes und trank vom Wein, dankte und lud die andern zum Trinken ein.

Darauf nahm er von dem bitteren Kraut auf der Schüssel des Lamms und aß, und gab den andern zu essen. Dann las er aus den Büchern Mose über die Bedeutung des Festes vor.

Jetzt wurde der zweite Becher Wein eingeschenkt, und der jüngste Sohn des Hauses trat vor, um zu beten. Und darauf, als er aus dem zweiten Becher trank, sprach er: „Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Darauf sangen alle einen Psalm Davids. Jetzt wurden die ungesäuerten Brote und das gebratene Lamm gesegnet, und man setzte sich nieder, um zu essen, mit vergnügtem Sinn und unter unschuldigem Gespräch. Und der alte Eleazar sprach von vergangenen Tagen und den Zeiten, wie sie jetzt waren.

Der letzte Becher wurde getrunken, und nach einem neuen Lobgesang war die Feier zu Ende.

„Nun Jakob,“ sagte Eleazar da, „du bist redselig, kommst von einer Reise, wenn auch etwas spät, und hast etwas Neues zu erzählen — still, ich höre Schritte im Garten!“

Alle eilten an die Fenster, denn es waren unruhige Zeiten; da aber niemand draußen zu sehen war, setzte man sich wieder zu Tisch.

„Sprich, Jakob“, fing Eleazar wieder an.

„Ich komme von Antiochia, wo die Kreuzfahrer vom Emir aus Mosul eingeschlossen sind. Der Hunger hat gerast, und von 300,000 Christen sind nur noch 20,000 übrig. Jetzt erzählt man auf den Landstraßen von einer neuen Schlacht, welche die Christen gewonnen haben; und gleichzeitig hält man für gewiß, daß die Kreuzfahrer direkt nach Jerusalem ziehen.“

„Hierher kommen sie wohl nicht!“

„Sie finden den Weg nicht, aber sie finden Verräter.“

Da wurde die Tür aufgerissen, und auf der Schwelle erschien ein kleiner Mann, wie ein Skelett abgemagert, mit brennenden Augen. Er war mit Lumpen bekleidet, trug ein Kreuz in der Hand und ein rotes, kreuzähnliches Zeichen auf der Achsel.

„Seid ihr Christenmenschen?“ fragte er, da ihr aus dem Kelch trinket und vom Brot esset, wie unser Herr Jesus Christus in der Nacht, da er verraten ward?“

„Nein“, antwortete Eleazar, „wir sind von Israels Haus.“

„Dann habt ihr euch selbst zur Verdammnis gegessen und getrunken, und zur Zauberei habt ihr das heilige Sakrament missbraucht! Hinaus, an den See hinunter und laßt euch taufen, sonst werdet ihr des Todes sterben!“

Da wandte sich Eleazar zu dem Eremiten* und rief: „Nein, ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, wie wir diesen Abend getan haben nach dem Geseze unserer Väter!“

Der Eremit war zu seinen Leuten hinausgegangen; die Fensterladen wurden geschlossen und die Tür ebenfalls. — „Feuer ans Haus!“ schrie man draußen. Die Mutter hatte den jüngsten Sohn in ihre Arme genommen, als wolle sie ihn schützen gegen das Feuer, das jetzt die Wände ergriff. Da stimmte Eleazar den Gesang der drei Männer im feurigen Ofen an, und als sie zu den Versen kam:

Danket dem Herrn,
Denn er ist freundlich
Und seine Güte währet ewiglich . . .

wurden ihre Stimmen erstickt, und wie die Maßlabäer beschlossen sie ihre Tage.

Strindberg.

40. Die Eroberung von Jerusalem.

In den ersten Maitagen brach das Heer von Antiochia auf, um Jerusalem entgegenzueilen. Vor den Scharen der einzelnen Führer prangten stolz die Fahnen, in der Schar des Feldherrn aber ragte ein hohes Kreuz gen Himmel. Hell blitzte das Sonnenlicht auf dem Metall der Waffen, daß ein Feuermeer durch die Luft zu wogen schien. Mit dem Geklirr der Schwerter und Lanzen mischte sich das mutige Wiehern der Pferde zu einem betäubenden Lärm. Das Heer zog am Meeresufer entlang, wo es von den Flotten der Pisaner, Genuesen, Venetianer und Flamänder verproviantiert wurde.

Viele, denen nichts teurer war, als der Befehl Gottes, gingen mit nackten Füßen unter der Fahne des Kreuzes. Endlich kamen sie nach Emaus.

Hier verbreitete eine Mondfinsternis plötzlich die tiefste Nacht; hierauf zeigte sich der Mond wie von einem blutigen roten Schleier bedeckt. Viele Kreuzfahrer wurden bei diesem Anblick von

* Es war Peter von Amiens.

Schrecken ergriffen; jene hingegen, die den Lauf und die Bewegung der Gestirne kannten, beruhigten sie und sagten, daß diese Erscheinung den Triumph der Christen und die Vernichtung der Ungläubigen verkünde.

Mit dem Anbruch des Tages (am 10. Juni 1099) drang das Kreuzheer über die Höhen von Jerusalem vor. Plötzlich lag die heilige Stadt vor ihren Blicken. Ein vieltausendstimmiger Schrei durchtönt die Luft. „Da sieh Jerusalem! Dort Zions Hügel!“ Alle Hände zeigen nach der heiligen Stadt, und die Höhen erbrausten in dem frohen Grunde: „Jerusalem! Jerusalem! Gott will es! Gott will es!“

In ihrer Entzückung gingen sie von der höchsten Freude in die tiefste Traurigkeit über. Bald weinten sie über ihre Sünden und den Tod des Erlösers. Demutsvoll beugten sie ihre Häupter, legten Gold, Seide, Helmschmuck und jeden eitlen Staat ab; die Reiter stiegen vom Pferde und gingen nackten Fußes.

Während das Kreuzheer langsam gegen die Stadt sich bewegte, verwüstete der Statthalter des ägyptischen Kalifen die benachbarten Ebenen, verbrannte die Dörfer, ließ die Brunnen verschütten und umgab die Stadt mit einer Wüste, in der die Christen allen Arten des Elends ausgesetzt sein sollten. Er ließ alle zu einer langen Belagerung notwendigen Lebensmittel in die Stadt schaffen; eine Anzahl Arbeiter arbeitete Tag und Nacht an Kriegsmaschinen. Die Imams* durchliefen die Stadt und feuerten das Volk zur Verteidigung der Stadt an. Wachen waren beständig auf den Minarets, sowie auf dem Zion und dem Oelberg aufgestellt.

Mit dem folgenden Tage ihrer Ankunft begannen die Kreuzfahrer die Belagerung der Stadt. Ohne Leitern, ohne Kriegsmaschinen glaubten sie, ihr Mut und ihre Schwerter wären hinlänglich, die Mauern der Sarazenen zu zerstören. In dichten Scharen aufgestellt, die Köpfe mit den Schilden gedeckt, die einen starken Schutz boten, suchten sie die Mauern mit Pikenstößen und Hämtern zu durchbrechen. Ihrem Ungestüm gelang es, die Vormauer niederzuwerfen, aber an der Hauptmauer scheiterten ihre Bemühungen.

Unsagbares hatten die Kreuzfahrer nun zu erdulden. Die größte Sommerhitze hatte begonnen. Eine verzehrende Sonne und heiße Südwinde, die mit Wüstensand gefüllt waren, beherrschten die Gegend. Die Quellen und Bäche trockneten aus, die Erde riß in Spalten auf, unter dem Feuerhimmel war das Heer bald allen Schrecknissen des Durstes preisgegeben. Ein Schlauch voll faulen Wassers, das man drei Meilen weit vom Lager entfernt geholt

* Mohamedanische Geistliche.

hatte, wurde mit zwei Silberpfenningen bezahlt. Mit ihren Schwestern höhnten die Soldaten den Boden aus und drängten sich in die frische, aufgewühlte Erde, um die feuchten Schollen an die Lippen zu drücken. An jedem Morgen sah man sie, wie sie die mit Tau befeuchteten Marmorsteine abledten. Im Heere wuchs die Entmutigung so groß, daß Viele ihre Fahnen verließen und nach den Meereshäfen flohen, um dort eine Gelegenheit abzuwarten, sich nach Europa einzuschiffen.

Nun beschleunigten sie die Vorbereitungen zu einem allgemeinen Angriff mit unglaublicher Tätigkeit. Drei bewegliche Festungen, bestehend aus ungeheuren Türmen, wurden errichtet; jeder Turm hatte drei Stockwerke, deren erstes für die Arbeiter bestimmt war, die dessen Bewegung leiteten; das zweite und dritte für die Krieger, welche den Angriff taten. Diese Türme überragten alle Mauern der belagerten Stadt.

Vor dem Hauptsturm, den man nun zu unternehmen gedachte, führte man ein dreitägiges Fasten durch; mit nackten Füßen und bedecktem Haupte schritten die Soldaten rings um die Stadt. Ihnen voran gingen Priester mit heiligen Bildern und sangen Psalmen und Lieder; die Fahnen wehten, Trompeten und Cimbeln erschallten.

Während der Nacht wurden die beweglichen Türme und andere Kriegsmaschinen vor die Mauern gebracht, die man zum Angriff bestimmt hatte; aber auf dem abschüssigen Boden, der zu einer Vertiefung sich senkte, war diese Arbeit schwer, da ein Hagel von Pfeilen von den Mauern her die Arbeiter belästigte.

Überall fanden die Christen einen hartnäckigen Widerstand. Pfeile und Wurgeschosse, siedendes Öl und griechisches Feuer schlugen im Verein mit Maschinen ihre Angriffe zurück. Zwölf Stunden dauerte der Kampf, die Nacht trennte die Streitenden. Am Morgen erneuerte sich der Sturm. Mitten unter einem Bogen von brennenden Bechfackeln, Feuertöpfen, geschleuderten Steinen und Balken näherten sich die hölzernen Türme der Christen.

Der Kampf dauerte schon die Hälfte des Tages; die Maschinen der Christen brannten, es fehlte Wasser, das Feuer zu löschen, ein Turm fiel in Trümmer, die Sarazenen erhoben ein wildes Freudengeschrei.

Da erblickten die Kreuzfahrer auf dem Oelsberg einen glänzenden Ritter, der einen Schild schwang und dem christlichen Heer ein Zeichen gab, in die Stadt einzudringen. Neuer Mut entflammt die Christen, selbst die Weiber und Kinder, die Kranken sogar mischen sich unter die Haufen und tragen Wasser, Lebensmittel und Waffen herbei.

Einer der Türme rückt unter einem furchtbaren Hagel von Steinen, Pfeilen und griechischem Feuer vor und lässt seine Fallbrücke auf die Mauer. Zu gleicher Zeit werfen die Soldaten darin flammende Pfeile gegen die Stroh- und Heufäcke und Wollballen, welche die Belagerten aufgehäuft hatten. Der Wind verbreitet den Brand und weht die Flammen den Sarazenen entgegen, die, in Feuer- und Rauchwirbel gehüllt, zurückweichen. Die Soldaten des Turmes dringen über die Fallbrücke in die Stadt, ein Haufe anderer folgt ihnen, die Muselmänner fliehen nach allen Seiten und Jerusalem erschallt von dem Siegesgeschrei der Kreuzfahrer: „Gott will es haben! Gott will es haben!“ Ein wildes Blutbad wurde allgemein. Die Sarazenen wurden in den Straßen und Häusern niedergemehlzt. Die Moschee Omars widerhallte von dem Geschrei und Geröchel der Sterbenden, von dem Geklirr der Waffen und den Schreckensrufen der Fliehenden. Unter dem Tore und im Vorhofe standen die Rossen bis zu den Knien im Blute. Mehr denn 70,000 Sarazenen und eine ungezählte Schar von Juden fielen dem Schwert oder den Flammen zum Opfer.

Nach Michaud und Tasso.

41. Ein Ritterturnier.

Eine halbe Wegstunde von Erfurt waren auf großer Wiese die starken Pfähle der Turnierschränke errichtet und durch Querriegel verbunden, mit zwei Eingängen an den entgegengesetzten Seiten. Der freie Raum ringsumher stieg allmählig zu den bewaldeten Höhen. Dort standen unter den ersten Bäumen die buntfarbigen Zelte der Kämpfenden; wo ein Edler sich gelagert hatte, wehte ein Banner mit seinen Farben und Wappenzeichen. Bei jedem Zelte stampften Rennpferde und drängten sich buntgekleidete Knechte, Spielleute und neugierige Zuschauer. Dazwischen hatten die Erfurter Buden und Tische aufgestellt, in denen sie Speise und Trank feilboten. Hier und da war in Holzhütten ein Herd errichtet mit dem Blasebalg und die Schmiede warteten am Amboß mit ihren Hämtern, um an Rüstungen und Hufbeschlag ihre Kunst zu zeigen. Zwischen dem Waldesrand und den Schranken trieben sich Städter und Dorfleute zu Fuß und zu Ross. Viele waren aus großer Entfernung aufgebrochen und hatten die Nacht bei Bekannten in der Nähe oder gar im Freien am flammenden Feuer zugebracht. Lange vor Beginn des Festes schallte der Lärm zum Himmel.

Unweit der Eingänge zu den Schranken standen in großen Haufen die Turniergehilfen, die sich in das Gewühl der Männer

und Rossen werfen mußten, um Geworfene zu retten, Speerträumer aus dem Wege zu räumen, kleine Schäden an Riemzeug und Rüstung zu bessern.

Endlich erklangen die Posaunen und vier Scharen Geharnischter sprengten mit geschlossenen Hälmen auf der Straße heran, jede gefolgt von ihren Knappen. Die Kämpfer ritten durch die beiden Tore; es waren etwa 80 Speere, welche sich so aufstellten, daß die Herausforderer den Osten und Süden, die Gegner den Norden und Westen des umhegten Raumes inne hatten. Die eine Partei war kennlich an einem weißen Schleier, die andere an einem Tannenreis an den Hälmen.

Wer den Speer verstochen hatte oder sich an die Schranken drängen ließ, durfte nach Turnierrecht gezwungen werden, den Helm abzubinden und sich gefangen zu geben. Ross und Rüstung verfielen dem Sieger.

Posaunen und Pfeifen erklangen. Das Kampfspiel begann. Jwo ritt mit seinem Haufen in schnellstem Laufe gegen den Grafen Markwart von Gleichen, der den andern führte, und seine Schar jenen entgegen sprengen ließ, um den Anprall nicht stehenden Fußes zu erwarten. Laut krachten die Speere des ersten Gliedes in jeder Schar, die Trümmer sanken zu Boden und im Nu fuhr das zweite Glied durch die Zwischenräume des ersten in den Vorkampf, damit die speerlosen Genossen Zeit erhielten, von den Knappen, welche sich in das Gewühl stürzten, neue Speere zu empfangen. Mit diesen Waffen drängte, wer von der ersten Reihe freie Hand behielt, wieder den Genossen nach, um die Reihen der Gegner zu durchbrechen und die Hintersten des feindlichen Haufens an die Schranken zu drücken. Ein wildes Getümmel erhob sich, von allen Seiten ertönte der Schlachtruf und das Geschrei nach Speeren und an der einen Seite des Kampfplatzes wogte ein umfältliches wirres Durcheinander von Rossen und Menschenleibern. Die Zuschauer schrien und jauchzten in wilder Aufregung, bis sich die beiden Scharen nach den entgegengesetzten Seiten der Schranken zurückzogen, während ihre Gefangenen von den Knappen gewaltsam aus der Umfriedigung weggezerrt wurden. Jetzt sprangen die fahrenden Leute in den Rennplatz und säuberten ihn von dem zerbrochenen Holze und den gestürzten Rossen, die sich nicht mehr zu erheben vermochten. Wieder riefen die Posaunen; die beiden andern Scharen, welche gegenüber hielten, rannten ebenso wie die ersten zusammen. In solcher Weise wurde viermal gerannt.

Dann erhob sich nach einer Pause, in welcher nur Einzelne gegeneinander ritten, ein allgemeiner Kampf der beiden Parteien.

Der Eifer war gestiegen, der Zusammenhalt der Scharen wurde gelockert, immer schärfer gellten die Rufe, die Pfeifen und Posaunen schrien dazwischen und gleich dem Gebrüll empörter Meereswogen tönte Zuruf, Jubelgeschrei und Klage der Schauenden.

Die Führer blieben im dichten Kampfgewühl, denn um beide scharrten sich die Genossen am engsten, weil die Ehre der Partei daran hing, daß ihr Vorkämpfer nicht gefangen werde. „Gebt Raum“, rief Ivo, den zugereichten Speer einlegend, „jetzt bring ich's zu Ende“ und er fuhr mit so gewaltigem Rossprung auf Herrn Markwart zu, daß diesem das Tier auf das Hinterteil gesetzt wurde und mit dem Reiter zu Boden rollte. Hilflos lag der Graf unter dem Rosse und um ihn begann das Stoßen und Zerrren, sodaß die Zuschauer nur einen Strudel von Helmen und Rossäuptern sahen, der sich freisend um den unsichtbaren Mittelpunkt bewegte. Aber die Männer des Ivo drängten mit ihren Speeren dicht um den Grafen und Ivo rief ihm zu: „Gebt euch, Graf, damit meine Knappen euch nicht die Arme schnüren.“ Der Betäubte vermochte kaum die Hand zu heben zum Zeichen der Ergebung. Ivo sprang ab, löste ihm die Schnur des Harnisches und half ihm auf das zitternde Ross. Da gab der Kampfrichter den Bläsern ein Zeichen, das Ende auszurufen. Wer nach dem letzten Posaumenton noch weiter kämpfte, verlor seine Rüstung, darum schwand allmählig das Getöse, die Kämpfer banden die Helme ab und suchten ihre Zelte.

Nach G. Freitag: „Brüder vom deutschen Hause“.

42. Germanische Grenzwehren.

(Altes Lesebuch, Prosa pag. 229.)

43. Die Religion der Alamannen.

(Lesebuch, Prosa pag. 197.)

44. Der Gewittergott Donar.

(Lesebuch, Prosa pag. 162.)

45. Nordmännerlied.

(Lesebuch, Poesie pag. 173.)

46. Das Grab im Busento.

(Lesebuch, Poesie pag. 116.)

47. Die Schlacht bei Zülpich.

Lesebuch, Prosa pag. 130.)

48. Die Schule der Stutzer.

(Lesebuch, Poesie pag. 131.)

49. Karl der Große.

(Altes Lesebuch, pag. 134.)

50. Bauernleben im Mittelalter.

(Altes Lesebuch, Prosa pag. 244.)

51. Die Hunnenschlacht.

(Lesebuch, Prosa, pag. 198.)

52. Die Gründung des Klosters Säckingen.

(Lesebuch, Poesie pag. 174.)

53. Schwäbische Runde.

(Lesebuch, Poesie pag. 95.)

54. Volksage vom Kaiser Barbarossa.

(Lesebuch, Poesie pag. 99.)

55. Wifher.

(Lesebuch Poesie pag. 155.)

Bearbeiter: H. Sulzer, Zürich III.

56. Zwei Lieder Walthers von der Vogelweide.

a. Frühlingssehnsucht.

1. Uns hät der winter geschadet überal:

saehe ich die mägede an der strâze den bal
da manic stimme vil suoze inne hal.
saehe ich die mägede an der Strâze den bal
werfen, so kaeme uns der vogele schal.

2. Möchte ich verlassen des winters gezit!

wache ich die wile, sô hân ich sin nit,
daz sin gewalt ist sô breit und sô wit;
weiz got, er lât noch dem meien den strît:
sô lis' ich bluomen, dâ rîse nû lit.

b. Der Hof zu Thüringen.

Der in den ören siech von ungeschihte si,
daz ist min rät, der läze den hof zu Düringen fri:
wan kumet er dar, deswär er wirt ertoeret.

ich han gedrungen, unz ich nicht mē dringen mac:
ein schar vert uz, diu ander in, naht unde tac.
grōz wunder ist, daz ieman dā gehoeret.

der lantgrāv' ist so höchgemuot,
daz er mit stolzen helden sine habe vertuot,
als iegeslicher wol ein kempfe waere.
nair ist sin höhiu fuore kunt:
und gulte ein suoder quotes wînes tūsent pfunt,
dā stüende auch niemer ritters becher laere.

Bächtold: Lesebuch III.

57. Meier Helmbrecht und sein Sohn.

Das in diesem Abschnitte Erzählte bildet den Inhalt eines um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Gedichtes und bietet ein lebendiges Bild aus dem Bauern- und Raubritterleben jener Zeit. Daz die Erzählung auf Tatsachen beruht, sagt der Dichter selbst mit den Worten:

„hie wil ich sagen was mir geschach
daz ich mit minen ougen sach.“

Auch finden sich die in dem Gedichte genannten Dörtschaften sämtlich noch heute mit demselben Namen östlich von der Salza in dem damals bayrischen, jetzt österreichischen Innviertel. Selbst der Helmbrechtshof, der jetzt in zwei Bauernhöfe, das Lenzen- und das Naz-Gut zur Rett, geteilt ist, hat seinen Namen bis auf die neue Zeit behalten, und alte Leute wissen sich des Namens noch zu erinnern. Der Inhalt des Gedichtes, welches einen Klostergärtner, namens Werner, zum Verfasser hat, ist folgender:

„Ein reicher Bauer, Helmbrecht mit Namen, hatte einen Sohn, der ebenfalls Helmbrecht hieß. Dieser Sohn war stolz auf sein schönes Gesicht und schämte sich, ein Bauer zu sein. Seine Kleidung war auch nicht die eines Bauern. Er trug eine kunstreich gestickte Mütze, die seine Mutter von einer Nonne hatte anfertigen lassen, und sein Rock war von dem feinsten Tuche. Auch einen Kettenpanzer und ein Schwert hatte ihm seine Mutter geschenkt, und diese, sowie seine Schwester machten ihn durch allerlei Lob- sprüche nur noch eitler und stolzer.“

Um dem Sohne in allen Dingen zu Willen sein und ihm silberne Knöpfe und was er sonst wünschte, anschaffen zu können, ver-

kaufte die Mutter neben den Eiern auch die Hühner. Der Vater war mit solch hoffärtigem Wesen wenig einverstanden, was er aber dawider redete, das war alles in den Wind geredet. Einst sprach der Sohn zu seinem Vater: „Es ist mein Wille, an den Hof zu gehen; es wäre doch schade um mich, wenn ich nichts als ein Bauer würde. Ich bedarf dazu aber eines Rosses; das wirst du mir nicht versagen, nachdem Mutter und Schwester mich mit Kleidern so wohl ausgestattet haben.“ Da warnte ihn der Vater, schilderte ihm die Gefahren des Hoflebens und mahnte ihn, zu bleiben, was er sei: „Du wirst dem Spotte der Hofleute“, sprach er, „zur Zielscheibe dienen, wenn du dich über deinen Stand erheben willst.“ Der Sohn aber blieb bei seinem Vorsatz und sprach: „Redet mir nicht länger dawider. Befindet euch wohl bei Wasser und Haferbrei, ich will es einmal mit Wein und gebratenen Hühnern versuchen. Und meine schönen Kleider passen besser zu einem Tanz mit schönen Ritterfräulein, als hinter Pflug und Egge herzugehen.“

Noch ein Mittel versuchte der Vater, den Sohn zurückzuhalten. Er erzählte ihm, wie er geträumt habe, sein Sohn sei blind und verstümmelt aus der großen Welt zurückgekehrt und endlich an einem Baume aufgeknüpft worden, daß die Raben ihm sein lockiges Haar zerzausten. Aber alles war umsonst, der Sohn bestand auf seinem Sinn, und der Vater gab ihm endlich ein Roß, auf dem der junge Helmbrecht stolz und zuversichtlich in die Welt ritt.

Er kam zu einer Burg, deren Besitzer ohne Streit und Fehde nicht leben konnte und streitbare Männer gern bei sich behielt. Helmbrecht trat in seine Dienste und ward bald einer der verwenigensten und schlimmsten Gesellen, vor dem nichts sicher war.

Nach einem Jahre gedachte er seiner Eltern wieder einmal, und machte sich auf, sie zu besuchen. Große Freude hatten die Seinigen, als sie ihn kommen sahen. Er tat aber, als ob er ein fremder Herr sei, und mengte in seine Rede bald französische, bald böhmische, bald niederdeutsche Brocken. Da sprach der Vater, das könne sein Sohn nicht sein, und er wollte ihn nicht im Hause behalten. Weil es aber schon spät war, und Helmbrecht nirgend anders unterkommen konnte, gab er sich endlich zu erkennen; doch nun wollte der Vater Beweise haben, ob er auch sein Sohn sei, und er verlangte, daß ihm der Angekommene die Namen der vier Ochsen nenne, die im Stalle standen. Das konnte der Sohn, und nun ward er wohl empfangen. Er ward auf das Beste bewirtet, und auch ein gebratenes Huhn fehlte nicht auf dem Tische. Auch ein Herr hätte mit solcher Mahlzeit wohl zufrieden sein dürfen. Nach dem Essen fragte der Vater,

wie es jetzt auf den Burgen der Ritter zugehe; in seiner Jugend hätten die Ritter, erzählte er, mit allerlei ritterlichen Spielen den Tag verbracht, und die Frauen der Ritter mit Freuden zugesehen. Dann hätten sie gesungen und getanzt, ein Spielmann habe dazu die Geige gestrichen, und endlich habe man am Feuer des Kamins allerlei alte Sagen, z. B. vom Herzog Ernst, erzählt oder vorgelesen. Damals sei der Schlimmste wohl besser gewesen, als jetzt der Beste, da habe Recht und Gesetz gegolten, Treulose oder solche mit übeln Sitten habe man nicht geduldet. Darauf lobte der Sohn das Leben der jetzigen Ritter. Da trinke man den ganzen Tag und fahre auf Raub aus, und es sei ein gar lustiges Leben. Wenn er nicht von dem weiten Ritte gar zu ermüdet wäre und gern schlafen möchte, könnte er wohl manchen lustigen Streich erzählen, den er selbst mit erlebt habe. Am andern Morgen verteilte er die Geschenke, die er den Seinigen mitgebracht hatte. Seinem Vater gab er einen Weizstein, der Mutter einen schönen Fuchspelz, der Schwester aber seidene Bänder und einen gestickten Gürtel. Doch sagte er nicht, daß er alle diese Sachen auf seinen Raubzügen erbeutet hatte.

Etwas Tage blieb Helmbrecht bei den Seinigen, dann aber ward ihm die Zeit lang, und er sehnte sich nach der Gesellschaft seiner Raubgesellen. Als er sich wieder aufzumachen wollte, machte ihm der Vater wieder die eindringlichsten Vorstellungen, aber nichts konnte ihn zurückhalten, er war zu sehr schon an das Verbrechen gewöhnt. Mit unverhohlener Freude erzählte er von seinen und seiner Genossen Schandtaten, wie sie selbst in bitterer Winterkälte den von ihnen Beraubten kein Kleid auf dem Leib gelassen, wie sie den Bauern Pferde, Ochsen und Kühe aus den Höfen getrieben, wie er selbst einen Bauer in einen Ameisenhaufen gebunden habe, und andere Schandtaten mehr. Da mahnte ihn der Vater noch einmal, sich vor dem Galgen zu hüten, damit sein Traum nicht in Erfüllung gehe; der Sohn nahm aber solche Rede so übel, daß er erklärte, er wolle nun auch seines Vaters Gut nicht länger vor seinen Raubgesellen schützen. Auch erzählte er, wie er vorgehabt, seine Schwester mit dem vornehmsten seiner Raubgesellen, der den Nebennamen Lämmerschling führte, zu vermählen, das wolle er nun aber unterlassen. Dann ritt er noch immer drohend davon. Gotelind, Helmbrechts Schwester, hatte die Rede ihres Bruders mit großer Freude gehört, denn sie war ebenso töricht, wie er, und hielt ein Leben, wie es der Bruder ihr geschildert, für besser, als ein Leben in freier, ehrlicher Arbeit, und sie hatte daher ihren Bruder, als er heimlich mit ihr davon gesprochen hatte, gebeten, dafür zu sorgen, daß sie Lämmerschlings Weib werde.

Als Helmbrecht wieder bei seinen Gesellen war, hörte man bald wieder von allerlei schlimmen Taten. Witwen und Waisen wurden beraubt, um reiche Vorräte zu Lämmerschlings Hochzeit herbeizuschaffen. Als aber alle Vorbereitungen getroffen waren, sandte Helmbrecht einen heimlichen Boten zu seiner Schwester und ließ diese herbeiholen. Gotelind und Lämmerschling wurden vermählt und man setzte sich zum Mahle nieder. Wie ausgelassen fröhlich bei demselben auch die Gesellen waren, konnte doch Gotelind ein geheimes Grauen nicht überwinden. Trübe Ahnungen beschlichen sie, und schon begann sie in Gedanken zu bereuen, daß sie heimlich von Vater und Mutter gegangen war. Nach dem Essen kamen Spielleute und spielten ihre schönsten Stücklein auf. Dann gingen sie herum, die Gaben der Gäste einzusammeln. Aber kaum hatten Bräutigam und Braut, als die ersten, ihre Gabe auf den Teller gelegt, so erschien an der Tür der Richter mit etlichen starken Männern, und bald waren die Räuber alle gefangen und mit starken Fesseln gebunden. Gotelind ward in dem Gedränge ihr Brautkleid zerrissen und sie floh vor Angst und Kummer hinter einen Zaun. Die Räuber wurden zum Tode verurteilt und von dem Henker hingerichtet; dem zehnten schenkte der Henker nach seinem alten Rechte das Leben, und dieser zehnte war Helmbrecht. Doch wäre ihm der Tod besser gewesen, denn der Henker strafte an ihm, daß er seine Eltern verachtet hatte; er stach ihm die Augen aus und hieb ihm eine Hand ab. Von einem Knaben ließ sich der blinde Helmbrecht nun zu seines Vaters Haus führen, und flehentlich bat er, ihn daselbst aufzunehmen. Dem Vater brach fast das Herz entzwei, als er seinen Sohn so reden hörte; aber er sprach: „Einen, den ich nie mit meinen Augen gesehen habe, wollte ich lieber aufnehmen als dich. Wie trostig zogst du in die Welt! Wie manches Herz hat um deinewillen geseußt, und wie mancher ehrliche Mann ist durch dich des Seinen beraubt worden. Denke an meine Träume. Zum Teil sind sie schon eingetroffen, denn blind und verstümmelt bist du heimgekehrt. Nun wird sich auch das Ende meines Traumes erfüllen, und darum will ich dich nicht aufnehmen. Knecht, schließ das Tor und stoß den Stiegel vor!“ Der Vater war ins Haus gegangen. Die doppelt unglückliche Mutter, die an dem Unglück ihres Sohnes einen großen Teil der Schuld trug und nun den Unglücklichen nicht in ihr Haus aufnehmen durfte, holte ein Brot herbei und gab es ihrem Kind, dann ging der Blinde an der Hand seines Führers dahin; die Bauern aber riefen ihm nach: „Ja, Dieb Helmbrecht, hättest du den Pfleg zur Hand genommen, so brauchtest du jetzt nicht den Blindenstechen zu tragen.“ Ein Jahr lang litt der Blinde Not.

Da ging er eines Morgens durch einen Wald, in welchem Bauern Holz fällten. Als sie ihn sahen, sprach der eine: „Da kommt der Blinde, der mir einst eine Kuh geraubt hat.“ Ein anderer sprach: „Ich will ihn zerreißen in Stückchen, die kleiner sind als Sonnenstäubchen, denn er hat mir und meinen Kindern die Kleider vom Leibe gestohlen.“ Der dritte sprach: „Mir hat er meine Hütte aufgebrochen und daraus genommen alles, was ich hatte.“ Alle stürzten mit Geschrei auf Helmbrecht los. „Nimm deine schöne Mütze in acht, mit der du so geprahlt hast“, riefen sie ihm höhnend zu und fielen über ihn her und zerzausten ihm Haar und Mütze. Endlich ließen sie ihn seine Beichte sprechen, dann hingen sie ihn an einen Baum. So ging des Vaters Traum in Erfüllung, zur Warnung allen Kindern, die Vater und Mutter nicht achten wollen.“

Richter: Quellenbuch.

58. Altenstücke zur Geschichte der Stadt Zürich.

a. Aus dem geschworenen Brief von 1336.

Für die Kenntnis der städtischen Gesetze und das Leben und Treiben in den Städten geben viele Sammlungen von Verordnungen, die Stadtverfassungen und Stadtbücher Auskunft.

Im Zürcher Richtebrief, einer im Jahre 1304 angelegten Gesetzsammlung, findet sich folgendes Zunftverbot: „Wir der Rat und die Burger von Zürich sezen mit gemeinem Rat und haben auch geschworen zu den Heiligen es ewiglich zu halten, wie hienach geschrieben steht: Daß niemand werben noch machen soll irgend eine Zunft noch Meisterschaft noch Gesellschaft mit Eiden, mit Worten, noch mit Werken. Wer es aber trotzdem täte, dem soll man sein bestes Haus niederbrechen, und er soll dazu der Stadt 10 Mark (490 Fr. Geldwert, zirka 3000 Fr. Kurswert), Buße geben. — Ist aber daß er kein Haus hat in der Stadt, so soll er fünf Jahre von der Stadt sein, und soll nimmer wieder hereinkommen, ehe er der Stadt 50 Mark (15,000 Fr.) Buße gebe.“

Trotz dieser hohen Buße konnte die Bildung von Zünften nicht verhindert werden, und 1336 wurden die Meister der damals gegründeten 13 Zünfte zu Mitgliedern des Rates. Der geschworene Brief von 1336 enthält darüber folgendes:

„In dem Lob der heiligen Dreifaltigkeit sei Kund allen denen, die diesen Brief sehen oder lesen hören, daß ich, Rudolf Brun, Burgermeister, der Rat und die Burger gemeinlich der Stadt Zürich, Gott zu Lobe und unserer Stadt Zürich zu Nutz und Frommen zu Rate worden sind, und haben in Zürich eine Zunft und ein neues Gericht erhoben, von der großen Beschwerden wegen, so Ritter, Edelleute, arme und reiche Burger von Zürich hatten und auch lange geduldet haben, von der Gewalt der Räte,

die den Leuten ihre Klagen und ihre Rechtssachen nicht richteten, außer wenn sie wollten. Dazu hielten sie arme Leute schmählich und hart mit ihren Worten, so sie wegen ihrer Rechtssachen vor sie kamen. Auch ward der Burger Ungeld* und unser Stadtgut also verzehrt, ohne daß sie jemand davon irgend welche Rechnung gaben.

Und von dieser und mancherlei anderer Beschwerden wegen, so die Burger lange gehabt hatten und auch weiterhin zu fürchten waren, so haben wir einhellig mit guter Vorbetrachtung und mit gemeinem Rate aller unserer Burger von Zürich die Gewalt aller Räte abgeworfen, also daß in Zürich nimmer ein Rat mehr sein soll mit vier Rittern und mit acht Burgern von den besten, wie bisher gewöhnlich gewesen war, sondern, daß man einen Burgermeister und einen Rat von Rittern, von Burgern und von den Handwerkern zu Zürich haben soll, wie hienach geschrieben steht.

Dies ist der Rat von Zürich: Zum ersten soll der Burgermeister zweimal im Jahr ohne Gefährde aus dem abgehenden Rat zwei Ritter oder Edelfnechte kniesen und vier, die ihn bei seinem Eid die allerbesten dünken, kiesen, daß sie ihm helfen einen Rat kiesen. Und dieselbe sechse und auch der Burgermeister, die sollen dann sechs Ritter oder Edelfnechte kiesen, und sieben ehrbare Burger von der Konstaffel; dero werden dreizehn. Dazu kiesen dreizehn Zünfte, die wir zu Zürich haben, jegliche Zunft auch einen Zunftmeister, wie oben gesagt ist, und gehen die dreizehn Zunftmeister auch in den Rat, so daß jährlich zweimal im Jahre je 26 dem Rat von Zürich schwören sollen, wie es Sitte und Gewohnheit und altes Herkommen ist.

Dechslis Quellenbuch I und II.

b. Verhütung von Feuersgefahr.

Nachdem im Jahre 1280 ein großer Brand die Stadt Zürich heimgesucht hatte, suchte man durch Errichtung von Ziegeldächern die Feuersgefahr zu vermindern. Der Richtebrief von 1304 enthält darüber folgendes:

Der Rat und die Bürger sind insgeheim übereingekommen, eines ewigen Gesetzes der Stadt zu Ehren und zu Nutzen, daß sie Fünfe gewählt haben auf St. Gallus Fest und von da an auf drei Jahre, daß dieselben Fünfe auf diese Zeit oder fünf andere nach der Zeit, die dann der Rat wählt, der zu Zürich sitzt, schwören sollen zu den Heiligen, daß sie in der ganzen Stadt bei ihrem Eiden bauen heißen für Verhütung von Feuersgefahr und mit Ziegeln oder Terrassen (Terrazzo = mit Steinchen besetzter Mö-

* Abgabe von Einfuhr und Verkauf von Lebensmitteln und Getränken.

tel) decken und nach ihrem Ermessen und nach der Leute Lage und nach ihren Umständen. Wofern die Fünfe übereinkommen oder der Mehrteil unter ihnen, die sollen es dann dem Rate vorlegen, der dann zu Zürich sitzt. Und derselbe Rat soll den Bau eifrig fördern bei seinem Eide.

Brach einmal ein Feuer aus, so leisteten bei den damaligen mangelhaften Löschereinrichtungen (es gab noch keine Spritzen) die Zimmerleute das Hauptwerk, indem sie durch das Abbrechen von Häusern ein Weitergreifen des Feuers verhinderten. Darüber enthält der Richtebrief von 1304 folgende Stelle:

Art. 50. Die Räte und die Burger sind gemeinsam übereingekommen: Wofern ein Feuer zu Zürich in der Stadt oder in den Vorstädten ausbricht, wofern ein Haus oder Häuser niedergebrochen werden und an denen das Feuer dann aufhört, soll man den (Eigentümern) ihren Schaden vergüten von der Genossenschaft derer, deren Häuser noch unverbrannt bleiben, und von dem Rate, in dem Maße und in der Art, wie dann ein Rat, der zu Zürich ist, erkennt auf seine Ehre und sein Ermessen.

Dochslis Quellenbuch II.

c. Straßenpflasterung und Reinigung in Zürich.

Erst zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts begann man dem Straßenwesen größere Sorgfalt zuzuwenden, 1403 wurden in Zürich die Straßen gepflastert, und im Zusammenhange damit folgende zwei Verbote erlassen:

Im Jahre des Herrn 1403 am sechsten Tag des Monats November sind der Burgermeister, die Räte und der Große Rat der Zweihundert übereingekommen, daß fortan in Zürich von den nächsten Weihnachten an auf ein Jahr niemand in der Stadt Mist nächstens Weihnachten an auf ein Jahr niemand in der Stadt Mist vor seinem Haus noch an den Straßen länger liegen lassen soll denn acht Tage; sondern daß er schaffen soll, daß er vor die Stadt hinausgeführt werde. Wer ihn aber trotzdem an der Straße liegen ließe, der gibt von dann an alle Tage 5 s. Buße ohne alle Gnade all die Weile, so er den Mist über acht Tage liegen läßt.

Im Jahr des Herrn 1403 am sechsten Tag November sind der Burgermeister, die Räte und der groÙe Rat der Zweihundert übereingekommen, daß von den nächsten Weihnachten an, so nun kommt, auf ein Jahr zu Zürich in der Stadt niemand Schweine haben soll, außer in seinem Haus in Ställen, also daß man sie nicht hinaus an die Straße gehen lassen soll. Wohl mag jedermann seine Schweine zweimal tränken an dem Wasser, unter der

Bedingung, daß sein Bote dabei sei. Wollte auch einer seinen Stall mischen, so mag er seine Schweine hinausschaffen, unter der Bedingung, daß er seine Boten dabei habe, und soll man auch die Schweine nach der Tränke und dem Mischen förderlich wieder einstreben ungefährlich. Würde aber trotzdem ein Schwein in den Straßen gefunden, da soll man von jedem Schwein fünf s. Buße geben, so oft das geschieht, und soll man die Buße einziehen von dem, dessen die Schweine sind.

Dochslis Quellenbuch II.

59. Der Markt.

Um lebhaftesten spielte sich das öffentliche Leben in den Stadtteilen ab, wo die Bedürfnisse zum täglichen Unterhalte ausgeboten wurden. Das geschah nicht, wie heute in allen Gassen zerstreut, sondern für jede Art von Lebensmitteln in besondern Gruppen von Verkaufsställen. Dabei scheinen die gekochten Fleischwaren, wie jetzt noch, eine besonders belebende Wirkung auf das Volk ausgeübt zu haben. In Basel nannte man die Gaden, worin sie ausgeboten wurden, „unter den Röchen“. Wüstes Leben und Geschrei, das bis in die Nacht hinein dauerte, verkündete schon von weitem diesen Lieblingsort der Schlemmer. Da gab es gesotenes und gebratenes Fleisch, Würste, gespickte und wohlzubereitete Vögel, darunter namentlich die lieblichen Sänger in Gärten und Wäldern, wie Amseln, Drosseln usw., die kleinen zu Gruppen an hölzerne Spießchen gesteckt. Nicht weit davon standen die Heringstonnen mit ihrem gesalzenen Inhalte, welcher sich im Mittelalter einer viel größeren Beliebtheit erfreute, als dies später der Fall war. In den abgesonderten Gaden der Kuttler wurden die Eingeweide der geschlachteten Tiere, die Mäuler und Füße, sowie die Blut- und Leberwürste zum Verkaufe gesotten. Der Rat setzte nicht nur die Fleischpreise fest, sondern sorgte auch dafür, daß den Bürgern nur preiswürdige Ware ab den Fleischbänken geliefert wurde.

Die Fleischbänke wurden den Mehgern vom Rat (oder Bischof) um einen bestimmten Jahreszins auf Lebenszeit verliehen. Starb der Inhaber, so hatten die nächsten Verwandten, auch die weiblichen, das erste Anrecht darauf, sofern die letzteren „in das Handwerk manneten“. Kein Stück Vieh durfte anderswo als im „Schindhause“ geschlachtet werden, worauf die Schauer das Fleisch untersuchten. Im Jahre 1412 setzte der Rat von Zürich die Fleischpreise folgendermaßen fest: Hammel- und Lämmerfleisch 13,8 Cts., Schafffleisch $12\frac{1}{3}$ Cts., Schweinesfleisch 13,8 Cts., Rindsfleisch $12\frac{1}{3}$ Cts., und Kindfleisch 11 Cts. das Pfund zu 470

Gramm. Dabei ist wohl zu bedenken, daß der Metallwert damals ein sechs- bis achtfach größerer war, sodaß sich in Wirklichkeit die Fleischpreise nicht sehr wesentlich von den heutigen unterscheiden. Ungesundes Fleisch und gefallenes Vieh (Kälben) wurde in die Flüsse geworfen oder dem Schinder zum Vergraben überliefert.

In Kriegszeiten erließ der Rat besondere Verordnungen und schränkte namentlich das Ausführrecht für Vieh ein. Dann bedurfte es für den Verbrauch der Vorräte weiser Sparsamkeit, damit man selbst eine längere Belagerung ohne zu große Not aushalten könnte. Die Kindersehnen mußten auf das Rathaus abgeliefert werden, da sie das nötige Material für Bogen und Armbrüste lieferten. Waren aber die öffentlichen Bedürfnisse gedeckt, so hatte der städtische Armbruster das erste Anrecht darauf.

An besonderem Platze fand auch der Verkauf des importierten Weines statt, in Basel auf dem sog. heißen Steine, der auch zeitweise als Richtstätte diente. Das Recht dazu wurde nur gegen besondere Abgaben bewilligt. Dafür stand auch das Getränk zum Schutze der Bürgerschaft gegen Neubvorteilung der Händler unter scharfer Kontrolle. Kranker oder zu schwach gesunder Wein wurde dem Verkäufer genommen und samt dem Faß ins Wasser geworfen oder jenem der Boden ausgeschlagen. Auch war es streng untersagt, zwei Weine mit einander zu mischen, seien es solche verschiedener Herkunft oder verschiedenen Alters.

Ebenso verbot man die „gearzneten“ Weine, denn schon im 14. Jahrhundert verstanden es die Händler gar wohl, verdorbenen Getränken durch allerhand Beimischungen mit Weidenasche, Schwefel, „Scharlatkrut“, Eiern, Milch, Salz, Kalk oder Senf wieder aufzuhelfen. Gesottene Weine dagegen waren geduldet. Im übrigen sorgten die Räte überall dafür, daß es an einem guten Tropfen in ihren Kellern nicht fehlte, denn das edle Getränk diente gar mannigfachem Bedarfe. Besondere Fürsorge wandte man namentlich auch den eigenen Weinbergen zu, und die Rebleute versäumten darum nicht, nach der Kirche zu eilen, wenn ein Reif oder ein Unwetter drohte, um durch das Läuten der Glocke das drohende Unglück zu verscheuchen. Brotsauben, Bänke und Hüslin verteilten sich dagegen zu größerer Bequemlichkeit der Bürgerschaft wenigstens in bedeutenderen Ortschaften über die ganze Stadt, denn sie vermittelten den Verkauf des unentbehrlichen Nahrungsmittels; deren größte befand sich in Zürich im Erdgeschoß des Rathauses. Sie wurden den Bäckern vom Rate, aber auch von einzelnen Stiften und Klöstern und sogar von Privaten gegen jährlichen Zins vermietet. Nur hier durften die Ofenbrote, Wecken, Hovewecken, Bolwecken und Ringe ausgelegt werden. Der Ver-

Kauf in ihren Häusern war den Bäckern in Basel noch im 14. Jahrhundert nicht gestattet.

Die Aufsicht über Qualität und Gewicht übten wieder vereidigte Personen. Diese hatten alle Verkaufsläden wöchentlich wenigstens ein- bis zweimal zu prüfen und die Fehlbaren zu bestrafen. Denn schon seit dem 13. Jahrhundert gab es Bäcker, die in betrügerischer Absicht Bohnenmehl und Hopfen unter den Teig mischten. Da das Einkommen vieler Bürger zum größten Teil in Naturalien und besonders in Kernen bestand, so unterschied man die Pfister in solche, welche in ihren Ofenhäusern oder Backstuben den Bürgern Brot aus dem ihnen gelieferten Korn backen, in Zürich Bokenzer, in Basel „Ofenmänner“ oder „Hausführer“ genannt, und in Feilbacher, die auf eigene Rechnung arbeiteten, und ihr Gebäck in den Lauben zum Kaufe ausboten.

In dem bunten Kranze all' der Leute, die den städtischen Markt belebten, wollen wir hier auch noch einer besonderen Klasse gedenken, die wenigstens in größeren Ortschaften nie fehlten. Das waren die Geldwechsler. Ihre Lauben mit der Wechselbank befanden sich gewöhnlich da, wo der Verkehr am lebhaftesten pulsierte. Sie waren ein notwendiges Uebel zur Vermittlung des Verkehrs mit der Außenwelt und lebten vielfach auf Kosten der Unkenntnis des Publikums im Geldverkehr. Wenn ein Fremder einen Einkauf machen wollte, so mußte er in landläufigen Geldsorten bezahlen. Da nun im Mittelalter eine ganze Anzahl von Fürsten, Bischöfen und Städten eigenes Geld schlugen, so brauchte es eingehender Kenntnisse, um den Wert dieser fremden Geldsorten zu kennen und sie wieder ohne Einbuße am richtigen Orte zu verwerten. Denn auch der Wechsler mußte darauf bedacht sein, sein fremdes Geld wieder los zu werden. Das aber war nicht einmal das schlimmste. Selbst die gleiche Münzstätte prägte nicht immer Geld von demselben Werte. Wohl galt als Basis die Mark Silber fein mit einem Metallwerte von Fr. 52.— der gegenwärtigen Silberwährung. Allein daraus münzte man nicht immer gleichviel niedere Geldsorten. So kam es, daß ein Münzherr das Geld des andern verries. Wurde aber endlich der Wirrwarr zu groß, sodaß der Verkehr darunter litt, und das Volk zu murren anfing, dann schlossen benachbarte Münzherren unter sich Konkordate von längerer oder kürzerer Dauer. Um das Publikum wenigstens einigermaßen vor Nachteil zu schützen, beschränkte man das Recht, Pfennige zu wechseln oder ein Wechselbrett auszulegen auf bestimmte Gesellschaftskreise.

In Basel durfte dieses Geschäft nur durch die Hausgenossen des Bischofs betrieben werden, an andern Orten waren es die

Münzherren oder Pächter. Ursprünglich wurden neue Münzen auf jeden Markt geschlagen, wobei man die alten Stücke zurückzog und immünzte. Später hielt man jedoch nicht immer mehr genau darauf, zog aber die alten Pfennige von Zeit zu Zeit ein. Infolgedessen setzte der Münzherren jeweilen auch den Wechselkurs fest, an den sich die privilegierten Geldwechsler streng halten sollten. Größere Geldsorten waren bis zum letzten Drittel des 14. Jahrhunderts weniger Münze als Handelsartikel und wurden erst später tarifiert und in die Währung einbezogen, sodass sie an Stelle der Silbermark traten. Bei diesem Wechsel wurde die Goldwährung für den Großverkehr geradezu maßgebend, während die Silberwährung mehr dem Kleinverkehr diente. Infolgedessen geriet der Geldwechsel namentlich in die Hände der Juden und Käwertischen oder Lombarden, da er enge mit dem Geldleihgeschäft zusammenhing, Zinsen nehmen aber nach kirchlichem Recht den Christen verboten war. Die Juden dagegen waren als Nichtchristen diesem Rechte nicht unterworfen, die Käwertischen durch päpstliches Privileg von demselben ausgenommen. Beide mussten natürlich den Städten ihr Privileg teuer bezahlen. Von der Bank, auf welcher der Geldwechsler sein Geschäft betrieb, kommt der Name für die heutigen Geldinstitute. An die Lombarden aber, die Geld gegen Unterpfande ausliehen, erinnert nach der Ausdruck „Lombardgeschäft“ für Darleihen gegen Faustpfand. Wurde ein Geldwechsler zahlungsunfähig, so zerschlug man ihm von Amts wegen seine Bank, daher der Ausdruck Bankrott (banca rotta).

Aus Lehmann: „Die gute alte Zeit“, gefürzt.

60. Zunft- und Gesellschaftshäuser.

Von ganz besonderer Bedeutung für das öffentliche Leben waren die Häuser der Zünfte und Gesellschaften. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts wird der Sitte gedacht, dass die Männer „Zum Wine gan“, und man findet es auch bereits notwendig, um Missbräuchen zu steuern, genaue Vorschriften über die erlaubten Besuchszeiten des Weinhauses zu erlassen und das „Überstehen“ zu bestrafen. Da aber die Abgaben der Weinschenke auf ihren Getränken, das „Ungeld“, eine wichtige Einnahmequelle der Behörden bildete, drückten sie ein Auge zu, wenn diesen nicht allzustrenge nachgelebt wurde. Neben diesen Weinstuben, die jedermann offen waren, bestanden aber noch besondere Trinkstuben für geschlossene Kreise. Auf ihnen versammelten sich die Zünfte und Gesellschaften zu fröhlichen Gelagen, namentlich seit der Zeit, da sie eigene Häuser besaßen. Für das 14. und 15. Jahrhundert müssen wir uns

diese Lokale noch recht einfach vorstellen. In Zürich z. B. hatte der Rat seine Trinkstube im „alten Schneggen“. Das Wirtschaftsrecht verlieh er dem Pächter auf Lebenszeit gegen einen bestimmten Zins. Mit dem neuen Rathaus aber wurde auch gleichzeitig für ein neues Trinklokal gesorgt und das alte den Schneidern als Zunftstube überlassen. Von dieser Zeit an war auch anderen Bürgern der Zutritt gestattet, sodaß der neue Schneggen als Versammlungsort für Ratsherren und Zünfte gelten kann. Wie es scheint, gehörte das neue Gebäude aber nicht der Obrigkeit als solcher, sondern einer Gesellschaft der „Schildner zum Schneggen“, von welcher jedes Mitglied seinen Anteilschein hatte. Dennoch ließ der Rat auf dieser Stube zu verschiedenen Malen fremde Gäste und Gesandtschaften bewirten, wofür dem Stubenmeister die „Uerte“ bezahlt wurde. Außerdem erhielt die Gesellschaft als Entschädigung für die Erwärmung des Lokales jährlich 10 Pfaster tanenes Holz. Dafür aber durfte bei Buße keines aus dem angebauten Rats- und Richthaus gestohlen werden.

Die adeligen Herren kamen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts noch auf dem Estrich des von Lunkhofen zusammen; von dieser Zeit an vermietete ihnen der Rat das Haus „zum Rüden“, und später verkaufte er es ihnen. Mit diesen tafelten auch die Chorherren bis zur Einrichtung einer besonderen Trinkstube im Stiftsgebäude um das Jahr 1349. Daneben hatten Handwerker, Krämer und Kaufleute ihre eigenen Lokale. Ähnlich waren auch die Verhältnisse in anderen Städten. In Basel versammelten sich die Dienstmannen des Bischofs und andere adelige Herren auf dem Haus „zur Müden“ zu Trinkgelagen, Tanz und Spiel. Im Jahre 1384 hielten sogar Graf Wallraff der Junge von Thierstein, welcher schon zwei Jahre später bei Sempach für seinen Fürsten fiel, und Burchard Mönch in dieser Stube zu Pferde ein Gestech mit Speeren ab. Wir haben uns darum dieselbe als einen großen Saal zu ebener Erde vorzustellen, der geräumig genug war, um auch alle Gäste zu versammeln, wenn der Rat Könige und Kaiser darin bewirtete und zu ihren Ehren Tänze und festliche Gelage veranstaltete. Im Jahre 1439 wurde in diesem Lokale auch das Konklave zur Wahl des Papstes Felix V. abgehalten. Es kann uns darum nicht befremden, wenn der Rat an dessen Unterhalt ansehnliche Beiträge bewilligte.

Bei Bewirtung fremder Gäste wurde neben dem „Weine“ auch „Zuckerserviß“, Nipsel, Kirschen, Kirschwein, Birnen, Konfekt und Meertrübel (Johannisbeeren) aufgetragen. Dem Zimbis aber ging gewöhnlich ein Bad voran, das der Reinigung vom Schmutz und Staub der Reise und der Erquickung der müden Glieder zugleich

diente. Da den Rat alles interessierte, was innerhalb der Mauern der Stadt vorging und ganz besonders, was ihr nützen konnte, so unterließ er nicht, wenigstens den sogenannten Schenkwein auf die Stuben zu senden, wenn fremde Werkleute, Gelehrte oder Kaufleute dort weilten. Besonders feierlich aber ging es zu, wenn hohe Standespersonen den Ort durch ihren Besuch ehrten. Schon bei den Generalkapiteln geistlicher Orden versäumte man nicht, den Herren ein Fäß Wein, Fische und Fleisch oder das Geld dafür zu senden, denn ihr Einfluß war groß, und eine Hand wusch die andere. Besonderen Aufwand aber entfaltete man beim Besuch von König und Kaiser. Ihm zogen die Ratsherren mit Tscheppelin (kleinen Hütchen) geziert entgegen und geleiteten ihn zur Herberge, als welche in Ermangelung von Gasthäusern während des ganzen Mittelalters die wohl eingerichteten Klöster zu dienen hatten. Die Straßen aber, durch welche der feierliche Zug den Weg nahm, bestreute man mit Gras und batte Weiber und Kinder in die Häuser. Die Wassertümpel wurden ausgefüllt, die Schweine wegtrieben und die Misthaufen entfernt. Wo es infolge langen Regenwetters gar schlimm aussah, wurden sogar Bretter gelegt.

In die Herberge aber schaffte der Rat ganze Tüder voll bekränzter Weinfässer. Denn bei diesem Anlaß durfte umso weniger gespart werden, als der Rest den armen Kranken zu St. Jakob zufiel. Aber auch mit allerhand nützlichem Hausrat wurde den geistlichen Gastgebern beigebracht. Dazu gehörten Betten, gefüllt mit weichen Flaumfedern, Kissen, Pfulwen, Leinlachen, Schuhe und Sockel und endlich Tortschen und Kerzen für die Beleuchtung. An der Herberge verkündete der herausgehängte Wappenschild die Anwesenheit des hohen Gastes, und vor ihr stolzierten die Bürger in ihrer besten Wehr als Ehrenwache. So hohe Gäste beschenkte man auch mit entsprechenden Gaben. Geld konnten sie immer brauchen. Es bildete darum die willkommenste Beisteuer, besonders, wenn es in silbernen oder hölzernen und mit edlen Metallen verzierten Schalen überreicht wurde.

Aus Lehmann: „Die gute alte Zeit“, gekürzt.

61. Bei Nacht.

Es ist Abend geworden. Über den schmalen Gassen hat sich schon die Dämmerung gelagert, und nur auf den Türmen schimmern die Fähnchen und Kreuze noch im Glanze des verglimmenden Tages. Bald tönt der Glocke mahnender Ruf. Er verkündet, daß das Tagewerk zu Ende ist und alles Feuer getilgt werden soll, damit sich der Bürger ohne Sorge vor drohender Gefahr der Ruhe hin-

geben kann. Auch wir wenden uns darum der Herberge zu. Geschäftig räumen die Handwerker und Krämer ihre ausgelegten Waren in die Gaden, und knarrend werden die großen Fensterladen in die Höhe gezogen. Hühner und Gänse suchen ihre Schlupfwinkel auf, und der Hunde Gebell verstummt mit dem Geschrei der spielenden Kinder. Inzwischen ist es Nacht geworden. Übermals gibt die Glocke das Zeichen, daß nun der Bürger die Stube nicht mehr verlassen solle. Denn die Nacht, welche Straßen und Gassen in ihren dunkeln Mantel hüllt, leistet allen Vergehen gegen Sitte und Gesetz zu leichten Vorschub. Wehe darum dem, der jetzt noch ohne Licht sich draußen blicken läßt. Gehört er nicht einer ehrbaren Familie an, dann legt man ihn ohne Gnade in den Turm, und selbst, wenn er sich genügend ausweisen kann, harrt ihm eine empfindliche Buße. Auch in den Häusern ist es meist dunkel geworden, und nur auf den Trinkstuben der Zünfte und Gesellschaften wird noch lebhaft gesprochen. Aber nicht mehr lange. Denn schon gibt die Nachtglocke das Zeichen zum Schließen der Weinhäuser. Wer ihm nicht folgt, wird gebüßt, und kann er nicht bezahlen, so bleibt ihm die Stadt bis auf einen Monat verschlossen. Aber nicht alles darf sich dem süßen Schlummer hingeben. Denn wenn der Rat einerseits von seinen Bürgern verlangt, daß sie sich seinen Verordnungen versügen, so hat er andererseits auch die Pflicht, sie Tag und Nacht vor Schaden zu bewahren.

Darum mußten sich z. B. in Zürich jeden Abend ein Rats-herr und ein Kunstmeister auf das Rathaus begeben, um selbst zu wachen und die bestellte und besoldete Scharwache zu beaufsichtigen. Und damit sich niemand in dieses Haus, das alle wichtigen Akten und Wertsachen barg, einschleiche oder Schaden verursache, hatte man an der Treppe ein eigenes Häuschen errichtet, worin sich der Rathauswächter gegen die Unbilden der Witterung schützen konnte. Aber selbst damit begnügte sich die fürsorgliche Obrigkeit nicht. Wie leicht konnte es noch irgendwo unter der Asche glimmen und ein verheerendes Feuer die Bewohner auffschrecken, wenn es für ihre Rettung bereits zu spät war. Darum blinkten hoch vom Wendelsteine (Kirchturm) und den Toren herab freundliche Lichtlein, und aus einsamem Stübchen spähten zwei scharfe Augen hinunter auf die dunkeln Giebel und in die finstern Gassen, ob nirgends etwas Verdächtiges sich zeige. Damit aber kein Wächter seiner schweren Pflicht vergesse, riefen sie sich mit ihren Hörnern von Zeit zu Zeit an, und kamen die Scharwächter in ihre Nähe, oder bemerkten sie eine drohende Gefahr, dann meldeten auch sie sich ihren Kameraden. Den Bürgern aber, welchen der Schlaf vom Lager gewichen, war dies ein beruhigendes Zeichen dafür,

daz̄ kein Unglück sie unter dem Schuße der Dunkelheit überraschen konnte. So klangen die Hörner durch die einsame Nacht, bis der Wächter auf dem Wendelsteine den Morgen ankündete. Kurz darauf erschollen die hellen Stimmen der Glocken, welche die Geistlichkeit zum Chordienst und die Bürger zum Morgengebete mahn-ten. Vorsichtig öffneten sich die Fensterladen und knarrten die Haustüren, und bald erklang wieder überall aus den Werkstätten das muntere Treiben des neugestärkten Volkes.

Aus Lehmann: „Die gute alte Zeit“.

62. Die Pest.

Schon im Jahre 1314 wird uns von einer ansteckenden Krankheit berichtet, die besonders in den Städten am Rhein verheerend auftrat und Teuerung und Hungersnot im Gefolge hatte, sodaß an einzelnen Orten selbst die Körper von den Hochgerichten heruntergeholt wurden. Und doch war dies nur ein Vorläufer jenes Würgengels, welcher die Menschheit des Abendlandes gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts jahrelang in Angst und Not bannte. „Dieses Sterben war größer als je vor oder seither eines war, ging von einem Ende der Welt zum andern, dies- und jenseits des Meeres, noch größer unter den Heiden als unter den Christen. Manch Land starb ganz aus, sodaß niemand mehr da war. Man fand Schiffe auf dem Meere mit Kauffschäßen, darin alle Leute gestorben waren, und die herrenlos umherirrten“, so meldet ein alter Chronist. Welches Land dieses Ungeheuer gebaß, ist unsicher. Langsam wälzte es sich aus dem fernen Osten heran in die alte Welt. Kein Fluß war ihm zu breit, kein Berg zu hoch, kein Land zu ungästlich. Wo aber ein Atem wehte, fielen die Menschen wie Frühlingsblüten, die der Frost geknickt, und Jammer und Elend folgten seine Spuren. „In jedem Kirchspiel gab es täglich acht bis zehn Leichen. Die Leute starben an Beulen und Drüsen, die sich erhoben unter den Armen und oben an den Beinen, und wenn die Beulen an die kamen, die sterben sollten, so verschieden sie am dritten oder vierten Tage.“

Die Beule erbte auch Eines von dem Andern, darum das Haus, wo die Krankheit einzog, selten nur ein Opfer kostete.“ Und auch unser Chronist Tschudi meldet: „Das Siechtum war also giftig, daß, wenn ein gesunder Mensch dem Siechen so nahe kam, daß er seinen Atem oder Dunst empfand, oder sein Gewand berührte, der mußte sterben. Das geschah in allen Landen, welches zuvor von Anfang der Welt nie erhört worden, daß zu einer Zeit im ganzen Europa an allen Orten zemal eine solche Plag gewe-

sen s̄hg.“ Selbst Schweine, welche in den weggeworfenen Lumpen eines Verstorbenen wühlten, sanken nach einer Weile unter Zeichen von Grimmen nieder. Vögel fielen tot aus den Lüften herab und im Walde lagen die verendeten Tiere vor ihren Höhlen. „Zur Heilung der Krankheit wollte weder der Rat eines Arztes noch die Kraft einer Arznei beitragen, sei es, daß die Natur des Nebels es nicht gestattete, sei es, daß die Unwissenheit der Heilkünstler nicht in Erfahrung brachte, wodurch die Krankheit vertrieben werden konnte, schreibt der berühmte Italiener Boccacio. Fast alle Berichterstatter leiten die Seuche von ungewöhnlichen Naturerscheinungen her, welche ihr vorausgingen, wie Erdbeben, ausgetretenen Seen und eingefunkenen Bergen. Dazu wurde auch das erste Erdbeben in Basel am Katharinentag 1346 gerechnet. „Und schon 1348 hub ein neues großes Erdbeben an, das ging durch alle Lande, und warf nieder in Kärnthen viel Burgen und Städte und auch viel Gut und Leute wurden verloren.“ Dabei sollen giftige Dünste aus der Erde ausgebrochen sein und die Luft vergiftet haben, wo von das große Sterben kam. Aber auch an andern mannigfachen Vorboten auf der Erde und am Himmel fehlte es nicht. Wenn auch alle diese Kombinationen als Auswüchse der mittelalterlichen Phantasie angesehen werden, so bleibt doch soviel sicher, daß diese Naturereignisse beinahe gleichzeitig mit der Pest auftraten und dem zweiten großen Erdbeben in Basel vom Jahre 1356 der „andere große Sterbent auf dem Fuße folgte“.

Die Machtlosigkeit, mit welcher die mittelalterliche Arzneikunst dieser Krankheit gegenüberstand, entsprachen die Verheerungen, welche sie anrichtete. „Da half nicht Flucht, noch menschliches Sorgen und Wissen, erfolglos zeigte sich die Messe, welche Papst Clemens eigens gegen den Tod gemacht, Gottes Erbarmen zu erflehn; den Eiligsten holte die Pest ein, des Stärksten wie des Weisesten spottete sie, und der Vornehme galt ihr gleich viel wie der Geringste, der Geistliche nicht mehr als der Laie: durch alle mitten hindurch schritt sie unabirrt und mähte ihre Schwaden links und rechts zu Boden“. „Zu Basel“, schreibt Wurstisen, „blieben vom Fleischheimertor bis an das Rheintor hinab beiderseits nur drei Ehen ganz und vergingen in der Stadt bis 14,000 Menschen“. „Stürben auch etlichß Tags zu Bern bis 60 Menschen, Jung und Alt (Justinger) und war das Sterben zu Tag und Land so groß, daß es unter der Ritterschaft im Elsaß und Sundgau hieß, Bern sei ausgestorben, und die Herren rüsteten sich, wenig edel, um einen Rachezug wegen Laupen. In Zürich aber starben so merklich viel Lüt, daß sie diesen Sterbent für eine sonderbare Straf-

und Pлаг hielten". Im September 1349 wurden besonders der Thurgau, Aargau und das Nechtland heimgesucht, doch blieben auch die Bergkantone nicht verschont. Zu Engelberg erlagen der Seuche im Frauenkloster 116 Personen in vier Monaten und im Männerkloster zwei Priester, fünf Schüler. Von den Talleuten sanken an etlichen Tagen 16 Personen in's Grab und wurden zwanzig Häuser leer, obgleich die Gegend nur spärlich bevölkert war. Lehnlich verhielt es sich in Wallis. Mögen diese Zahlen im einzelnen Falle der Wahrheit auch nicht genau entsprechen, so geben sie uns doch einen ausreichenden Begriff von der Größe des Unglücks.

Die Folgen einer solchen Verheerung äußerten sich aber auch in den Schattengestalten, welche durch die verödeten Städte und Dörfer schlichen, während die Kirchhöfe die Zahl der Toten nicht mehr zu fassen vermochten. Viele Leichen wurden gemeinsam in Gruben versenkt und zugedeckt, wobei man sogar nicht immer wartete, bis die Franken den letzten Atemzug getan hatten. Viele der Überlebenden aber wurden von Elend und Entsetzen völlig teilnahmslos gegen alles, was um sie her vorging, oder wahnhaftig. Handel und Verkehr stöckten, denn welchen Wert hatten alle Schätze der Welt für eine Gesellschaft, die von heute auf morgen ihrer doch nicht mehr genießen konnte? Auch dem Sämann erstarb die Hand während der Arbeit. Der Bauer brach hinter dem Pfluge zusammen, und wenn er auch gesund vom Felde zurückkehrte, so hatte inzwischen der schlimme Gast seinen Einzug unter dem Dache gehalten, und Frau und Kinder jammerten in Todesnöten. Infolgedessen blieben viele Felder unbestellt, und die Glocken läuteten weder zur Arbeit noch mahnten sie zur Ruhe, oder riefen zum Dienste des Herrn. Denn der sie läuten sollte, lag schon längst unter dem kühlen Rasen, und keiner fand sich, der es der Mühe wert hielt, diese Dienste zu verrichten. Selbst die Galgen blieben leer, da die Gerichte ihre Tätigkeit eingestellt hatten. Sogar der Papst fühlte sich nicht mehr sicher genug hinter den festen Mauern des Schlosses zu Avignon, sondern zog sich hinter ein immerwährend brennendes Feuer zurück, abgeschlossen von aller Menschheit, nur auf die Erhaltung seines Lebens bedacht. Während die einen in ihrer Todesangst, sich von aller Welt absonderten und in Gebet und Nüchternheit ihren Schutz und Schirm gegen den Würgengel suchten, gaben sich andere aus Verzweiflung der ausschweifendsten Sinnlichkeit hin, um damit die Todesfurcht zu verscheuchen. Andere hofften, durch Buße und Vergabung an Kirchen, Klöster und wohlütige Anstalten sich vom Tode loskaufen zu können. Bei vielen aber ging die Einkehr tiefer. Die Eltern lehrten ihre Kinder wieder beten und sich in

den Willen Gottes ergeben, und ein Nachbar ermahnte den andern, denn keiner war eine Stunde seines Lebens sicher. „Und so trug es sich zu, daß man die Leute und sogar Kinder mit Freuden, die einen betend, die andern singend, von dieser Welt scheiden sah.“ Wenn es schließlich auch gelang, dieses schreckliche Gespenst auf Zeit wieder zu verscheuchen, so blieb es doch während der folgenden Jahrhunderte ein steter Gast, der zwar nicht immer mit gleicher Wut seinem Vernichtungswerke oblag, die Menschheit aber dennoch in beständiger Furcht hielt.

Aus Lehmann: „Die gute alte Zeit“, gekürzt.

63. Die große Geißelsfahrt.

„Als man zählte 1349, vierzehn Tage nach St. Johannis Tag, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißler. Die hatten Leben und Weise an sich, wie ich hier beschreibe. Zum ersten hatten sie die kostbarsten Fahnen von Sammet, rauh und glatt, und von Seide, die besten, die man haben mochte. Deren hatten sie wohl zehn und auch gewundene Herzen, die trug man ihnen, wo sie in die Städte oder Dörfer gingen, und man läutete mit allen Glocken ihnen entgegen. Sie gingen den Fahnen nach je zwei und zwei miteinander und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit roten Kreuzen, und sangen zwei oder vier einen Leich* vor, und die andern sangen ihn nach. Wenn sie so in die Kirche kamen, so knieten sie nieder und sangen:

„Jesus ward gelabt mit Gallen,
Des sollen wir an ein Kreuz fallen.“

Bei diesen Worten fielen sie alle in Kreuzesgestalt auf die Erde. Wenn sie nun eine Weile also gelegen, so hob ihr Vorsänger an und sang:

„Nun hebet auf eure Hände,
Daz Gott dies große Sterben wende;
Nun hebet auf eure Arme,
Daz Gott sich über uns erbarme!“

Dann standen sie auf. Das taten sie dreimal. Wenn sie zum drittenmal aufstanden, so luden die Leute die Brüder ein: einer lud zwanzig, einer zwölf oder zehn, jeder nach seinen Verhältnissen, und führten sie heim und boten ihnen Gutes. Nun war das ihre Regel: Wer in die Brüderschaft wollte und an die Buße treten, der mußte 34 Tage noch den Lebensjahren Christi darinnen:

* Lied, das aus verschiedenen gebauten Strophen besteht.

sein und bleiben, und darum mußte er haben so viel Pfennige, daß ihm alle Tage vier Pfennige zukamen, solange er in der Buße war. Das waren elf Schillinge und vier Pfennige. Darum durften sie niemanden ansprechen, (um etwas bitten) noch fordern; noch in ein Haus kommen, wenn sie zum erstenmal in eine Stadt oder in ein Dorf kamen; außer man lüde sie und führte sie ohne ihre Ansprache hinein, dann mochten sie wohl in die Häuser gehen. Wer aber das brach, daß er mit einer Frau redete, der kniete vor ihrem Meister und beichtete es ihm, so setzte ihm der Meister eine Buße und schlug ihn mit der Geißel auf den Rücken und sprach:

„Steh auf durch der reinen Marter Ehr
Und hüte dich vor Sünden mehr.“

Wenn sie nun wollten büßen, also nannten sie das Geißeln, das mindestens im Tage zweimal stattfand, so zogen sie ins Feld hinaus, und man läutete die Glocken, und sie gingen je zwei und zwei. Und wenn sie kamen an die Geißelstatt, so entkleideten sie sich bis auf die Hüften und taten Rötel oder weiße Tücher um sich, die reichten vom Gürtel bis auf die Füße. Und wenn sie wollten anfangen zu büßen, so legten sie sich nieder in einen weiten Kreis. Dann fing ihr Meister an, wo er wollte, und schritt über einen und berührte den mit seiner Geißel und sprach:

„Steh auf durch der reinen Marter Ehr
Und hüte dich vor Sünden mehr!“

So schritt er über sie alle, und über welchen er schritt, der stand auf und schritt dem Meister nach über die, die vor ihm lagen. Wenn ihrer zwei über den dritten schritten, der stand dann auf und schritt mit ihnen über den vierten, und der vierte über den fünften vor ihm. So taten sie es dem Meister nach mit der Geißel und mit den Worten, bis daß alle aufstanden. Wenn sie auf diese Weise waren aufgestanden zu einem Kreise, so stellten sich ihrer etliche hin, die die besten Sänger waren, und sangen an einen Leich zu singen; dann sangen die Brüder nach, wie man noch zum Tanze singet. Unterdessen gingen die Brüder um den Kreis, je zwei und zwei, und geißelten sich mit Geißel und Riemen, die hatten Knöpfe vorn, in welche Nadeln gesteckt worden waren; und sie schlugen sich über den Rücken, daß mancher sehr blutete. Auf diese Weise war das Geißeln vorbei. So legten sie sich dann nieder, wie sie getan hatten, als sie anfingen, und schritten übereinander und hießen einander aufzustehen wie zuvor, und gingen dann an den Kreis und taten sich wieder

an. Während sie sich auss- und antaten, gingen brave Männer umher und begehrten an dem Kreise von den Leuten, daß sie den Brüdern beisteuerten zu Herzen und Fahnen. Auf diese Weise ward ihnen viel Geld. Wenn sie dies alles getan hatten, und wieder angekleidet waren, so trat einer von ihnen, der ein Laie war und lesen konnte, auf eine Erhöhung und las die Predigt der Geißler. Wenn die gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt, je zwei und zwei, ihren Fahnen und ihren Herzen nach und sangen den ersten Leich: „Nun ist die Bittefahrt so hehr“, und man läutete die großen Glocken ihnen entgegen. Und wenn sie in den Münster kamen, so fielen sie in Kreuzesgestalt dreimal nieder, wie vorher beschrieben ist. Wenn sie dann aufstanden, gingen sie in ihre Herbergen oder wohin sie wollten.“

Nach Richter: Quellenbuch, gekürzt.

64. Sankt Peter mit den Landsknechten.

Hans Sachs.

Neun armer Landsknecht zogen aus
Und garteten (bettelten) von Haus zu Haus,
Dieweil kein Krieg im Lande was;
Eins Morgens da trug sie ihr Straß

5. Hinauf bis für das Himmelstor;
Da klopften sie auch an darvor,
Wollten auch in dem Himmel garten.
Sankt Peter tet der Pforten warten.
Als er die Landsknecht darvor sach,

10. Wie halt er zu dem Herren sprach:

„Herr, draußen stet eine arme Rott,
Laß sie herein, es tut in' Not,
Sie wolten geren hinnen (gerne hier innen)
garten.

Der Herr sprach: „laß sie lenger warten!“

15. Als nun die Landsknecht musten harren,

Fengens an zu fluchen und scharren:

„Marter, Leiden und Sakrament!“

Sankt Peter dieser Flüch nit kennt,

Meint sie redten von geistling (geistlichen)

Dingen,

20. Gedacht in Himmel sie zu bringen

Und sprach: „o, lieber Herre mein,

Ich bitte dich, laß sie herein,

Nie frömmere Leut hab' ich gesehen!"

Da tet der Herr hinwider jehen (sagen):

25. „O Petre, du kennst ir (sie) nit recht,

Ich sich wol, daß es fint Lantsknecht;

Sollten wol mit mutwillig Sachen

Den Himmel uns zu enge machen!"

Sankt Peter der bat aber mer:

30. Herr, laß sie herein durch dein Ger!"

Der Herr sprach: „du magst's lassen 'rein,

Du mußt mit in' behangen sein; (du mußt

sie hüten)

Schau', wie du's wider bringst hinaus!"

Sankt Peter war froh überaus

35. Und ließ die frommen Lantsknecht ein.

Balt sie in Himmel kamen 'nein,

Gartens herum bei aller Welt

Und balt sie z'sam brachten das Gelt,

Knochten (kauerten) sie nider auf ein Plan
(Ebene)

40. Und siengen zu umbschanzen (Würsel spielen) an;

Und e einviertel Stunt vergieng,

Ein Hader sich bei in' ansieng.

Von wegen einer Umbeschanz (Würfelpartie)

So wurden sie entrüstet ganz,

45. Zuckten von Leder (zogen das Schwert) sie

allsam

Und hauten da mit Kreften z'samen,

Sagten einander hin und wider

In dem Himmel da auf und nider.

Sankt Peter disen Strauß vernum,

50. Kam, zant' (anzähnen = anreden) die Lants-

knecht an darum

Sprach: „wolt ir in dem Himmel balgen ?

Hebt euch hinaus an liechten Galgen!"

Die Lantsknecht in tüdlich ansahen

Und teten auf Sankt Peter schlählen,

55. Daß in Sankt Peter must entlaufen,

Zum Herren kam mit Echzen (Aechzen) und

Schnauen

Und flagt im über die Lantsknecht.

Der Herr sprach: „dir g'schicht nit Unrecht.

Hab' ich dir nicht gesaget heut:

60. Laß sie drauß, es sînt freche Leut?"
Sankt Peter sprach: „o Herr, der Ding
Verstunt ich nit, hilf, daß ich's bring
Hinaus, sol mir ein Wîzung (Mahnung) sein,
Dâß ich kein Lantsknecht laß herein,
65. Weil sie sînt so mutwillig Leut.“
Der Herr sprach: „eim Engel gebeut (einem
Engel gebiete)
daß er ein Trommel nem zuhant
Und für des Himsels Pforten stant
Und einen Lerman (Alarm) davor schlag!“
70. Sankt Peter tet nach seiner Sag.
Balt der Engel den Lerman schlug (Sobald
der Engel den Alarm schlug)
Loffen die Lantsknecht on Verzug
Gilent aus durch das Himmelstor
Meinten, ein Lerman wer (wäre) darvor.
75. Sankt Peter bschloß die Himselparten
Versperrt die Lantsknecht an den Orten (Ver-
sperrt den Lantsknechten den Himmel)
Da keiner seit (seitdem) hinein ist kummen,
Weil Sankt Peter tut mit in (ihnen)
brummen. —
Doch nemt auf schwankweis (spaßweis) diß Gedicht
80. Wie Hans Sachs on als Arges (ohne an
Böses zu denken) spricht.

Bächtold: Lesebuch II.

65. Altenstücke zur Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft.

a. Der Freiheitsbrief der Urner von König Heinrich. Hagenau, 26. Mai 1231.

Heinrich, von Gottes Gnaden König der Römer und allezeit Mehrer des Reiches, entbietet seinen Getreuen, allen im Tale Uri wohnhaften Leuten, denen der gegenwärtige Brief erzeigt wird, seine Gnade und alles Gute! Des Willens, allezeit das zu tun, was zu eurem Nutzen und Vorteil dienen kann, haben wir euch hiemit von dem Besiße des Grafen Rudolf von Habsburg losge-kaust und befreit und versprechen euch, daß wir euch niemals weder durch Verleihung noch durch Verpfändung von uns veräußern, sondern euch stets zu unsren und des Reiches Diensten

handhaben und schirmen wollen. Wir ermahnen daher eure Gemeinde mit aufrichtigster Zuneigung, daß ihr in Betreff der Einforderung unserer Vogteisteuer und ihrer Bezahlung glaubet und tut, was unser Getreuter Arnold von Aa (? de Aquis von Baden) euch in unserm Namen sagen und zu tun heißen wird, auf daß wir eure bereitwillige Treue loben dürfen, weil wir ihn mit Vorwissen unseres Rates zu euch abzuordnen für gut gefunden haben. Gegeben zu Hagenau am 26. Mai in der vierten Indiktion*.

Oechsli: Quellenbuch I.

b. Aus dem Bundesbrief von 1291.

Im Namen Gottes Amen. 1. Man sorgt für Ehrbarkeit und ist auf die öffentliche Wohlfahrt bedacht, wenn man Bündnisse zu gebührendem Bestand der Ruhe und des Friedens befestigt. Jedermann möge daher wissen, daß die Leute des Tales Uri und die Landsgemeinde des Tales von Schwyz und die Gemeinde der Waldleute des unteren Tales, in Anbetracht der Arglist der Zeit, damit sie sich und das Ihrige eher zu verteidigen und besser im gebührenden Stande zu bewahren vermögen, in guten Treten versprochen haben, sich gegenseitig beizustehen, mit Hilfe, mit jeglichem Rat und jeglicher Kunst, mit Leib und Gut, innerhalb der Täler und außerhalb, mit ganzer Macht und aller Anstrengung, gegen alle und einzelne, welche ihnen oder irgend einem von ihnen irgend welche Gewalttat, Beschwerde oder Beleidigung zufügen und gegen ihr Leib und Gut irgend etwas Böses im Schilde führen würden. 2. Und auf jeglichen Fall hat jede Gemeinde der andern versprochen, ihr beizuspringen, wann es nötig sein wird, Hilfe zu leisten, und in eigenen Kosten, so weit es erforderlich sein wird, dem Angriff Böswilliger zu widerstehen und Beleidigungen zu rächen, indem sie hierüber einen leiblichen Eid darauf geleistet haben, dies ohne Hintergedanken zu halten, und die alte eidlich bekräftigte Gestalt des Bundes durch Gegenwärtiges erneuern.

3. So jedoch, daß jedermann nach dem Stande seines Geschlechts gehalten sein soll, seinem Herrn nach Gebühr gehorsam zu sein und zu dienen.

4. Wir haben auch in gemeinsamem Ratschlag und mit einhelligem Besluß einander versprochen und beschließen und verordnen, daß wir in den vorgenannten Tälern keinen Richter, der

* Indiktion = kaiserliche Zahl. Ein Zyklus von 15 Jahren, in welchem die alten römischen Kaiser dreimal von fünf zu fünf Jahren eine Kopfsteuer erhoben.

dies Amt um irgend welchen Preis oder um Geld irgendwie erkaufst hätte oder der nicht unser Einwohner oder Landsmann wäre, in irgend welcher Weise an- oder aufnehmen.

5. Wenn aber zwischen irgend welchen Eidgenossen Streit entstünde, sollen die Einsichtigsten von den Eidgenossen herzutreten, um die Misshelligkeiten zwischen den Parteien zu schlichten, wie es ihnen zu frommen scheint, und dem Teil, welcher jene Richtung verschmähen würde, sollen alsdann die andern Eidgenossen Gegner sein.

12. Wenn sich aber Krieg und Zwietracht zwischen irgend welchen Eidgenossen erhoben hätte und ein Teil der Streitenden sich weigert, Recht oder Genugtuung anzunehmen, so sind die Verbündeten verpflichtet, den andern zu schirmen.

13. Diese obengeschriebenen zu gemeinsamem Wohle und Heile verordneten Sätze sollen, so Gott will, auf ewig dauern. Zum Beweis dessen ist auf Verlangen der Vorgenannten gegenwärtige Urkunde gefertigt und mit den Siegeln der drei vorgenannten Gemeinden und Täler bekräftigt worden. Geschehen im Jahre des Herrn 1291, zu Anfang des Augustmonats.

Dechsli: Quellenbuch I.

66. Ein Lied von der Eroberung des Thurgau. 1460.

1. Der Krieg der hat sich aber (abermals) erhebt
die richtung ist ufgeschlossen (der Krieg ist eröffnet)
die eidgnösshaft die ist erwegt (aufgeregt)
man hats verklagt, — (verklagt)
das hats gar ser verdrossen*,
2. An dem fürsten von Oestreich
von stammen hochgeboren, —
wie daß sie während unchristenlich
nun merkend mich,
er hat daran verloren**.
3. Sie kamen sin (seinetwegen) in häpslich ban,
das hand sie wol vernomen;
er hat es in (ihnen) getan zur schand
um lüt und land
ist er sin nachi (deshallb nachher) kommen.

* Herzog Sigmund von Oestreich hatte die Eidgenossen wegen der Eroberung Rapperswils beim Papste verklagt, um gegen sie den Bann und das Interdikt zu erwirken.

** Er hat nicht zu seinem Vorteil gehandelt.

4. Sölich flag man hat vernon (vernommen)
in allen eidgenossen; (bei allen . . .)
die bull und brief (päpstliche Schreiben) die sin nun
ton (gekommen)
5. si ligend schon
ze Swiz und Zürich bschlossen (eingeschlossen)
6. Von Unterwalt Heini wölfent
(man lobet in ze fechten)
du bist der gsellen houptman gnent
die hand sich's bkent (bekennit)
sie wellim's am fürsten rechen*.
7. Gen Rapperswil hat er sich gleit (auf Rapperswil
hat er sich geworfen)
man hat in ingelassen;
dem fürsten hat er abgeseit (abgesagt),
gar wol bereit
ein panner ußgestoßen (ausgepflanzt).
8. Luzern du bist ein rechter fern**
din harnist wit ergleitet (erklärt)
diner hilfe wend wir nit emborn (entbehren)
ir tüends doch gern.
ein ganzen züg ir gestet. (ihr schmückt eine ganze
Heerschar.)
9. Wil nun der adel darzuo (dazu) tuon,
so vindt er's bi einandren
uf einer witi (Ebene) ligen schon (schön)
vil mengen man
lichen uf iren landen***.
10. Swiz und Glarus hand dar zuo ton,
(wol uf, ir lieben herren!)

* Die Unterwaldner, an ihrer Spitze der Hauptmann Heinrich Wölfent, erklärten Ostreich zuerst den Krieg (20. September), weil er sie beim Papste verklagt habe. Sie besetzten Rapperswil und pflanzten dort ihr Banner auf.

** Drei Tage nach Unterwalden sandte Luzern den Absagebrief.

*** Der deutsche Adel prahlte, die Bauern sollten nur einmal ins ebene Feld hinauskommen, dort wollten sie schon mit ihnen fertig werden.

hand die von Uri mit in gnon
ins Oberlandz kon;
die pundtschaft wend wir meren*.

11. Also hand si den zug geton,
ze Wintertur finds bliben;
die frommen von Zürich sind zuo in kon,
ir botschaft gen Bern hand si verschriben.
12. Si kamend rösch und zugend bald, (die Berner kamen
frisch und schnell)
si hatend drab (darob) kein grusen;
si kamend mit eim schönen gwalt (mit stattlicher
Macht)
da in der gſtalt
wurdend wol sechzehentusend.
13. Dießenhofen an den Rin,
hert mit quoten muren,
es muoß der eidgenossen ſin:
si sind darin,
es fölt den adel turen (dauern).
14. Was hat der fürſt gewonnen dran?
zum babſt louſt er gon klagen!**
er foll kein brugg am Rin mer ſchlan, (ſchlagen)
ſie wurd nit bestan,
man ließ im nit ein laden. (kein Brett daran.)

Dechsli: Quellenbuch I.

67. Schweizer und Landsknechte.

Nach Pirkheimer.

Ueber das Verhältnis der Landsknechte zu den schweizerischen Söldnern des fünfzehnten Jahrhunderts schreibt der Nürnberger Ratsherr Pirkheimer in seiner Geschichte des Krieges der Schweizer mit den Burgundern:

„Die Schweizer ruhten inzwischen vom Kriegslärm aus. Denn keine Macht war so groß, daß sie nach der Unterdrückung des

* Die Schwizer, Glarner und Urner zogen am 30. September ins Oberland, nahmen Balenstadt, Ridberg, Freudenberg und drangen bis Vaduz, von hier zogen sie nach Winterthur den Zürchern zu, die mittlerweile Ostreich ebenfalls abgesagt und Bern gemahnt hatten.

** Was hat der Fürst damit gewonnen, daß er beim Papste flagte?

Burgunders hätte wagen dürfen, jene herauszufordern. Sie ließen aber wiederholt bald dem Kaiser Maximilian, bald dem Könige von Frankreich auf ihre Bitten Hilfe zugehen; nicht nur deshalb, weil sie ihre junge Mannschaft in kriegerischer Zucht zu üben wünschten, sondern auch, weil sie beide fürchteten oder eher hassen und der Erfolg jedes Teiles ihren Argwohn erregte. In Wahrheit haben alle Deutschen die Waffen und die Gefechtsart, die sie jetzt anwenden, von den Schweizern empfangen, indem sie die Schilde wegwarfen, deren sie sich vorher nach der Sitte aller Nationen bedienten. Durch die Erfahrung lernten sie nämlich, daß jene der Phalanx und der Gewalt der Spieße in keiner Weise widerstehen können. Und deshalb sind bis auf meine Zeit diejenigen, welche Spieße, Hellebarden und Schwerter tragen, Schweizer genannt worden, wenn sie auch mitten in Deutschland geboren waren, bis endlich wegen des Hasses gegen die Schweizer der Name „Landsknechte“, d. i. Soldsknechte aus dem Lande, aufzutreten und berühmt zu werden begann.“

Richter: Quellenbuch.

68. Kirchliche Zustände vor der Reformation.

(Fahrbuch 1907, pag. 149.)

69. Der Sänger.

Von Goethe. (Poesiebuch pag. 30.)

70. Klein Roland.

(Pag. 86.)

71. Rolands Schildträger.

(Pag. 88.)

72. Des Sängers Fluch.

(Poesiebuch pag. 91.)

73. Das Glück von Edenhall.

(Poesiebuch pag. 93.)

74. Bertrand de Born.

Von Uhland. (Poesiebuch pag. 96.)

75. Das Bahrrecht.

Von Schack. (Poesiebuch pag. 150.)

76. Judenverfolgungen im Mittelalter.

(Fahrbuch 1907.)

77. Der schwarze Tod.

Von Lingg. (Poesiebuch pag. 163.)

78. Besuch bei einem Bauern auf dem Zürichberg.

(Deutsches Lesebuch. Prosa pag. 210.)

79. Die Schnitterin.

Von Löwenberg. (Poesiebuch pag. 194.)

80. Joh. Chaldar.

Von Bögtlin. Poesiebuch pag. 197.)

81. Der Graf von Habsburg.

Von Schiller. (Prosa pag. 217.)

82. Der Graf von Habsburg.

Von Tschudi. (Poesiebuch pag. 58.)

83. Alteidgenössische Freudentage.

(Fahrbuch 1907.)

